

Gesellschaftsbilder von Bildungsabsteigern, Arbeitern und Unqualifizierten.
Schlussbericht zum Forschungsprojekt „Soziale Klassifizierungen: Neue Dichotomien
in der gegenseitigen Wahrnehmung von Berufsgruppen?
(Projekt 111-927)

Martin Schmeiser¹
Institut für Soziologie der Universität Bern
martin.schmeiser@soz.unibe.ch

Der Schlussbericht legt im ersten Teil zunächst in Anknüpfung an die Ausgangsthese des Projektes (I.1.) und die Darstellung der Untersuchungsmethode (I.2.) eine exemplarische Analyse zu den sozialen Klassifizierungen eines Bildungsabsteigers dar (I.3.). Im Anschluss daran werden in einem zweiten Teil nach der Darlegung des Forschungsstandes über Gesellschaftsbilder der unteren Mittelschicht (II.1.) Gesellschaftsbilder von Arbeitern (II.2.) und Unqualifizierten (II.3.) dargestellt. Im Anhang finden sich ein Verzeichnis der durchgeführten Interviews (III.) sowie das Literaturverzeichnis (IV.).

I. Zum Gesellschaftsbild von Bildungsabsteigern

I.1. Die ursprüngliche Ausgangsfragestellung des Untersuchungsvorhabens: „Klassifizierungskämpfe“ in der Bildungsgesellschaft Schweiz

Wenn man nach einer statistisch gut abgesicherten These für die Entwicklung der Schweizer Gesellschaft sucht, so fällt auf, dass sie sich in den letzten zwanzig Jahren ein massives Stück weiter hin zu einer Qualifikations-, Bildungs- und Wissensgesellschaft entwickelt hat. Dabei steht der Begriff Wissensgesellschaft mehr für die Nachfrageseite des Geschehens, also eine gestiegene Nachfrage seitens der Wirtschaft und der öffentlichen Arbeitgeber nach Qualifikationen und Kompetenzen. Die Begriffe Qualifikations- und Bildungsgesellschaft bezeichnen dagegen die Angebotsseite, womit sie Ausdruck der Tatsache sind, dass die Bevölkerung sich in stärkerer Masse als zuvor Bildung und Qualifikationen aneignet, so wie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts im Zuge einer sukzessiven Bildungsexpansion eine gestiegene Beteiligung der Bevölkerung an qualifizierter und höherer Bildung ergeben hat (vgl. zu dieser Differenzierung Solga 2005: 28ff.).

Die Durchsetzung der Qualifikations- und Bildungsgesellschaft in den letzten zwanzig Jahren lässt sich an Hand zweier Indikatoren gut erfassen: Ein Indikator für die zunehmende

¹ Mitantragstellerin Claudia Honegger, Projektmitarbeiter Lukas Neuhaus. Da Lukas Neuhaus eine gesonderte Fragestellung untersucht hat, liegt sein Schlussbericht als Synthesebericht „Muster der sozialen Klassifizierung bei Professionen“ getrennt bei.

Qualifizierungs-/Bildungsteilhabe der Schweizer Bevölkerung sind die Zahlen zum Bildungsstand der 25-jährigen und älteren Wohnbevölkerung, wie sie in den Volkszählungen der Jahre 1980, 1990 und 2000 erhoben wurden:

	1980	1990	2000
Tertiärstufe	11	14	21
Sekundarstufe II	42	50	50
Höchstens Sek.stufe I	47	36	29

Tabelle: 25-jährige und ältere Wohnbevölkerung der Schweiz nach Bildungsstand (in Prozent) nach den Volkszählungen 1980, 1990, 2000. Erläuterung: Höchstens Sekundarstufe I (keine oder höchstens abgeschlossene obligatorische Schule ohne Lehrabschluss); Sekundarstufe II (Lehrabschluss oder Matura, Seminar); Tertiärstufe (höhere Ausbildung) (Daten nach Stamm/Lamprecht 2005b: 17).

Während der Anteil der Personen mit Fachhochschul- oder Hochschulausbildung von 11 % im Jahr 1980 auf 21 % im Jahr 2000 zunahm, nahm im selben Zeitraum der Bevölkerungsanteil mit nur obligatorischer Schulausbildung und ohne Lehrabschluss von 47 % auf 29 % ab. Hatte also im Jahr 1980 noch etwa die Hälfte der Wohnbevölkerung keinen Lehrabschluss, so sind es mittlerweile weniger als ein Drittel. Der Anteil derjenigen, der mindestens ein Lehrabschluss oder eine noch höhere Ausbildung hat, ist in dieser Zeit von etwa 50 auf 70 Prozent gestiegen. Und die Personen mit (Fach-)Hochschulabschluss stellen nun nicht mehr nur ein Zehntel sondern bereits ein Fünftel der Wohnbevölkerung dar.

Noch eindrücklichere Befunde ergeben sich, wenn man näher zu bestimmen versucht, welchen Einfluss die Entwicklung der Qualifikations- und Bildungsgesellschaft auf die soziale Grossgruppenstruktur der Gesellschaft hatte bzw. wie sie sich direkt in den Wandel der Sozialstruktur übersetzte. Welcher Wandel der zahlenmässigen Zusammensetzung der einzelnen Berufsgruppen hat sich also zwischen 1980 und 2000 ergeben, wenn man auf die Gewichtsverschiebungen zwischen den unqualifizierten und hochqualifizierten Gruppen schaut? Dazu eignet sich als Indikator die soziologisch ergiebige Gliederung der Erwerbstätigen nach den sog. „sozio-professionellen Kategorien“ des Schweizer Bundesamts für Statistik, wie sie bei den Eidgenössischen Volkszählungen Verwendung findet.

Hier zeigt sich ein markanter Einbruch bei der Gruppe der unqualifizierten Arbeiter und Angestellten: Während sie 1980 noch nahezu ein Drittel der Erwerbstätigen stellte, schrumpfte sie bis ins Jahr 2000 auf 13,5 % zusammen. Unterscheidet man zwischen der ‚bildungsarmen‘ sozio-professionellen Kategorie der „Unqualifizierten“, die den ‚Bildungsstandard‘ (obligatorischer Schulabschluss und abgeschlossene Berufslehre) repräsentierenden sozio-professionellen Kategorien der „qualifizierten nicht-manuellen Berufe“ und der „qualifizierten manuellen Berufe“, und den ‚bildungsreichen‘ (bzw. ‚bildungsintensiven‘) sozio-professionellen Kategorien des „obersten Managements“, der „freien Berufe“, der ange-

stellten „akademischen Berufe und des oberen Kaders“, und der „intermediären Berufe“,² dann kommt man zu dem Resultat, dass die ‚bildungsintensiven‘ Gruppen 1980 nur 20,1 % der Erwerbstätigen stellten, aber im Jahr 2000 37,9 % der Erwerbstätigen bilden. Die Grossgruppe der ‚Bildungsreichen‘ hat damit im Jahr 2000 sogar ein leicht grösseres Gewicht erlangt als die Gruppe des ‚Bildungsstandards‘: Während qualifizierte Angestellte und Arbeiter 1980 noch 40,9 % der Erwerbstätigen stellten, waren es im Jahr 2000 nur noch 36,2 %.

	1980	1990	2000
Oberstes Management	1,4	1,5	3,0
Freie Berufe	0,8	1,0	1,6
Andere Selbständige	9,7	10,0	12,3
Akad. Berufe/Kader	7,7	9,1	11,1
Intermediäre Berufe	10,2	20,5	22,2
Qualif. nicht-man. Berufe	25,6	24,7	25,8
Qualif. manuelle Berufe	15,3	13,4	10,4
Ungelernte	29,3	19,8	13,5

Tabelle: Sozio-professionelle Kategorien der Schweiz (in %) nach den Volkszählungen 1980, 1990, 2000 (Daten nach Stamm/Lamprecht 2005a: 47).

In nur 20 Jahren haben sich demnach soziale Umschichtungen von erheblicher gesellschaftlicher Tragweite ergeben: Die sozio-professionelle Kategorie der „Unqualifizierten“ schrumpfte von einem knappen Drittel der Erwerbstätigen auf eine Randschicht von fast einem Zehntel zusammen. Die bildungsintensive Grossgruppe der akademischen und – weitesten Sinne: – semi-akademischen Berufsgruppen stellten 1980 erst ein Fünftel der Sozialstruktur, im Jahr 2000 dominieren sie aber mit nahezu vierzig Prozent der Erwerbstätigen die Sozialstruktur, weil sich in der Erwerbsbevölkerung der Anteil der intermediären Berufe verdoppelte (nämlich von 10,2 % im Jahr 1980 auf 22,2 % im Jahr 2000), auch die Kategorie „akademische Berufe und oberes Kader“ wuchs in diesem Zeitraum von 7,7 auf 11,1 %, und es verdoppelten sich die Anteile der Freiberufler (von 0,8 auf 1,6 %) und des „obersten Managements“ (von 1,4 auf 3,0 %).

Legt man die soliden Daten des BfS zugrunde, dann hat sich eine massive Zurückdrängung der Unqualifizierten zur Randschicht und möglicherweise Randgruppe ergeben, so wie auch Stellen für „Unqualifizierte“ in den Medien mittlerweile als Mangelware gehandelt werden. Die neue, objektiv tonangebende Gruppe sind die bildungsintensiven bzw. ‚bildungsreichen‘ sozio-professionellen Kategorien, die die zwei Gruppen des Bildungsstandards schon zahlenmässig überholt haben. Ergänzt man die gerade verwendete Gliederungsdimension (bil-

² Als intermediäre Berufe gelten in der Schweizer Statistik Berufe mit einer längeren, spezielleren Berufsausbildung als einer Lehre, aber noch keinem Hochschulstudium (Physiotherapeuten, Sozialhelfer, Bürochefs, Bereichsleiter, Werkmeister und Poliere). Wichtig ist auch, dass sie „Organisations- und Informationsressourcen“ besitzen, aber weniger als die akademischen Berufe und das Kader (vgl. Joye/Schuler/Meier 1996: 73ff.).

dungsreich-bildungsstandard-bildungsarm) um die Differenzierungsachse ‚manuelle - nichtmanuelle Arbeit‘, indem man die beiden sozio-professionellen Kategorien „Unqualifizierte“ und „qualifizierte manuelle Arbeit“ zusammenfasst, dann ergibt sich zudem, dass die durch manuelle Arbeit bestimmten Gruppen 1980 noch knapp die Hälfte der Sozialstruktur stellten (44,6 %), im Jahr 2000 aber fast nur noch ein Drittel der Erwerbstätigen (36,2 %) ausmachen. Neben dem frappanten Bedeutungsrückgang der unqualifizierten Arbeit lässt sich also zudem ein erheblicher Bedeutungsrückgang manueller Arbeit konstatieren.

Letztlich geht es um eine stetige und kontinuierliche Entwicklungstendenz in längeren Zeiträumen, so wie wir etwa für Westdeutschland wissen, dass von den Erwerbstätigen 1965 angeblich noch 63 % Ungelernte waren, 1975 dann 35 %, 1988 23 % und im Jahr 2000 nur noch 18 % (Geissler 2002:339). Insofern man es also auf der Ebene der sozialen Umschichtung mit einem in der Zeit zunächst unmerklich verlaufenden Umbildungsprozess zu tun hat, liegt kein krasser sozialer Wandel vor, so wie etwa das Ende des II. Weltkrieges in der deutschen Gesellschaft mit massiven, abrupten Umschichtungsvorgängen verbunden war (etwa den Deklassierungsprozessen des ehemaligen Besitz- und Bildungsbürgertums). Dennoch ist die Frage von Relevanz, inwieweit diesem sozialen Wandel hin zur Qualifikations-, Bildungs- und Wissensgesellschaft auch ein Wandel auf der Ebene des Deutungshaushalts der Gesellschaft bzw. in der Fremd- und Selbstwahrnehmung der einzelnen sozio-professionellen Kategorien entspricht: Wie werden die manuelle, körperliche Arbeit verrichtenden Gruppen von den in der Überzahl befindlichen Berufsgruppen wahrgenommen, die nicht-manuelle Arbeit bzw. ‚Kopfarbeit‘ verrichten? Auf der Achse ‚bildungsreich-bildungsarm‘ lässt sich fragen, wie die zur Randschicht geschrumpfte Gruppe der „Unqualifizierten“ von der Mehrheit derjenigen wahrgenommen wird, die den Qualifikationsstandard oder mehr haben. Vereint man die beiden nur analytisch zu trennenden Achsen, dann stellt sich die Frage, ob es nicht mittlerweile eine Tatsache ist, dass schwere körperliche und ungelernete Arbeit schon seit längerer Zeit einen Ansehensverlust erlitten hat, und zur „diskriminierten Arbeit“ (Mooser 1983: 276) geworden ist? Dies gilt dann unabhängig davon, dass gebildete und alternative Gruppen in ihrer Freizeit einen Kult der Körperlichkeit pflegen, die Einheit von Hand und Kopf betonen oder eine Wertschätzung von ‚Handarbeit‘ (töpfern etc.) haben.

Umgekehrt ist die Frage von Interesse, was der objektive Ansehensverlust der körperlichen und ungelerneten Arbeit für die zur Randschicht geschrumpften „Unqualifizierten“ in der Selbstwahrnehmung bedeutet: Fühlen sie sich gegenüber der erdrückenden Mehrzahl der Berufsgruppen mit qualifizierter Ausbildung als ‚Bildungsarme‘? Und welche Möglichkeiten haben sie, entsprechende Wir- und Sie-Bilder zu entwickeln, um ihre Selbstachtung zu wahren? Muss man nicht davon ausgehen, dass dem Wandel der Sozialstruktur, so wie er gerade dargelegt wurde, auf gesamtgesellschaftlicher Ebene latent die Herausbildung einer neuen Dichotomie ‚qualifiziert-unqualifiziert‘, ‚bildungsreich-bildungsarm‘ korrespondiert,

die für die gering qualifizierten Personen in zunehmenden Masse Diskreditierung, Stigmatisierung und Anerkennungsverlust bedeutet? So wie wir mittlerweile wissen, dass mangelnde Bildung dramatische lebensgeschichtliche Folgen hat (vgl. dazu die Analyse von Solga 2005), lässt sich ebenso die Frage danach stellen, welches Ausmass an Leiden in dieser Gruppe damit verbunden ist, dass sich die Schweiz in nur gut zwanzig Jahren weiter zu einer Wissensgesellschaft entwickelt hat, und die die Gesellschaft aktuell bestimmenden Grossgruppen sich an dieser Nachfrage ausrichten können, während die „Unqualifizierten“ auf dem Arbeitsmarkt nach der landläufigen Meinung von den besser Qualifizierten „verdrängt“ werden.

Um die These des Entstehens einer neuen Wahrnehmungs- und Bewertungsdichotomie zu überprüfen, wählte diese Untersuchung den Weg der direkten Erhebung wechselseitiger Fremd- und Selbstwahrnehmungen einzelner Berufsgruppen bzw. den Weg der Untersuchung von sozialen Klassifizierungen. Das Untersuchungsvorhaben ging von der Ausgangsthese aus, dass sich mit dem Strukturwandel hin zur Qualifikations- und Bildungsgesellschaft „Klassifizierungskämpfe“ (Bourdieu) zwischen den einzelnen Berufsgruppen intensivieren. Obwohl man Pierre Bourdieu sicher nicht als Phänomenologen, Interaktionisten oder Ethnomethodologen bezeichnen kann, hat er sich wie kein anderer dafür eingesetzt, die „Vorstellungen“ zu berücksichtigen, „die sich die Akteure von der sozialen Welt machen“ (1992: 15). Dabei trat er für eine „wissenschaftliche Analyse des Kampfes um Klassifizierungen“ (1992: 27) ein, die nicht nur zu untersuchen hat, wie Sozialwissenschaftler, staatliche Institutionen und politische Gruppen kollektive Kämpfe um Klassifikations- und Ordnungssysteme führen (vgl. dazu Barlösius 2004 und 2001), sondern vor allem auch analysieren muss, wie sich die Angehörigen der verschiedenen Berufsgruppen und Schichten im Alltag ständig wechselseitig wahrnehmen und charakterisieren. Mit der Wahrnehmung und Bewertung, Klassifizierung und Kategorisierung, Katalogisierung und Abstempelung von anderen, die wir unentwegt vollziehen, erschliesst man nach Bourdieu die Ebene des „täglichen Klassenkampfes“ (1979: 853). Um diese Ebene des „täglichen Klassenkampfes“ zu untersuchen, analysierte das Forschungsprojekt die *sozialen Klassifizierungen*, die die ‚Bildungsreichen‘ über die ‚Bildungsarmen‘ entwickelt haben, und frug danach, welche Vorstellungen „Unqualifizierte“ und manuelle Arbeiter von den „über ihnen“ situierten Statusgruppen haben.

I.2. Das Kartensortierspiel: Zur Untersuchungsmethode

Um diesen Fragen nachzugehen, wurden wechselseitige Wahrnehmungen zwischen unterschiedlichen Berufsgruppen ermittelt. Bei den Befragungen wurde als Einstieg ein bewährtes, in Frankreich und Deutschland erprobtes Sortierspiel mit Berufskarten verwendet, um daran anschliessend einzelne soziale Klassifizierungen über weitere Nachfragen zu ermitteln.

Insgesamt wird ein dreiteiliges Erhebungsinstrument verwendet, welches aus einem einleitenden Kartensortierspiel (a), einem Mittelteil mit offenen Fragen (b), und einer standardisierten Schlusserhebung (c) besteht.

a) Da die direkte Frage danach, wie Angehörige einer bestimmten Berufsgruppe andere Berufe klassifizieren unergiebig gewesen wäre, wurde eine möglichst ergiebige Einstiegsfrage bzw. eine experimentelle Einstiegsaufgabe notwendig. Dazu eignete sich das von Boltanski/Thévenot (1983) entwickelte und von Schultheis et al. (1996) adaptierte Kartenexperiment, bei dem die Betroffenen aufgefordert werden, Berufskarten (fiktive Namensangaben, Bildungsabschluss, Beruf, Stellung im Beruf etc.) nach eigenem Gutdünken zu „sozialen Gruppen“ zusammenzulegen, und schliesslich einen Namen für jede Gruppe zu nennen.

Anders als wie bei den genannten Forschern wird jedoch mit weniger Karten (38 statt 65) und nicht mit Gruppenexperimenten sondern Einzelinterviews gearbeitet. Alle für die Untersuchung ausgewählten Berufsgruppen sind neben ein paar weiteren Berufen enthalten. Es wurde eine Karte mit einer traditionellen, nicht erwerbstätigen Hausfrau aufgenommen, da sie in den Paarhaushalten der Schweiz nur noch zu 28 % vertreten ist (BfS 2003: 39), und von daher abgeschätzt werden kann, ob dieser Lebensentwurf bereits misstrauisch klassifiziert wird. Ferner wurde eine Karte mit einem Langzeitarbeitslosen hinzugenommen, um zu schauen, ob diese Sozialkategorie bei den Befragten in die zu bildenden Kartengruppen der erwerbstätigen Bevölkerung integriert wird, oder ob sie danebengelegt und gesondert klassifiziert wird. Hier eine Kurzübersicht über die entworfenen 38 Karten, die beiden letztgenannten Kärtchen finden sich am Ende der Übersicht:

Name	Schulabschluss	Ausbildung	Beruf
Victor Saner	Matura	4 Jahre BWL, leitende Positionen in diversen Firmen	Unternehmer
Chr. Rawyler	Matura	4 Jahre BWL, Dissertation Dr. rer. Pol.	Manager
Markus Ingold	Matura	4 Jahre Studium, Promot., Habilitation	Professor f. Privatrecht
Br. Portmann	Matura	6 Jahre Med.studium, Diss., Dr. med.	Hausarzt
Alain Wyss	Matura	4 Jahre Rechtsstudium, 1 Jahr Praktik.	Rechtsanwalt, angestellt
R. Bertsching	Matura	5 Jahre Studium, 3 Jahre Dr.-Studium	Chemiker, angestellt
Ursula Rufer	Matura	5 Studium Psychologie	Psychologin, angestellt
M. Heimberger	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 J. Lehre, Berufsmat., 3 J. Fachhoch.	Ingenieur FH Masch.bau
Walter Egli	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 J. Lehre, Berufsmat., 3 J. Fachhoch.	Ingenieur FH Informatik
Sandra Flück	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 J. FH für Sozialarbeit	Sozialarbeiterin FH
Martina Buch	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	5 Jahre Lehrerseminar	Primarlehrerin
Carole Morgen	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 Jahre FH für Journalismus u. Medien	Journalistin
Cornelia Loos	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 Jahre Kindergartenseminar	Kindergärtnerin
D. Geiser	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 Jahre Lehre, Berufsprüfung Detailhandelsspezialist eidg. FA	Abteilungsleiter in grossem Verkaufsgeschäft
D. Tschanz	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 Jahre FH Betriebsökonomie, höhere Fachprüfung dipl. Steuerexperte	selbst. Steuerberater

Kurt Bösiger	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3 Jahre Lehre	selbst. Landwirt
F. Flühler	Obl. Schulz., Realstufe	4 Jahre Lehre	Automechaniker
Marc Christen	Obl. Schulz., Realstufe	3 Jahre Lehre, 30 Wochen Polizeischule	Polizist
H. Zimmer	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	KV-Lehre	Versicherungsvertreter
Sus. Meyer	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Detailhandelsangestellte
S. Leuenberge	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Postbote
Priska Suter	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Reisebüroangestellte
Andrea Zumb	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3jährige Lehre	Krankenschwester
Janine Berger	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Coiffeuse
C. Bachmann	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Sanitärinstallateur
P. Kohler	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Maurer
Daniel Herger	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Dachdecker
Urs Wigger	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Lastwagenchauffeur
Anita Baum	Obl. Schulz., Realstufe	ohne Ausbildung	Kassiererin
Barbara Löt	Obl. Schulz., Realstufe	ohne Ausbildung	Serviertochter
Andrea Ziegler	Obl. Schulz., Realstufe	ohne Ausbildung	Maler
T. Fluri	Obl. Schulz., Realstufe	ohne Ausbildung	Kehrriichtabfuhrarbeiter
Michael Zberg	Obl. Schulz., Realstufe	ohne Ausbildung	Schweisser
P. Rotenbühl	Obl. Schulz., Realstufe	ohne Ausbildung	Tankwart
Monika Kybur	Obl. Schulz., Realstufe	ohne Ausbildung	Putzfrau
Anna Reichm	Obl. Schulz., Sek.-Stufe	3jährige Lehre als Verkäuferin	Hausfrau
M. Stöckli	Obl. Schulz., Realstufe	3jährige Lehre	Zimmermann, 3 Jahre arbeitslos

Übersicht: Das Berufskartensortierspiel: Kurzdarstellung der auf den Karten enthaltenen Angaben.

Aus der Übersicht geht hervor, dass möglichst dem Sprachgebrauch gefolgt wurde („Serviertochter“, „Kehrriichtabfuhrarbeiter“, „Putzfrau“). Bei der Nennung von Ausbildungsabschlüssen wurde etwa bei den PrimarlehrerInnen das „Lehrerseminar“ und nicht die erst vor drei Jahren erfolgte Akademisierung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung aufgeführt; dies hängt damit zusammen, dass die Karten auch mit Blick auf zu interviewende erwachsene Personen zu entwerfen waren – es war also ein repräsentatives soziales Berufsuniversum in etwa so abzubilden, wie es sich um etwa 1980-1990 darstellte.

Das Berufskartenexperiment wurde jeweils von zwei Interviewern durchgeführt und auf Band aufgezeichnet. Beide Interviewer beobachteten aufmerksam den Verlauf und hielten die assoziativ geäußerten Kommentare zu den einzelnen Karten und den sich bildenden Kartengruppen zusätzlich stenographisch fest. Am Schluss des Kartensortierspiels wurden die Betroffenen aufgefordert, die Kartengruppen zu benennen und in eine Rangreihe zu bringen.

b) Nach dem Sortierungsprozess wurden in einer zweiten Interviewphase Nachfragen zu assoziativ geäußerten Kommentaren über einzelne Berufe möglich, wie aber auch zur Namensgebung der gebildeten Gesamtgruppen. In dieser Interviewphase konnten also direkt soziale Klassifizierungen ermittelt werden, und diese konnten sich immer auf die konkreten Berufsgruppen selbst beziehen, oder eben umfassendere Kategorisierungen darstellen, wie

etwa „Schnurri“ für ‚die‘ Akademiker. Hier musste man für konkrete, berufsgruppenspezifische Klassifizierungen ebenso offen sein wie für abstrakte Grossgruppenkategorisierungen. In ersten Teil der zweiten Interviewphase ging es darum, den während des Kartensortierspiels geäußerten Assoziationen und mündlichen Kommentaren zu einzelnen Berufsgruppen nachzugehen, abgeschlossen wurde der erste Teil der zweiten Interviewphase mit der offenen Frage danach, ob es Berufsleute gibt, die einem sympathisch oder weniger sympathisch sind.

In der offenen Interviewphase wurde die interviewte Person dann ferner gebeten, einen typischen Tagesablauf bei ihrer Arbeit zu schildern. Das war u. a. deshalb wichtig, weil erst die Arbeitsplatzbeschreibung es ermöglicht, abzuschätzen, welche realen Kontaktchancen zu anderen Berufsgruppen vorliegen, und sich über diese Optionen und Restriktionen in den Gelegenheitsstrukturen erst wirklich erschliessen lässt, warum die einzelnen Klassifizierungen entweder abenteuerlich oder realitätsgerecht ausfallen. Weitere Fragen betrafen zunächst Kontakte am Arbeitsplatz („Wo essen Sie zu Mittag? Mit wem essen Sie zu Mittag? Und wie ist das allgemein in ihrem Betrieb: Wer isst mit wem?“), dann Kontakte während der Arbeit und schliesslich die Beziehungen zu BerufskollegInnen in- und ausserhalb des Betriebs. Hinzukamen Fragen zur Freizeit, zur Nachbarschaft und zum Quartier etc. Zunächst ging es hier um eine konkrete Beschreibung der Tätigkeit und Situation am Arbeitsplatz und im Betrieb, dann wurde sukzessive auf die Wahrnehmungen von Arbeitskollegen, die im betrieblichen Umfeld befindlichen, über und unter einem stehenden Berufsgruppen zugesteuert, und schliesslich wurde noch die Sozialwahrnehmung in der sozialräumlichen Nachbarschaft ermittelt.

c) Am Ende des Interviews folgte ein standardisierter Teil, der 50 Fragen enthielt. Hier ging es um die Herkunftsfamilie, Fragen zur Person und Schulbiographie, zur Berufsbiographie, zu Zivilstand und eigener Familie, Religion, Wohnort und Nachbarschaft.

Die Interviews wurden in Forschungsseminaren mit Hilfe von Studierenden erhoben und zum überwiegenden Teil auch von ihnen transkribiert. Angestrebt wurde eine möglichst breite soziale Streuung um Interviewpartner aus allen sozialen Schichten, Milieus und Berufen zu gewinnen. Dazu führte Martin Schmeiser im SS 2005, WS 2005/06 und HS 2007 Forschungsseminare an der Universität Bern durch. Im SS 2007 bot sich dann Martin Schmeiser über eine Veranstaltung an der Universität Sankt Gallen die Möglichkeit, durch Studierende gezielt Interviews mit Managern, Bankern, Juristen etc. durchzuführen, um so auch Führungspositionen angemessen im Sample zu repräsentieren. Daneben ergab sich im SS 2006 für Martin Schmeiser die Option, an der Universität Tübingen noch 25 Interviews mit einer breiten sozialen Spannweite in Süddeutschland zu realisieren, während Lukas Neuhaus im WS 2006/07 an der Universität Fribourg unter Mithilfe von Studierenden 18 Interviews mit Personen aus der Romandie führte. Daneben wurden gemeinsam noch einige

Interviews mit Arbeitslosen in einer Arbeitslosenorganisation in Biel geführt, Versuche der Gewinnung von Interviewpartnern über die Kontaktierung von Arbeitgebern resp. Industriebetrieben waren nicht erfolgreich. Insgesamt wurden 107 Interviews gemacht.

Die Untersuchung war als explorative Studie angelegt, da der Gegenstandsbereich kaum erschlossen ist. Das bedeutete, dass die Studie auf Repräsentativität in dem Sinne verzichten musste, als sie nicht die prozentuale Verteilung einzelner sozialer Klassifikationen in Bezug auf bestimmte Gruppen angeben konnte. Sie war aber sehr wohl in der Lage, basale Typen der Klassifizierung in Abhängigkeit von der Berufsgruppenzugehörigkeit zu ermitteln.

Im Mittelpunkt der Arbeit stand weniger die ausschliesslich in den fallspezifischen Besonderheiten sich versenkende Interpretation mit dem Ziel des vollständigen individuellen Fallverstehens, so wie dann in der objektiven Hermeneutik über die Strukturgeneralisierung ein Fall zum Typus erklärt wird (vgl. Wohlrab-Sahr 2003: 127), sondern die Konstruktion sozialer Grundtypen (vgl. etwa Schmeiser 1996). Sie konnte dadurch ermittelt werden, dass man bspw. bei mehreren Interviews mit Ungelernten in der Durcharbeitung des Materials am Ende in der Lage war, den Annäherungsfall eines genuin Ungelernten zu bestimmen.

1.3. Exemplarische Analyse zu den sozialen Klassifizierungen bei einem Bildungsabstieg: Das Gesellschaftsbild des Sicherheitsdienstmitarbeiters Markus T.

Die Ausgangsvermutung des Untersuchungsvorhabens war, dass die Veränderungen der Grossgruppenstruktur der Gesellschaft im Zuge der Durchsetzung der Bildungs- und Qualifikationsgesellschaft zu Veränderungen in der sozialen Klassifizierung von „Unqualifizierten“ und Hochqualifizierten geführt haben könnten, und diese Veränderungen sich im alltäglichen „Klassenkampf“ (Bourdieu) der wechselseitigen Wahrnehmungen und Bewertungen ausdrücken müssten. Für solche „Klassifizierungskämpfe“ zwischen ‚bildungsarmen‘ und ‚bildungsreichen‘ Gruppen fanden sich in den über hundert durchgeführten Interviews keine Anhaltspunkte, obwohl diese sozial weit gestreut waren, d.h. sehr unterschiedlich qualifizierte Berufsgruppen betrafen: Wirtschaftliche Führungskräfte, Juristen und Banker, Mediziner, Ingenieure, Lehrer, Pflegeberufe, kaufmännische Lehrberufe, handwerkliche und gewerbliche Lehrberufe und Ungelernte.

Genuine Vorbehalte gegenüber akademischen Gruppen und Vorbehalte gegenüber unqualifizierten Personen fanden sich zwar, aber sie fanden sich gleichzeitig in ein und derselben Person, und zwar bei einem jungen Mann, der nach dem Abitur und zwei fehlgeschlagenen Studienversuchen über einen ursprünglichen Nebenjob als Sicherheitsdienstmitarbeiter sein berufliches Auskommen fand. Wir haben die Analyse dieses Falles hier angefügt, weil sie uns zum einen bedeutsam für die ursprüngliche Thematik des Untersuchungsvorhabens scheint: Ressentiments gegenüber Unqualifizierten und Ressentiments gegenüber Akademikern treten im Falle eines Bildungsabstiegs auf, Bildungsabstiege werden aber mit der im-

mer weiter vorangetriebenen Durchsetzung einer Bildungs- und Qualifikationsgesellschaft zu einem auch empirisch bedeutsamen Regelfall des Scheiterns. Zum anderen ist es mir auch wichtig, Umfang und Komplexität der Analysearbeit an einem exemplarischen Fall schildern zu können.

In einem ersten Schritt wird ein Porträt des Falles dargestellt und es werden Vorabhypothesen zu seiner Klassifizierungspraxis aus der Kenntnis seiner sozialen Position heraus entwickelt (I.3.a). Dann werden die Ergebnisse des Kartensortierspiels und die von Markus getätigten Klassifizierungen im Detail dargestellt (I.3.b.) Dann wird das Gesellschaftsbild von Markus T. in drei interpretativen Schritten entwickelt: Behandelt wird seine Sicht auf die „oberen“ Gruppen, seine Sicht auf „unten“, und seine Sicht auf die „Mitte“ der Gesellschaft (I.3.c). Abschliessend wird die Bedeutung des Falles mit Blick auf die Ausgangsthese resümiert (I.3.d.).

I.3.a. Zum Fall Markus T.: Porträt und kurze Vorabinterpretation

Das Porträt

Markus T. wird 1980 in Portugal geboren. Er ist heute 26 Jahre alt. Seine Mutter stammt aus Portugal, sie hat dort eine „wirtschaftliche Ausbildung“ und in der Schweiz das „KV“ gemacht, war aber bis zum 16. Lebensjahr von Markus „nie berufstätig.“ Über den Grossvater mütterlicherseits heisst es, dieser habe in Angola bis zur „Unabhängigkeit von den Kolonien“ Hotels und „eine kleine Kette“ mit Elektrogeschäften besessen. Nach der Unabhängigkeit (1975) habe er „alles furt gehabt.“ Markus' Vater ist Schweizer. Er hat den „Eidgenössischen Diplomierten Kaufmann“ und eine Buchhalterausbildung absolviert, danach lebt und arbeitet er sechs Jahre in Portugal, wo die zwei Söhne der Familie zur Welt kommen.

1992 kehrt die Familie in die Schweiz zurück, Markus ist zu diesem Zeitpunkt zwölf Jahre alt. Die Familie und auch Markus wohnen seitdem in der Agglomeration einer mehr als 100.000 Einwohner zählenden Schweizer Stadt. Markus' Vater ist „Unternehmer.“ Der Grossvater väterlicherseits habe einen „Laden mit Stoffresten aufgetan“, Markus Vater ist „ziemlich früh dann bei seinem Vater eingestiegen“ und hat „daraus dann ein Unternehmen gemacht.“ Es existieren mehrere Filialen, in denen auch Verwandte arbeiten.

Markus hat einen drei Jahre älteren Bruder, der nach einem wirtschaftswissenschaftlichen Studium im Augenblick zum einen bei einer Bank „mehr in einer KV-Funktion“ arbeitet, zum anderen hat er mit seiner Frau, die Lehrerin ist, eine Art „Nachhilfezentrum“ gegründet, er hat „einfach viel Lehrer quasi eingekauft, die hier Nachhilfe“ geben. Markus charakterisiert seine Herkunftsfamilie als „eher wohlhabend“ und „gut bürgerlich.“ Man hätte nie „sparen müssen“, sei in den Ferien „immer in sehr gute Hotels gegangen“, die Mutter habe am Mittag gekocht und einen danach „zum Musikunterricht gefahren“, man habe am Wo-

chenende „immer was gemacht.“ Auch nach der Scheidung der Eltern, sie erfolgt als Markus sechzehn (1996) Jahre ist, hätte es keine Probleme gegeben.

Markus absolviert die Sekundarstufe und macht 1998 das Abitur. Bis zur fünften Klasse habe man sich zu Hause auch um die Hausaufgaben gekümmert, danach seien „vor allem Klassenarbeitsnoten wichtig gewesen.“ Vor der Matura will er „Linienpilot“ werden. Im letzten Schuljahr ist er in Geschichte „der Beste“, in Mathematik „unterdurchschnittlich schlecht“ und beim „Rest etwa so mittendurch.“ Nach der Matura studiert er an der Universität zunächst Wirtschaftswissenschaften, wechselt dann auf Jurisprudenz, besteht aber dann zweimal die Prüfungen nicht. Dann hat er mit dem Unistudium „fast ein bisschen abgeschlossen, (...) wer weiss, wenn ich pensioniert bin.“ Während des Studiums hat Markus nebenher bei einem Bewachungsdienst gearbeitet. Rückblickend spricht er von einer „Fehlentscheidung“, dass er während dem Studium „berufstätig“ war, „weil dann investiert man zu wenig ins Studium.“ Nach dem es ihn an der Universität „ussakeit“ (rausgeflogen) hat, wechselt er vom Neben- zum Hauptberuf im Bewachungsdienst. Seit einem Jahr hat er die Firma gewechselt, er ist nun als Objektschützer an einem Bahnhof tätig. An weiteren Ausbildungen erwähnt Markus, dass er interne Kurse besuchte und eine Prüfung als „Ordnungsdienstmitarbeiter“ habe ablegen müssen, die Möglichkeit des „Eidgenössischen Fachausweises in Sicherheit und Überwachung“ sei aber „weit weg, wenn man nicht gerade Gruppenleiter“ ist. Nebenher besucht er die „Handelsschule“, und dann fügt er noch hinzu, dass er das Segelflugbrevet gemacht hat, „das wäre doch ein Abschluss.“ Die Ausbildungen im Sicherheitsbereich sind seiner Meinung nach „eigentlich nichts wert ausserhalb der Sicherheitsbranche.“

Markus ist nun seit insgesamt fünfeinhalb Jahren im Sicherheitsdienst tätig. Viereinhalb Jahre davon hat er Bewachungsobjekte auf Rundgängen im privaten Sicherheitsdienst betreut. In dieser Zeit wollte er „auch Polizist“ werden, die „Selektion“ habe er zwar bestanden, man habe ihn aber nicht genommen. Seit etwa einem Jahr ist er im Patrouillendienst im Bahnhof und damit im öffentlichen Sicherheitsdienst tätig. Unterbrüche in seinem Erwerbsleben gibt es nicht, er hat „bis jetzt keinen einzigen Tag Arbeitslosengeld kassiert, das gefällt mir so.“ Markus verrichtet seinen Dienst nach einem Briefing in einer Zweier-Patrouille. Es existiert ein „Laufplan“, bei „Notfällen“ – „meist (...) ein Ladendieb oder eine Auseinandersetzung mit einer Person“ – ist er vor Ort und „schlichtet“ oder führt mit „Zwangsmassnahmen der Polizei“ zu. Auch technische Probleme bei Liften und Rolltreppen erledigt er. Als „Hauptaufgaben“ seiner Tätigkeit nennt er: „Präsent sein“, „Informationen geben“, „technische Einrichtungen kontrollieren“ und „Notfälle.“ Während der Arbeit hat er „viel einfach mit Leuten Kontakt, die vorbei kommen“: „Bahnkunden, Touristen, nachher natürlich noch mit – ich definiere sie jetzt als – ‚Patienten‘, das wären Drogenabhängige, oder andere, die irgendein Problem haben, oder irgendeinen Blödsinn machen. Und dann halt auch oft mit SBB-Mitarbeitern.“ Kaum Kontakte hat er während der Arbeit „mit der untersten Stufe, also ei-

gentlich mit der ganz untersten Stufe, Drogenabhängigen und so, habe ich halt zwangsläufig Kontakt. Weil sie einfach dort sind, aber das ist nicht mein Wille, mit denen Kontakt zu haben. Also, höchstens, dass ich diesen schnell was zuhöre. Aber mit diesen will ich eigentlich nichts zu tun haben, ausser, dass sie machen, was ich will. Mit diesen ohne Ausbildung, ist es noch schwierig da, na gut, es gibt noch einige Putzer da im Bahnhof während der Nacht. Mit diesen habe ich eigentlich auch nur kurzen Kontakt. So talkmässig, und dann ist gut. Da habe ich auch nicht einen tieferen Kontakt mit denen.“

Unter der Woche hat er während der Arbeit mit fast allen seiner etwa 20 Arbeitskollegen regelmässigen Kontakt. In seinem Mannschaftsraum essen die Objektschützer „am gleichen Tisch mit Bahnpolizisten.“ Man könne auch in den Pausenraum der Bahn gehen, „da sind noch Zugsbegleiter“, aber meist bleibt man „intern.“ In der Freizeit hat er „eigentlich weniger“, „eher selten, selten“ Kontakt zu den Arbeitskollegen. In seinem Umkreis „hat es schon mehr Leute jetzt, die entweder studieren oder zumindest sagen wir mal Matur gemacht haben, schon das Umfeld. Vereinzelt auch Leute, die einfach nur eine Lehre gemacht haben. Aber jetzt mein Umfeld ist schon mehr die, welche noch Studenten sind oder einfach Matur haben.“ An beruflichen Tätigkeiten seines engeren Bekanntenkreises erwähnt Markus eine Krankenschwester in Ausbildung, die zuvor nach der Matura studiert und dann abgebrochen hat, dann „natürlich auch Leute, die normale Lehre gemacht haben, das ist von Feuerlöschkontrolleur oder Vertreter von einer Firma, bis eben Studenten, und da fast alle Richtungen.“ „Mehr ein bisschen Jus, Wirtschaft, und jetzt weniger Psychologen oder die Richtung. [Interviewer: Also nicht unbedingt philosophisch-historisch ...] Ja, das wollte ich eigentlich sagen. Die Betonung auf rationell denkende Leute.“ Markus T. erwähnt bei der Frage nach guten Freunden vier Personen, zwei die er schon mehr als zehn Jahre, und zwei, die er seit 5 Jahren kennt, er trifft sie etwa alle vierzehn Tage.

Danach gefragt, welchen Berufskollegen er persönliche Dinge anvertrauen würde, und welchen nicht, versteht Markus die Frage nicht richtig und antwortet bezogen auf Leute, mit denen er während seiner Arbeit Kontakt hat und bezogen auf die Berufsgruppen des Kartensortierspiels: „Also, der untersten Stufe, Drogensüchtige, nicht. Ohne Lehrabschluss nicht. Was haben wir da gehabt? Die einfachen Berufe und Realstufe eher auch weniger. Ich würde da differenzieren: Die mit Lehrabschluss, ab denen könnte man etwas anvertrauen, das wäre so die Stufe. Aber unter dieser Stufe, da würde ich gar nichts anvertrauen. [Interviewer: Und warum eher nicht?] Für mich sind die in meinen Augen ein bisschen geistig ... äh – tönt arrogant – aber vielleicht eine Stufe tiefer als ich. Und irgendwie habe ich das Gefühl, wenn ich diesen was anvertrauen würde, würden sie das Zeug grad weiterverbreiten und ausplappern (...).“ Danach befragt, ob er mehr Kontakt zu sozial höher gestellten oder mehr Kontakte zu Arbeitern oder Angestellten haben möchte, findet er die momentane „Mischung (...) etwa das Ideale, wo man gleich solche kennt, die eine Lehre gemacht haben, und solche, die halt eine höhere Ausbildung haben. (...) Wenn ich jetzt nur mit solchen, die

einen Hochschulabschluss haben, Kontakt hätte, dann wäre es glaube ich nicht das Ideal. Die sehen manchmal die Sachen viel zu stur fast. Nur mit solchen mit Lehre, die einen Lehrabschluss haben, wäre es vielleicht manchmal, ja, zu oberflächlich, teils [bei bestimmten] Themen könnten die gar nicht mitreden. So finde ich etwas zwischendrin ideal.“

Es gibt etliche Restaurants, wo er gerne „sehr gut“ essen geht. Als Raucher „boykottiert“ er „regelrecht“ die rauchfreien Lokale. Auch in das Jugendkulturzentrum seines Wohnorts geht er auf keinen Fall, „das ist einfach [eine] unruhestiftende linke Anstalt.“ Markus ist Mitglied im Handballverein und Passivmitglied der Rettungsfluggesellschaft. Er kann sich nicht vorstellen beim Verkehrs Club der Schweiz oder bei Green Peace Mitglied zu werden, da er deren „Philosophie (...) nicht ernst nehmen kann“: „Die gehen einfach davon aus, die Wirtschaft sollte zwar wachsen, aber die Umwelt geht vor, und sie berücksichtigen nie, dass es den Leuten zuerst gut gehen muss, damit sie etwas für die Umwelt machen können.“

Markus ist schon seit seiner Kindheit in derselben Agglomeration ansässig, in der Strasse, wo er wohnt hat es nur „Terrassenhäuser.“ In seinem Wohnquartier „hat sicher jeder einen Lehrabschluss, (...) eher sogar ein bisschen besser.“ Es gibt „etliche Juristen“, „Unternehmer“, „Informatiker“, „aber man findet keinen Mechaniker oder einen, der nur eine KV-Lehre hat.“ Das Verhältnis zu ihnen ist „gut, freundschaftlich.“ Er geht mit ihnen nicht „in den Ausgang“, aber „man trifft sich bei Festen“ oder sie kommen mal an einem Abend in die Wohnung und „trinken etwas.“ Markus ist ledig und wohnt alleine. Er kann sich nicht vorstellen in einem Quartier zu wohnen, wo es „ziemlich viel von der unteren Stufe“ und „Überfremdung“ hat. Wenn man Familie hat kann er sich „gar nicht vorstellen“, dass da „irgendwie von 20 Schülern 18 Ausländer sind, wo kaum Deutsch können.“

Bei der Frage nach den Umständen, die seinen bisherigen Lebensverlauf bestimmt haben, erwähnt er, dass die Sicherheitsbranche „in (s)ein Leben gestossen“ ist, und dies eine „kleine Wende“ ergeben habe. Sein Ziel ist es, „noch dort irgendwas zu machen“, es entweder „in Richtung Ausbildung“ beim Sicherheitsdienst oder nochmals bei der Polizei zu versuchen. So zu bleiben wie er „gerade“ ist, sei sicher nicht das Ziel, „also normaler Patrouilleur ist nicht ein Lebensziel.“ Markus ist „nicht ganz unzufrieden.“ Danach befragt, ob sein Beruf ein „guter Beruf“ sei, führt er aus, dass dieser zu einem passen muss, und dann sei auch der Putzfrauenberuf für die, die dran Freude haben, ein guter Beruf. In seinen Augen ist ein „besserer Beruf“ ein solcher, wo man „immer wieder“ den Wissensstand verbessert, in diesem Sinne sei sein Beruf „gut, einigermaßen gut, in Führungsstrichen. Ist jetzt für mich nicht der ideale Beruf, aber für die Übergangslösung ist er nicht schlecht.“ Eine Nachbefragung ergab, dass sich Markus für längere Zeit bei seinem Arbeitgeber verpflichtet hat, da er den „Fachmann für Sicherheit und Bewachung mit eidgenössischem Fachausweis“ machen will, eine berufsbegleitende Ausbildung von zwei Semester Dauer.

Fallinterpretation und Vorabhypothesen zur Klassifizierungspraxis

Es folgt nun eine Analyse der objektiven Daten des Falles, aus der heraus Vorabthesen zur Klassifizierungspraxis und Klassifizierungslogik von Markus entwickelt werden:

Das Anforderungsprofil von Markus Arbeitgeber, der die Sicherheit im öffentlichen Verkehr gewährleistet, setzt für „alle Tätigkeiten“ in diesem Bereich nicht nur einen „tadellosen Leumund sowie geordnete finanzielle Verhältnisse“ voraus, sondern macht auch eine „abgeschlossene Berufslehre“ zur Anstellungsbedingung. Insofern Markus seine Matura als ein Äquivalent zu einer Berufslehre betrachtet, und den absolvierten Kursus zum „Ordnungsmitarbeiter“ oder die gerade begonnene zweisemestrige Ausbildung zum „Fachmann für Sicherheit und Bewachung mit eidgenössischem Fachausweis“ als Weiterbildung betrachtet, könnte er bei einer Selbsteinstufung seiner Tätigkeit in die von ihm gebildete Rangreihe seine Patrouillentätigkeit durchaus in die Kategorie „Lehrabschluss und Weiterbildung“ einreihen, in der er auch den Polizisten einsortiert hat, der etwa im Kanton Bern neben einer „abgeschlossenen Berufslehre oder gleichwertigen Ausbildung (z. B. Matura)“ noch 30 Wochen Polizeischule absolvieren muss.

Trennt man jedoch scharf zwischen allgemeinbildendem Schulabschluss einerseits, und berufsqualifizierender Ausbildung in Gestalt einer Lehre oder eines Fachhochschul- bzw. Universitätsstudiums andererseits, sind auch andere Einreihungen von Markus Position möglich: Geht man davon aus, dass es für einen Maturanden nicht üblich ist, in eine berufliche Tätigkeit als Patrouilleur einzumünden, so lässt sich mit Blick auf seine hohe Schulbildung von einem Abstieg sprechen. Er ist insofern überqualifiziert, als im Sicherheitsdienst die übliche Zugangsvoraussetzung ein berufliche Lehre ist, die wiederum in den meisten Fällen das Absolvieren der obligatorischen Schulzeit auf Real- oder Sekundarstufe voraussetzt, aber eben nicht die Matura, die offenbar im Fall seiner Anstellung als Äquivalent für einen Lehrabschluss gegolten hat, so wie die Kantonspolizei Lehre und Abitur als gleichwertig betrachtet. Diese Bewertungsperspektive lässt sich auch mit der Formulierung zum Ausdruck bringen, dass man mit einer Matura objektiv nicht in den Patrouillendienst gehört. Wer an die Matura kein Universitäts- oder Fachhochschulstudium anschliessen will, weil ihm dazu entweder die Noten nicht ausreichend erscheinen (Markus bezeichnet sich in den meisten Fächern als „mittendurch“), oder weil ihn das ‚Praktische‘ mehr als das ‚Theoretische‘ interessiert, dem stehen immer noch eine grosse Reihe von Ausbildungsmöglichkeiten offen, die auf eine Qualifikationsebene zielen, die das Schweizerische Bundesamt für Statistik als „intermediäre Berufe“ charakterisiert, womit sie zum Ausdruck bringt, dass man einen Ausbildungsgang gewählt hat, der noch keinem Studium entspricht, der aber höhere Anforderungen voraussetzt als eine traditionelle Berufslehre. So gesehen, wäre Markus durch seine berufliche Positionierung unter den Möglichkeiten geblieben, die ihm sein Schulabschluss bietet: Weder ist ihm die Realisierung eines Hochschulstudiums gelungen, 80 % der MaturitätsabsolventInnen setzen ihre Ausbildung an einer universitären Hochschule fort (vgl. BfS

2006: 5), noch hat er eine anspruchsvollere, längere Berufsausbildung in Angriff genommen.

Auch für eine Person, die das Abitur mehr für Allgemeinbildung hält, und die stattdessen die Wertschätzung ihres Gegenübers danach bemisst, ob sie ‚etwas Vernünftiges‘ bzw. ‚Reelles erlernt‘ hat, könnte mit Blick auf die Ausbildungsbiographie von Markus davon sprechen, dass er nicht einmal den Normalstandard einer absolvierten Berufslehre erreicht hat. Neben der allgemeinbildenden Matura hat er an beruflicher Ausbildung nur einen wenige Wochen dauernden Kursus zum „Ordnungsdienstmitarbeiter“ absolviert, und nimmt nun lediglich die einjährige Ausbildung zum „Fachmann für Sicherheit und Bewachung“ in Angriff. Und insofern er ja nicht eine längere berufspraktische Ausbildung wie die meisten seiner Arbeitskollegen absolviert hat, könnte man den Fall streng genommen auch in die ihm selbst nicht sympathische Gruppe der Menschen „ohne Ausbildung“ einreihen, auch wenn er sicher den Zusatz für notwendig erachten würde, dass er zwar keine genuine berufliche Ausbildung, dafür aber den höchstmöglichen schulischen Bildungsgrad erlangt hat.

Eine weitere Möglichkeit, beim vorliegenden Fall von einem Abstieg zu sprechen, besteht darin, die berufliche Positionierungsleistung von Markus als Patrouilleur in Bezug zum erreichten sozialen Status seines Herkunftsmilieus zu setzen. Hier stellt sich das Problem, dass man entweder die Ausbildung des Vaters als „Kaufmann“ zum Bezugspunkt nehmen kann, oder seine erfolgreiche berufliche Positionierung als „Unternehmer.“ Insofern der Vater von Markus selbst kein Universitätsstudium absolviert hat, muss man den erfolglos bleibenden Studienversuch von Markus nicht als eine Art Abstieg in dem Sinne betrachten, dass der Fall familiären Erwartungen an eine Statusreproduktion nicht erfüllt hätte. Auch wenn es dem älteren Sohn der Familie gelungen ist, ein Wirtschaftsstudium erfolgreich abzuschliessen, muss dies nicht heissen, dass der Vater als eine wirtschaftlich erfolgreiche Person gegenüber beiden Söhnen die Erwartung hegte, dass sie erfolgreiche Universitätsabsolventen werden sollen. Sicher war der Familie bekannt, dass von den Schweizer Managern viele einen Hochschulabschluss besitzen (etwa 60 % waren es bei den Jahrgängen 1945-55; vgl. Rothböck et al. 1999: 480), es ist aber ebenso wahrscheinlich, dass dem Vater auch eine ‚reelle‘, nichtdiplomierte Bewährung in der freien Wirtschaft als Erfolgskriterium gleichwertig gewesen ist. Von familiärem Abstieg lässt sich eher reden, wenn man den Blick auf die erfolgreiche Positionierung des Vaters als „Unternehmer“ richtet: Auch wenn der Vater nicht ohne familiäre Starthilfe erfolgreich war, insofern er eben in das vom Grossvater aufgetane Stoffrestegeschäft „eingestiegen“ ist, hat er sich insofern im Berufsleben erfolgreich bewährt, insofern nun mehrere Filialen existieren, wo vorher nur ein Laden war. Während der Vater selbständig ein Gewerbe betreibt, ist aus Markus nur ein angestellter Patrouilleur geworden: Der Unternehmersohn Markus hat es nur zum Sicherheitsdienstmitarbeiter gebracht.

Wie die bisherige Analyse zeigt, kann die Bildungs- und Berufsbiographie von Markus mit Blick auf mehrere Angemessenheitsnormen als eine Art Scheitern bzw. ein Abstieg gewertet werden: In familiärer Hinsicht hat Markus insofern keinen herkunftsaffinen sozialen Status erreicht, da er in einer nicht sehr hoch dotierten Angestelltenposition eingemündet ist, während der Vater eine materiell einträgliche Selbständigenposition errungen hat, wobei zudem auch der ältere Bruder von Markus mit der Gründung eines „Nachhilfezentrums“ offenbar auf dem Sprung ist, wiederum wie der Vater einen Selbständigkeitsstatus zu erlangen. Und gemessen an dem von ihm erreichten Bildungsabschluss ist Markus in mehrerer Hinsicht unter seinen objektiven Möglichkeiten geblieben: Es ist ihm nicht gelungen, die Hochschulzugangsberechtigung in ein erfolgreiches Hochschul- oder Fachhochschulstudium umzusetzen. Er hat stattdessen auch nicht eine der zahlreichen für Maturanden offen stehenden Möglichkeiten einer anspruchsvolleren Berufsausbildung verwirklicht. Und er verletzt drittens auch die Standarderwartung, die man an die Normalbiographie eines Schweizers stellen kann, nämlich dass er wenigstens eine ordentliche Berufslehre absolviert hat.

Die gerade vorgenommene Aufzählung eines mehrfachen Scheiterns lässt aber zwei Sachverhalte unerwähnt: Läge ein Migrationshintergrund vor, könnte man mit der Vorstellung arbeiten, dass für ethnische Minderheiten die Integration in das Bildungssystem einfacher zu bewerkstelligen ist als die sich anschließende erfolgreiche Positionierung ins Berufssystem des Ankunftslandes. Demnach würde die Misserfolgsbilanz von Markus schon weniger drastisch ausfallen, da man von einer Teilintegration sprechen kann: Immerhin hat er es zur Matura gebracht, aber er hat sich angesichts seiner nur durchschnittlichen Abiturzeugnisse wahrscheinlich mit der Inangriffnahme eines Wirtschafts- bzw. Jurastudiums übernommen, so dass ihm anschliessend an den Studienabbruch und nach erfolgloser Bewerbung bei der Polizei nur eine berufliche Situierung in der Notlösung des Patrouilleurs übrig blieb. Ein genuiner Migrationshintergrund liegt zwar nicht vor, Markus sagt von sich er sei „Schweizer und Portugiese“, aber sicher lässt sich von einer Assimilations- und Integrationsproblematik sprechen, da Markus erst im 12. Lebensjahr von Portugal in die Schweiz umsiedelte. Markus erwähnt eine solche Problemlage im Interview nicht, es ist aber plausibel, von ihrer Existenz auszugehen.

Der zweite Einwand, der sich für eine Entdramatisierung seiner Berufsbiographie als Abstieg und Scheitern anbietet, wird deutlich, wenn man die Studienwahl in Relation zu seinen Ambitionen setzt. Abgesehen davon, dass Markus beim Kartensortierspiel zu Erkennen gibt, dass ihm ein Unternehmer „sehr, sehr sympathisch“ ist, weil er etwas „leistet“ und „Verantwortung“ trägt, finden sich sonst keine weiteren Äusserungen, die darauf schliessen lassen, er habe genuine Ambitionen gehabt, mit einem Wirtschafts- oder einem Jurastudium in irgendwelcher Hinsicht wie sein Vater oder sein älterer Bruder die Bewährung in einem wirtschaftlichen oder wirtschaftsnahen Umfeld zu suchen. Glaubhafte motivationale Absichtsbekundungen beruflicher Art finden sich durchaus: Dem während der Gymnasial-

zeit gehegten Wunsch, „Linienpilot“ werden zu wollen, entspricht eine reale Ambition, da er das Segelflugbrevet gemacht hat. Und der kurz nach dem Studienabbruch geäußerten Absicht, „Polizist“ zu werden, entspricht die Bemühung, sich dem Selektionsverfahren der kantonalen Polizei zu stellen. Dass er nach der Ablehnung bei der Kantonspolizei beim Sicherheitsdienst geblieben ist, zeugt ja von einer Motivkonstanz: An die Stelle des Polizistenberufs tritt der Kompromiss der Aufnahme einer wahlverwandten Tätigkeit im Ordnungsdienst.

Markus T. hat eine Präferenz für die Ausübung männlich konnotierter Tätigkeiten, wobei der Linienpilot mehr in der Verantwortungsdimension herausragt, während der Polizistenberuf mehr mit autoritärer Machtbefugnis assoziiert wird, und beiden Berufen schliesslich gemeinsam ist, dass es sich um uniformierte Berufe handelt. Uniformen erfüllen objektiv den Zweck, die Aufgabe des Individuums als Funktionsträger in den Vordergrund zu stellen. Dem Träger der Uniform gewährt sie aber auch eine Art Aussenwirkung, die Uniform stellt eine dauerhafte, anhaftende Symbolisierung von Status dar, die gleichsam unabhängig von ständigem Leistungsnachweis und erfolgsorientierter Bewährung existiert. Eine Uniform gewährt unmittelbar Rang und Anerkennung, sie ist diametral entgegengesetzt zur ständigen Bewährung in der freien Wirtschaft, wenn man nicht davon ausgeht, dass sie mit dem Aushändigen einer Visitenkarte oder dem Tragen einer Krawatte schon getan wäre. Da kein ausführliches lebensgeschichtliches Interview sondern eine standardisierte Nachbefragung zur Biographie durchgeführt wurde, ist es wenig hilfreich, weiterführende Thesen zum Männlichkeitsentwurf von Markus zu entwickeln. Die Analyse der von ihm berichteten Präferenzen und Ambitionen macht jedoch sichtbar, dass seine Statussuche nicht einen sich bewährenden Unternehmer zum Leitbild hat, sondern eine von aussen stabilisierte Männlichkeit. Er hat eine berufliche Tätigkeit gesucht, die so etwas wie eine äusserliche Statusgarantie bietet, und dies gilt unabhängig davon, dass für grosse Teile der Bevölkerung die Uniform eines Linienpiloten oder eines Polizisten möglicherweise nicht so viel ‚hermacht‘, wie Uniformen etwa im wilhelminischen Deutschland noch Rang verkörperten. Wie bereits gesagt, wurde die Biographie standardisiert erhoben, und zudem hat Markus bei den Stationen seines Scheiterns sein Erzähltempo deutlich erhöht. Ungeachtet dieses Sachverhalts ist aber auffallend, dass sich auf der Linie des Wirtschafts- und Jurastudiums keine genuinen Ambitionen erkennen lassen, sehr wohl aber dagegen auf der andersgearteten Ebene der faktischen berufsbiographischen Entwicklung. Wenn aber bezüglich der Aufnahme des Wirtschafts- und Jurastudiums keine genuine Motivlage erkennbar wird, dann muss auch der Studienabbruch nicht als genuines Scheitern überdramatisiert werden.

Die Hinweise auf die Assimilationsproblematik und die anders gelagerten beruflichen Ambitionen sollen andeuten, dass sich die zuvor unternommene Aufzählung eines mehrfachen Scheiterns graduell relativieren lässt. In der Gesamtschau ist aber deutlich, dass keine gelungene Integration in der Berufswelt vorliegt, und Markus spricht selbst davon, dass der Beruf für ihn „nicht der ideale Beruf“ sondern eine „Übergangslösung“ ist. Auch wenn Pa-

trouilleur „nicht ein Lebensziel“ für Markus ist, verweisen seine Anstrengungen, nun den eidgenössischen Fachausweis als „Fachmann für Sicherheit und Bewachung“ zu machen, eher darauf hin, dass sich die „Übergangslösung“ ausdehnt. Den Fachausweis wird er mit 27 oder 28 Lebensjahren erlangen. Zwar hat die von ihm in Erwägung gezogene Kantonspolizei eine Bewerbungsaltersspannbreite von „22-34 Jahren“, doch wird es dann eher unwahrscheinlicher, dass er diesen Wechsel zur Polizei noch unternehmen wird.

Die gerade vorgenommene Analyse der lebensgeschichtlichen Daten des Falles legt mehrere Schlussfolgerungen nahe: Markus hat zwar den höchstmöglichen Schulabschluss erlangt, in der Dimension der beruflichen Ausbildung hat er jedoch nur Unterdurchschnittliches erreicht. Nimmt man seine Rangreihe der Berufsgruppen als Messlatte, könnte man ihn durchaus sehr tief einrangieren, und darauf beharren, dass er faktisch zwischen die Kategorien „ohne Ausbildung“ und „weniger anspruchsvoller Lehrabschluss“ einzureihen ist. Wenn man dieses Einrangierungsproblem nicht künstlich-formal eliminieren will, und die real existierende Ambivalenz in Rechnung stellt, dann lässt sich nur der Schluss ziehen, dass Markus einerseits mit seiner Matura als ein Fall betrachtet werden muss, der eher in die von ihm gebildeten drei oberen Kategorien „höhere Ausbildung“ „Ausbilder und soziale Berufe“ und „Lehrabschluss mit Weiterbildung“ gehören würde, und das er andererseits mit Blick auf seine bisher absolvierten Berufsausbildungen und seine berufliche Situierung eher weit nach unten platziert werden sollte.

Diese Doppelzugehörigkeit nach „oben“ und „unten“ müsste auch in dem von ihm getätigten Klassifizierungen zum Ausdruck kommen: Eine genuine Zugehörigkeit nach „unten“ liegt nicht vor, und von daher ist auch nicht der Entwurf eines Gesellschaftsbildes nach dem Muster „wir da unten – die da oben“ zu erwarten. Nur die berufliche Positionierung ist relativ tief, mit Blick auf die Matura und seine Herkunft aus einer Familie, die erfolgreich selbstständig tätig ist, gehört er nicht nach „unten.“ Für seine Sicht auf die oberen Statusgruppen müsste dies Konsequenzen haben: Insofern er faktisch qua familiärer Herkunft und qua schulisch erreichtem Bildungsgrad nach „oben“ gehört, kann er die Statushierarchie einer Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft nicht einfach ablehnen. Er kann sie aber auch nicht zum einzigen Erfolgskriterium machen, da er dann in der Selbstwertregulation die zweimalige Abweisung durch die Universität zum Generalmassstab der Beurteilung und Wertung seiner Person erheben würde. Neben der manifesten Anerkennung einer Statushierarchie, die das „Wissen“ und die Ausbildungslänge zur Messlatte des Prestiges der einzelnen Berufsgruppen macht, müsste sich eine latente Abgrenzung gegenüber den genuin qualifizierten Berufen zeigen. Um es auf den Punkt zu bringen: Es ist eine ambivalente Einschätzung der oberen, akademischen Berufsgruppen erwartbar. Markus entwickelt in der Tat eine wertende Zweiteilung der akademischen Berufswelt, die zum einen aus dem von ihm erfahrenen Abstieg resultieren kann, und zum anderen aber auch verstärkt wird durch

seine familiäre Herkunft aus einem wirtschaftlich tätigen Umfeld, was für die nicht unmittelbar ‚nützlichen‘ akademischen Berufe eine Abwertung beinhaltet.

Auch was seine Klassifizierungspraxis der „unten“ angesiedelten Berufsgruppen anbelangt, lässt sich eine These bilden: Da er wegen der erreichten Matura nur partial und eben nicht genuin nach „unten“ gehört, so wie sich eben formulieren lässt, dass ein Maturand objektiv nicht in den Patrouillendienst gehört, wird Markus T. auch keine Klassifizierungen der weniger qualifizierten Berufsgruppen nach dem solidarischen Strickmuster „wir da unten“ entwickeln. Vielmehr müsste sich hier die entgegengesetzte Tendenz einer sehr starken Abgrenzung nach „unten“ hin zeigen, er müsste ausgeprägt negative, wenig tolerante Klassifikationen gegenüber Minderqualifizierten entwickeln. Zu erwarten ist eine übertrieben distinktive Abgrenzung von den schlechter qualifizierten Berufsgruppen in der Bildungs- und Wissensdimension, mit der das eigene biographische Manko der misslungenen Passung von Maturandenstatus und Zugehörigkeit zum Sicherheitsdienst zum Verschwinden gebracht wird. Zugespitzt formuliert: Um in einer Art Selbstwertregulation den eigenen Misserfolg relativieren zu können, ‚braucht‘ und ‚benötigt‘ Markus unter ihm stehende Statusgruppen, ‚über‘ denen er stehen kann, und auf die er mit einem abwertenden Gestus des „seht die da unten“ verweisen kann.

Für seine Sicht der „Mitte“ gehen wir davon aus, dass die starke Abgrenzung nach unten durch fein differenzierte Abstufungen der ‚Standard-‘ bzw. klassischen Lehrberufe in der gesellschaftlichen Mitte ergänzt wird. Bei der Prestigezumessung zählt für Markus jede Weiter- und Zusatzausbildung, die gemacht wurde, und seine Vorstellung davon, ob in dem betreffenden Beruf mehr ‚geistig‘ gearbeitet wird oder nicht.

I.3.b. Ergebnisse des Kartensortierspiels und Klassifizierungen im Detail

Zum Kartensortierspiel aufgefordert, sagt Markus, dass er gerade mit denen „anfangen“ wird, „die nur die obligatorische Schulzeit gemacht haben, Realstufe, die sonst keine zusätzliche Bildung gemacht haben.“ Er kommentiert bei jeder Karte die „Stufe“, in die er den Beruf einreicht. In die „oberste Stufe“ gehört für ihn jemand, der „ein rechtes Studium abgeschlossen hat“, „ganz zuunterst platzieren“ tut er „ungelernte“ Leute „ohne Ausbildung.“

Das Sortierspiel verläuft zügig, wobei fünf Gruppen gebildet werden, die bei der Aufforderung zur Namensgebung bezeichnet werden als „ohne Ausbildung“, „mit Lehrabschluss“, „Lehrabschluss mit Weiterbildung“, „Ausbildner und soziale Berufe“, „höhere Ausbildung.“ Markus erwähnt diese Benennungen zweimal in derselben Reihenfolge. Als er schliesslich aufgefordert wird, die fünf gelegten und benannten Gruppen in eine Rangreihe zu bringen, behält er das Fünferschema als Grundgerüst bei, bildet jedoch zum Teil differenzierende Unterkategorien und führt auch aus, welche Berufe er mehr oder weniger wertschätzt. Zudem erwähnt er bei der Frage nach im sympathischen und unsympathischen Leuten noch

eine zusätzliche Gruppe, die im Kartensortierspiel gar nicht vorkommt, die „Randständigen.“
So kommt folgendes Gesamtschema zustande:

Bezeichnung	Berufe
„höhere Ausbildung“ a) „die, die wirklich einen Professor, einen Uniabschluss haben“ b) „die, die einfach eine Fachhochschule abgeschlossen haben, Wirtschaft oder Informatik“	Hausarzt (Matura, 6 Jahre Studium, Dissertation) Psychologin (Matura, 5 Jahre Studium) Rechtsanwalt (Matura, 4 Jahre Studium, 1 J. Praktik.) Ing. FH Maschinenbau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) Ing. FH Informatik (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) Steuerberater (Sekundarstufe, 3 Jahre Fachhochsch.) Professor Privatrecht (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation, Habilitation) Chemiker (Matura, 4,5 Jahre Studium, 3 Jahre Diss.) Manager (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation) Unternehmer (Matura, 4 Jahre Studium, leit. Positionen in Betrieben, Übernahme elterl. Betrieb)
„Ausbilder und soziale Berufe“	Primarlehrerin (Sekundarstufe, 5 Jahre Seminar) Kindergärtnerin (Sekundarstufe, 3 Jahre Seminar) Sozialarbeiterin (Matura, 3 Jahre FH) Journalistin (Matura, 3 Jahre FH)
„Lehrabschluss und Weiterbildung“	Abteilungsleiter (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsprüfung Detailhandelsspezialist) Polizist (Realstufe, 3 Jahre Lehre, 30 Wochen Polizeischule)
„mit Lehrabschluss“ a) „höherwertige Lehre“ b) „weniger anspruchsvoller Lehrabschluss“	Automechaniker (Realstufe, 4 Jahre Lehre) Landwirt (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Postbote (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Sanitärinstallateur (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Zimmermann (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Dachdecker (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Maurer (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Reisebüroangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Versicherungsvertreter (Sekundarstufe, KV-Lehre) Krankenschwester (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Detailhandelsangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Coiffeuse (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Hausfrau (Sekundarstufe, 3 J. Lehre als Verkäuferin) Kassiererin (Realstufe, ohne Ausbildung) Lastwagenschauffeur (Realstufe, 3 Jahre Lehre)
„ohne Ausbildung“	Putzfrau (Realstufe ohne Ausbildung) Serviertochter (Realstufe ohne Ausbildung) Maler (Realstufe ohne Ausbildung) Tankwart (Realstufe ohne Ausbildung) Kehrichtfuhrmitarbeiter (Realstufe ohne Ausbildung)
(„Randständige“)	(„Leute, die vom Staat leben“)

Anders als einige andere Fälle, die unterschiedliche Gliederungsprinzipien verwenden, hat Markus manifest ein einheitliches Gliederungsprinzip zur Anwendung gebracht, dass die Gruppen mit der längsten Ausbildung nach oben stellt, und die ohne Ausbildung nach unten platziert. Als er danach befragt wird, ob bei ihm eine Gruppe an erster Stelle steht, und ob er bei den Gruppen eine Rangfolge hat, führt er unmissverständlich dazu aus: „Ja, ich habe zuoberst natürlich die, die die beste Schulbildung haben, das sind für mich die Erstplatzierten. Da sind die, die ich sagen muss, ich habe sie halt ein bisschen nach Wissen geordnet, die, die irgendwo mehr Wissen haben müssen, und die, die dann mehr handwerklich arbeiten. Ich differenziere klar, ich bevorzuge die, die mehr Wissen haben, diese tue ich auch besser positionieren, die Gruppen. Quasi eigentlich bis zu diesen, wo eigentlich gar kein grosses Wissen haben müssen. Das ist eigentlich meine Einteilung: Uni, Semer und

Fachhochschule, die, die eine Weiterbildung gemacht haben, gerade eigentlich eine Rangordnung nach der investierten Zeit in der Ausbildung.“

Abgesehen von der Gruppenbenennung „Ausbilder und sozialer Beruf“, die auf die Tätigkeit der Betroffenen zielt, sind die anderen Gruppenbenennungen auf den Qualifikationsgrad bezogen. Auch eine klare Trennung von Männer- und Frauenberufen, wie sie von anderen Fällen vorgenommen wird, spielt bei der Gruppenbenennung keine Rolle. Die Benennungen der Gruppen fallen formal-konventionell aus, und manifest ist eine ausgeprägte wertende Hierarchisierung auffällig, da die mit „höherer Ausbildung“ die „Erstplatzierten“ in der „obersten Stufe“ sind, und „ganz zuunterst“ die Berufe „ohne Ausbildung“ und die „Randständigen“ platziert werden. Insofern die mit der „besten Schulbildung“ und die mit „mehr Wissen“ oben angeordnet sind, ist Markus Gesellschaftsbild offenbar stark dem Ordnungsprinzip einer Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft verpflichtet. Es fällt jedoch auch auf, dass der manifesten Ordnung nicht immer vollständig stimmige Zuordnungen korrespondieren. Bei der Unterdifferenzierung zwischen „Uniabschluss“ und dem „Fachhochschulabschluss“ finden sich in der letztgenannten Rubrik etwa einige Berufe, die genuine Universitätsabschlüsse voraussetzen (Professor, Chemiker, Manager, Unternehmer). Sodann ist es auf den ersten Blick auch nicht klar, warum die Fachhochschulberufe „Sozialarbeiterin“ und „Journalistin“ eine Stufe tiefer rangiert werden als es formal richtig wäre. Um diese Unstimmigkeiten aufzuklären, ist es jedoch notwendig, die Klassifizierungen im Detail zu betrachten.

Beim diesem Analyseschritt wird zunächst entlang der von Markus gebildeten Rangreihe dargestellt, was er während des Interviews zu den einzelnen Grossgruppenbenennungen ausführte, und welche Klassifizierungen er jeweils zu den einzelnen Berufen entwickelte, die er den entsprechen Gruppen zuordnete:

„höhere Ausbildung“ Bei der ersten Erwähnung heisst es: „Zuoberst würde ich die Gruppe machen: Professor, und zwar einer, der ein rechtes Studium abgeschlossen hat. Unternehmer, der Betriebswirtschaft abgeschlossen hat, auch in die gleiche Gruppe. Der Chemiker, auch in die oberste Gruppe. Ein Hausarzt, auch in die oberste Gruppe.“ Noch einmal resümierend heisst es dann im zweiten Anlauf: „Und dann zuoberst einfach die, die einen Uniabschluss haben oder eben einen Fachhochschulabschluss.“

Zur Namensgebung aufgefordert sagt Markus dann nur knapp, dass er zu dieser Gruppe „höhere Ausbildung“ sagen würde. Über die Rangordnung der einzelnen Grossgruppen nachdenkend, macht er dann schliesslich den Vorschlag, dass man „zuoberst (...) zwischen verschiedenen Gruppen (unterscheiden kann). Und zwar die, die wirklich einen Professor, einen Uniabschluss haben, und die, die einfach eine Fachhochschule abgeschlossen haben, Wirtschaft oder Informatik, die würde ich noch quasi in die zwei Gruppen unterteilen.“ Ver-

steht man Markus Differenzierungsvorschlag so, dass er in wertender Absicht eigentlich genuine Universitätsabsolventen von statusniedrigeren Fachhochschulabgängern unterscheiden will, müsste man sofort auf Unstimmigkeiten hinweisen, da die zweite Unterkategorie nicht nur Fachhochschulabgänger aufweist, sondern auch genuine Universitätsabsolventen wie den Professor, den Chemiker, den Manager und Unternehmer. Diese manifeste Unstimmigkeit löst sich jedoch auf, wenn man sich die Markus Ausführungen zu den Einzelberufen vergegenwärtigt. Hier wird schnell deutlich, dass es ihm eigentlich um eine Zweiteilung der Berufe mit „höherer Ausbildung“ nach dem Grad der Wirtschaftsnähe geht. Nämlich etablierten Akademikerberufen mit einem eher wirtschaftsfernen Betätigungsfeld einerseits, und wirtschaftsnahe Wissensberufe andererseits, denen er mehr Sympathie als den etablierten Akademikerberufen entgegenbringt.

Zu Hausarzt, Rechtsanwalt und Psychologin heisst es an verschiedenen Stellen, die sich darum drehen, wie sympathisch ihm die betreffenden Berufe sind: „Ein Hausarzt hat zwar auch Verantwortung, aber der schafft sich die Nachfrage selber. Er ist nicht ganz fair, er lässt die Leute x-mal in die Praxis kommen. Angebot und Nachfrage stimmt bei dem leider nicht. (...) Rechtsanwalt, den tue ich wieder in die Stufe ‚Hausarzt‘, also ein bisschen weniger sympathisch. Und zwar weil er ..., im Grunde genommen sind sie nicht produktiv. Juristen allein bringen der Wirtschaft nichts. Also, sie bringen vielleicht für das Regeln von Problemen [etwas], aber sie sind aber auch immer daran interessiert, dass man das Recht schwieriger macht, und dann braucht es auch mehr von denen. Steuerberater, der ist mir auch wieder weniger [sympathisch], zwar ist der in einem wirtschaftlichen Umfeld, aber wenn das System korrekt wäre, wäre der überflüssig. Das kann ja nicht sein, dass man in einem Land Steueroptimierer braucht. Und Psychologin auf Stufe ‚Arzt‘.“

Zu den Berufen der zweiten Untergruppe mit „höherer Ausbildung“ führt Markus im Einzelnen aus: „Bei der obersten Stufe würde ich sicherlich die als für mich sympathischen Berufe [bezeichnen], die etwas leisten müssen. Zum Beispiel [schaut sich die Karten an]: ein Manager. Der muss etwas leisten, der ist in einem wirtschaftlichen Umfeld, der trägt Verantwortung für ein Unternehmen. Er ist verantwortlich, dass das Unternehmen weiterläuft, darum hat er bei mir ein gutes Ansehen. (...) Oder ein Chemiker, ist mir jetzt auch sympathisch, der arbeitet auch in einem Wirtschaftsunternehmen. Ein Unternehmer ist mir halt auch sehr, sehr sympathisch, der hat noch mehr Verantwortung als der Manager, der muss für sein Unternehmen schauen. In schwierigen Zeiten muss er für das Überleben kämpfen, ist schliesslich auch seine Stelle. Dort hat der Manager, hat er dann gleich den Vorteil, dass wenn es nicht läuft, dann geht er vielleicht noch mit einer Abgangsentschädigung, wenn es ein Grossunternehmen ist, oder dann geht er einfach in den nächsten Betrieb (...). Ein Professor für Privatrecht, die sind bei mir meistens auch hoch angesehen, zwar sind sie Staatsangestellte, aber meistens arbeiten sie noch in Betrieben. Die meisten Professoren machen das ja nicht vollberuflich, und sind noch in der Wirtschaft tätig. Ingenieur FH in Informatik.

Informatiker ist auch ein sehr schwer zu erlernender Beruf, wo viele Leute aufgeben. Die Nachfrage ist da, darum sehe ich den auch als wichtig an. Ingenieur [FH Maschinenbau] auch, der ist auch wieder dem wirtschaftlichen Feld ausgesetzt, darum ist er bei mir auch höher angesehen.“ Vom Interviewer danach befragt, ob er den Begriff „Abzocker“ kenne, sagt Markus: „Ja, der Manager, weiss ich haargenau, der wird als Abzocker bezeichnet, in meinen Augen aber nicht. Ist ein bisschen von den Medien geschürt. (...) Abzocker jetzt auch ein bisschen für die Ärzte, und ‚Rechtsverdreher‘ kenne ich natürlich noch. So ein bisschen Rechtsanwälte, und zwar weil sie, braucht man viel, weil sie es wirklich manchmal schaffen, irgendwie ins Detail zu gehen und Sachen wo man denkt, jetzt menschlich gesehen, ist gar nicht möglich, haben sie dann gleich noch rechtlich hergebogen, dass es plötzlich möglich ist.“

„Ausbilder und soziale Berufe“ Markus zählt zu dieser Gruppe zunächst Primarlehrerinnen und Kindergärtnerinnen, die er „Ausbilder“ nennt, und nimmt dann noch Sozialarbeiterin und Journalistin unter der Oberkategorie „Ausbilder und sozialer Beruf“ hinzu. Bei der erneuten Überprüfung der Karten sagt er dazu. „Primarlehrer und Kindergärtner, das behalte ich gerade auf der gleichen Stufe. Die Ansprüche sind nicht gross unterschiedlich. Heutzutage an der Uni [gemeint ist die akademisierte Lehrerinnen- und Kindergärtnerinnenausbildung] ist es nur ein Jahr Unterschied, den sie machen im Studium. Die Frage ist da, die beiden, Journalist und Sozialarbeiter, in die gleiche Stufe tun, obwohl sie eine Fachhochschule gemacht haben? Aus meiner Sicht kann ich einen Journalisten und Sozialarbeiter nicht in die oberste Stufe tun. Die sehe ich jetzt nicht besser als ein Lehrer.“ Markus erklärt zu den Sozialarbeitern, dass sie ihm „nicht so sympathisch“ sind: „Ja, bei mir herrscht so eine Abneigung gegen so Sozialarbeiter. Ja, ja, die nehmen genau die Leute in Schutz, wo sich eigentlich mal sollten gescheiter ein bisschen anstrengen und sein Bestes geben, und vor allem nur die Leute, die vom Staat leben und dem Staat nichts als Gegenleistung geben.“ Von dem Interviewer danach befragt, warum er den Journalisten in diese Gruppe getan hat, führt er dazu aus: „Also, ich hätte den Journalisten auch in die oberste Stufe reinton können, weil er auch eine Fachhochschule abgeschlossen hat. Aber in meinen Augen ist einfach ein Fachhochschulstudium von einem Steuerberater, der Betriebsökonomie gemacht hat, oder Informatik, das ist höherwertig als jemand, der eine Fachhochschule für Journalismus und Medien macht. Äh, Journalist kann eigentlich auch jeder werden, schlussendlich auch ohne Fachhochschulabschluss. Das kann auch jemand machen, der eine Lehre gemacht hat, wenn er dazu kommt, kann der Journalist sein, oder. Das ist eigentlich ein grosser Topf. Ich kenne auch einen Teil, der Matura gemacht hat und dann arbeiten sie beim Fernsehen, andere die als Journalisten für Telebern arbeiten, die auch keine Fachhochschule gemacht haben.“ Bei der Einschätzung ihm sympathischer Berufsgruppen führt Markus noch näher aus: „Ah, da die Sozialarbeiterin, wie vorher schon erwähnt, die ist mir auch weniger sympathisch. Leute, die ausbilden, jetzt Primarlehrer, Kindergärtner sind mir sympathisch. Das ist einerseits, weil ich sie direkt kennen gelernt habe, diese Be-

rufsgattung, als Kind. Weniger sympathisch ist mir ihrer Leistung, wenn man sieht, was sie für den Staat bringen und welche Kosten das sie haben. Aus diesem Grund wieder weniger sympathisch. Darum kann ich sagen, einerseits sympathisch, andererseits muss ich einfach sagen, haben sie irgendwie zu wenig Respekt vor ihrem Beruf, in dem Sinn, dass man in anderen Ländern sieht, dass sie in diesem Beruf mehr arbeiten müssen, und weniger verdienen, aber sie in der Schweiz überdurchschnittlich verdienen und überdurchschnittlich wenig arbeiten müssen. Das ist ja, man sieht ja. Wenn man bei denen die Unterrichtsstunden in normale Stunden umrechnen würde, käme man da auf eine 50 % Stelle. Und verdienen wie jemand, der 150 % arbeitet. Und der Journalist bei der BZ [Berner Zeitung], der ist, da wird es wieder unterschiedlich, da kann ich nicht sagen sympathisch oder unsympathisch bei der BZ. Wenn es da WOZ [Wochenzeitung] heissen würde, wäre er mir jetzt weniger sympathisch. Das wäre jetzt von der Einstellung her. Von den Medien halt' ich, ja, da manchmal auch nicht allzu viel.“

„Lehrabschluss und Weiterbildung“ Für Markus gehört der Polizist so in eine „Zwischengruppe“, „zwischen denen, die nur eine Lehre gemacht haben, aber unter dem ‚Semer‘ [Seminar] natürlich.“ Und zum Abteilungsleiter sagt er, dass er neben der 3-jährigen Lehre noch die „Berufsprüfung zum Detailhandelsspezialisten mit Eidgenössischem Fachausweis gemacht“ hat, den würde er „jetzt fast auf Stufe Polizist setzen. Eigentlich schon auf den Polizist, weil er hat nach der Lehre noch eine weitere Ausbildung gemacht.“ Für ihn ist diese Gruppe schliesslich aus jenen gebildet, die „eine Lehre gemacht haben, plus noch eine weitere Ausbildung.“ Für Markus ist entscheidend, dass diese „noch etwas spezielles machen mussten“: „Der da Abteilungsleiter ist, der musste ausgewählt werden, dass er das wird, und nachher die Weiterbildung machen, so wie der Polizist auch seine Rekrutierung absolvieren muss und sozusagen erst dann die Berufsausübung machen kann.“ Der Polizist ist ihm sympathisch, weil er „auch Polizist werden wollte.“ Bei der Sympathiefrage heisst es noch dazu: „Bei der Gruppe Lehrabschluss und Weiterbildung, da ist mir natürlich der Polizist am liebsten, da weiss ich, den braucht's, ‚Freund und Helfer‘ erst mal, und natürlich weil ich beruflich auch viel mit denen zusammenarbeite, und mein Ziel, das ich früher gehabt habe, dort zu denen herzugehen. Und vielleicht immer noch, mal schauen. Der andere, Abteilungsleiter in einem grossen Verkaufsgeschäft, der ist mir eigentlich so gleichgültig.“

„Mit Lehrabschluss“ Die grösste von Markus gebildete Gruppe umfasst 15 Berufe, es sind die, „die Real- oder Sekstufe gemacht haben, und einfach eine Lehre darauf gebaut.“ Als er die Rangfolge der Gruppen überprüft, überlegt er zuerst, ob er diese grosse Gruppe in drei Unterkategorien aufspalten soll: Nämlich wer „mehr geistig arbeitet“, wer „mehr physisch arbeitet“, und eine dritte Gruppe, die „fast nicht viel physisch und auch wenig geistig macht.“ Reisebüroangestellte, Krankenschwester und Versicherungsvertreter gehören für ihn zur ersten Gruppe, denn sie „müssen gleich ein Know How haben auf ihrem Gebiet“, der „Wissensstand ist sicher etwas höher als bei einem handwerklichen Beruf.“ Und zur dritten

Gruppe zählt er die Berufe, „wo man nicht ein besonderes Können haben (muss)“; er nennt die als Verkäuferin ausgebildete Hausfrau, die Detailhandelsangestellte, Coiffeuse, Lastwagenchauffeur und die Kassiererin. Schliesslich entscheidet er sich aber, diese Dreierteilung nicht umzusetzen, er trennt dann nur noch zwischen „weniger anspruchsvoller Lehrabschluss“ und „höherwertiger Lehre“, wobei er zu den höherwertigen Lehrabschlüssen sowohl die rechnet, die „jetzt im Büro arbeiten“, wie die, „die handwerklich etwas machen“: „Für mich wären die, die wären gleichwertig, einfach ein bisschen anders.“

Kurze Ausführungen zu einigen einzelnen Berufe dieser Gruppe macht er bei der Sympathiefrage: „Mit Lehrabschluss, ich würde natürlich schon lieber die, welche etwas in einem Büro machen, das muss ich irgendwie gleich sagen, als einer, der irgendwie handwerklich tätig ist. Krankenschwester kann man jetzt auf die gleiche Stufe setzen, wie die, die im Büro arbeiten. Die sind mir ein bisschen sympathischer, weil sie irgendwie gleich ein bisschen müssen, ein grösseres Wissen haben. Die, die einen weniger anspruchsvollen Lehrabschluss gemacht haben, bei denen ist mir natürlich schon, muss ich sagen, fast ein bisschen ein grösseres Ansehen bei einem Lastwagenfahrer, der jetzt unregelmässig arbeitet. Die anderen sind mir eigentlich weniger sympathisch.“ Danach gefragt, ob ihm der Begriff „Bürogummi“ geläufig ist, sagt er: „(...) würde ich eben zu den KV-Leuten hertun, weil es sind einfach die, die nur einfach im Büro arbeiten, und das 15 Jahre das Gleiche, ohne Herausforderungen, ohne Verantwortung und ohne selbständig etwas zu werden. Einfach für die Steuerverwaltung oder so etwas. Zahlen eintöckeln, aber mehr nicht. Kenn' ich auch, Bürogummi in dem Sinn. Jaja, ist einfach dort und macht etwas, aber nichts Weltbewegendes.“

„ohne Ausbildung“ Die fünf Berufe dieser Gruppe (Putzfrau, Serviertochter, Maler, Tankwart, Kehrrichtfuhrmitarbeiter) sind homogen gelegt, es sind jeweils die Personen, die nur die obligatorische Schulzeit auf Realstufe besucht haben. Sein Vorgehen an einzelnen Karten demonstrierend sagt er etwa „Ohne Ausbildung: Maler, Ziegler Andreas, das geht bei mir ganz tief runter, so wie ein Tankwart, wo nur Realstufe hat ohne Ausbildung, das geht auch weit runter.“ Bei der Namensgebung heisst es, dass „zuunterst eigentlich die sind, wo gar keine Ausbildung zusätzlich gemacht haben, keine Lehre, nichts, nur Realstufe abgeschlossen und fertig.“ Weitere Unterscheidungen will er in dieser Gruppe nicht machen, es sind für ihn „eigentlich physische Berufe“, man könne hier „fast nicht unterscheiden, die machen eigentlich niemand speziell ausgebildete Arbeit, das sind eigentlich mehr Handlanger, die kann man von mir aus gar nicht mehr unterteilen.“ Bei der Frage nach dem ihm sympathischen Gruppen weist er darauf hin, dass man eher fragen müsste, wer einem „unsympathisch“ sei, und kommt nochmals auf diese Gruppe als eine ihm unsympathische Gruppe zu sprechen: „Das wären vor allem die ohne Ausbildung, und die stellen in der Gesellschaft ein Problem dar. Und zwar wenn's wirtschaftlicher schlechter geht, sind das die ersten, die man rechnen muss, dass sie kündigen und dann vom Sozialstaat leben. Darum würde ich diese bei mir als Unbeliebteste her tun. Die anderen Berufsgattungen braucht's alle (...).“

Über die ohne Ausbildung heisst es dann noch, dass sie im Falle der Ausübung der Erwerbstätigkeit der Gesellschaft „noch etwas bringen, einfach mit dem Risiko, „dass sie dann ziemlich schnell der Gesellschaft mehr kosten als sie dann bringen. Es sind auch diese Berufe, die dann zum grossen Teil, auch wenn sie etwas leisten, gleich noch Unterstützung vom Staat brauchen. Also, weil ihnen das Einkommen nicht genügt, dann müssen sie Krankenkassen und Subventionen und was auch immer kassieren, damit sie überleben können. Das würde ich fast sagen.“

„Randständige“ Beim Nachdenken darüber, welche Gruppen ihm unsympathisch sind, nennt Markus auch noch Personengruppen, die im Kartensortierspiel überhaupt nicht vertreten sind als absolut unsympathisch. Das sind für ihn jene „Leute, die vom Staat leben und dem Staat nichts als Gegenleistung geben“, nämlich „Drogensüchtige, Leute, die keine Lust haben zu arbeiten und lieber einfach Arbeitslosengelder kassieren oder einfach von der Fürsorge leben. Da gibt es von Einheimischen bis auf Ausländer eigentlich alles.“ Er möchte sie „fast alle in den gleichen Topf, nicht ganz der gleiche, als noch ein bisschen tiefer als ohne Ausbildung, rein tun.“ An anderer Stelle erwähnt Markus noch, dass er zu dieser Gruppe „Randständige“ sagt, und der „Oberbegriff“ für sie „Sozialschmarotzer“ sei.

I.3.c. Das Gesellschaftsbild von Markus T.: Ressentiments gegenüber Akademiker und „Unqualifizierte“ beim Bildungsabstieg

Markus ambivalente Sicht auf die akademischen und semi-akademischen Berufe: Sympathische Unternehmer versus „Abzocker“-Akademiker

Wer die Einzelklassifizierungen mit der eingangs behandelten Rangreihe und den entsprechenden Gruppenbezeichnungen vergleicht, sieht sofort, dass die objektive Rangordnung nur teilweise mit den Sympathieerklärungen übereinstimmt, die Markus bereitwillig zu sehr vielen Berufsgruppen abgegeben hat. So hat ein Lastwagenchauffeur, der von ihm in die statustiefe Kategorie „weniger anspruchsvoller Lehrabschluss“ eingereiht wurde, durchaus „ein grösseres Ansehen“, weil dieser „unregelmässig arbeitet“, was offenbar damit zusammenhängt, dass Markus selbst als Patrouilleur in einer Art Schichtdienst eingesetzt ist und insofern keinen Normalarbeitstag von 8 bis 16 Uhr hat. Am deutlichsten ausgeprägt ist die Nichtübereinstimmung von objektiver Rangplatzierung und Sympathieempfinden in den zwei oberen Stufen: Bei den Berufen mit „höherer Ausbildung“ und den „Ausbildern und sozialen Berufen“ liegt die Präferenz von Markus auf der Seite der wirtschaftlichen bzw. als wirtschaftsnah wahrgenommenen Berufe, am meisten Sympathie bringt er dem „Unternehmer“ und „Manager“ gegenüber, und den in der Industrie angestellten technisch-naturwissenschaftlichen Berufen, wie dem Maschinenbau-, dem Informatikingenieur, dem Chemiker, und dem Professor für Privatrecht, wo er davon ausgeht, dass die „meisten Professoren (...) noch in der Wirtschaft tätig“ sind.

Gegenüber genuin akademischen Berufen im Bereich Gesundheit und Recht wie Ärzten und „Rechtsverdrehern“ hat er jedoch Vorbehalte, sie sind für ihn „ein bisschen Abzocker.“ Markus hat über sie die Vorstellung, dass sie nicht immer genuine Leistungen erbringen, sondern eine Art künstliche Nachfrage schaffen können, indem sie entweder Patienten unnötig in die Praxis bestellen, oder dass sie künstlich das Recht schwieriger machen, so dass die Nachfrage nach Rechtsdienstleistungen steigt. Einem nicht näher ausgeführten Vorbehalt unterliegt auch die „Psychologin“, und dann der „Sozialarbeiter“, der nach dem Dafürhalten von Markus falsch mit den Klienten umgeht: Statt Randständige dazu anzuhalten, dass sie sich „anstrengen“ und ihr „Bestes“ geben, nehmen Sozialarbeiter diese Leute einfach in „Schutz.“ Bei den Primarlehrern ist Markus letztlich unentschieden, einerseits sind sie ihm „sympathisch“, andererseits hat er ähnlich wie bei den Ärzten und Juristen den Verdacht, dass sie mehr Geld bekommen als sie verdienen, da man bei einer Umrechnung von Unterrichtsstunden „in normale Stunden“ zu dem Ergebnis kommen würde, dass sie für „überdurchschnittlich wenig“ Arbeit „überdurchschnittlich viel“ verdienen. Eindeutig fällt die Bewertung wieder bei den „Steuerberatern“ aus, die bei einem funktionierenden Gesellschaftssystem „überflüssig“ wären, und bei den „Journalisten“, hier wird, da das „eigentlich jeder werden kann“, ein Fachhochschulstudium in diesem Bereich als faktisch unnötig erachtet, und zudem hält Markus von den Medien „auch nicht allzu viel.“

Die Sympathiekundgaben fallen eindeutig aus, wirtschaftliche und wirtschaftsnahe technisch-naturwissenschaftliche Berufe werden von Markus präferiert, den human-, rechts- und im weitesten Sinne sozialwissenschaftlichen Berufsfeldern steht er skeptisch bis ablehnend gegenüber. Unter der Oberkategorie „höhere Ausbildung“ gibt es zum einen Berufe, die wie der Unternehmer und der Manager „etwas leisten“, die „Verantwortung“ tragen, die wirtschaftlich „produktiv“ sind, und für die eine „Nachfrage“ (Informatik) existiert, und zum anderen gibt es noch Wissensberufe, die keinen direkten Beitrag zum wirtschaftlichen Wohlergehen erbringen. So wie Juristen „der Wirtschaft (nichts bringen)“, scheinen auch Ärzte, Psychologen, Sozialarbeiter und Journalisten nichts unmittelbar zur wirtschaftlichen Wertschöpfung beizutragen, was in etwa einer so von ihm aber nicht weiter ausgesprochenen Dichotomie zwischen ‚nützlichen‘ Natur- und ‚brotlosen‘ Geisteswissenschaften entspricht. Ferner hat Markus T. die Vorstellung, und dieser Gedanke ist deutlicher ausgearbeitet und entscheidend, dass es akademische Berufe gibt, die ihr Expertenwissen dazu benutzen, eine Scheinnachfrage zu erzeugen, und somit mehr verdienen als ihnen eigentlich zusteht. Letztlich betrachtet Markus damit diese Gruppe von akademischen Berufen nach demselben Kriterium wie die Berufsgruppen „ohne Ausbildung.“ Diese sind ihm ja deshalb unsympathisch, weil sie für die Gesellschaft ein „Problem“ darstellen, denn mit ihnen ist das „Risiko“ verbunden, das sie in wirtschaftlich schlechten Zeiten „dann ziemlich schnell der Gesellschaft mehr kosten als sie dann bringen.“ Wie der von Arbeitslosigkeit bedrohte oder auf Unterstützungsleistungen angewiesene Unqualifizierte kostet auch der unnötig Patienten einbestellende Arzt mehr als er bringt, erhält der Jurist ihm eigentlich nicht zustehende Ho-

norare für künstlich erzeugte Schwierigkeiten, dem Primarlehrer ist es gelungen, wie jemand zu verdienen, „der 150 % arbeitet“, obwohl seine Leistung nur einer „50 % Stelle“ entspricht, und die Journalisten haben es geschafft, für ihre Berufsgruppe eine für die Allgemeinheit kostenintensive Fachhochschulausbildung auf Dauer zu stellen, während das doch in Wahrheit „eigentlich jeder werden (kann)“, womit hier wiederum die Kosten grösser als der Nutzen wären. Markus Argumentation weist durchaus Wahlverwandtschaften zu einem Ansatz der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit akademischen Berufen auf, nämlich der sog. machttheoretischen Perspektive der Professionssoziologie, die die Professionen wie George Bernard Shaw als „eine Verschwörung gegen die Laien“ betrachtet, und wo die Berufsorganisationen der akademischen Berufe durchaus als eine Art Instrument monopolistischer Preiskontrolle betrachtet werden (vgl. Schmeiser 2006).

Unabhängig von dieser sozialwissenschaftlichen ‚Theoriefähigkeit‘ seiner Position ist aber entscheidend, dass in den gerade behandelten Klassifizierungen einzelner Berufsgruppen latent eine Differenzierung von genuiner Leistung und vorgetäuschter Leistung gemacht wird, und dass dahinter die Idee einer gerechten Entgelts für Güter und Dienstleistungen steht. Es ist ihm nicht recht, wenn Personen zu wenig gut qualifiziert sind, weil die Gesellschaft dann zuzahlen muss, und ebenso falsch ist die Ausnutzung eines Expertenwissens zur Sicherung nicht gerechtfertigter Einkünfte. Markus hat zudem offenbar die nicht näher explizierte Vorstellung, dass genuine Leistungen eigentlich nur in der freien Wirtschaft erbracht werden. Obwohl es für ihn offenbar wichtig ist, dass die von einer Berufsgruppe hergestellten Güter und Leistungen nicht mehr kosten sollen als sie bringen, wendet er dieses Vorstellungsschema nicht auf den wirtschaftlichen Bereich an, d. h. es unterbleibt der nahe liegende Hinweis darauf, dass es auch Güterproduzenten in monopolartiger Situation gibt, die überhöhte Preise fordern können, und bei den Managern erwähnt er zwar die Möglichkeit nicht gerechtfertigter „Abgangsentschädigungen“, aber letztlich sind Manager „in (s)einen Augen nicht (...) Abzocker.“ Dies ist für ihn „ein bisschen von den Medien geschürter“ Diskurs, dem er entgegengesetzt, dass eher Rechtsverdreher und Ärzte als solche bezeichnet werden können.

Der hier sichtbar werdende blinde Fleck in Markus Sicht auf die Berufsgruppen besteht in einer Hochschätzung der unternehmerisch-wirtschaftenden Berufe, die auf seine Herkunft verweist: Der Grossvater mütterlicherseits betrieb „Hotels“ und eine „kleine Kette“ mit Elektrogeschäften, der Grossvater väterlicherseits eröffnete einen „Laden mit Stoffresten“, woraus dann Markus Vater ein „Unternehmen“ machte und weitere Filialen eröffnete, sein Bruder ist nach dem erfolgreichen Abschluss eines wirtschaftswissenschaftlichen Studiums auf dem Sprung in die Selbständigkeit, in dem er eine Art Nachhilfeunternehmen gegründet hat, das Sprachkurse anbietet, und selbst bei der nie berufstätig gewesenen Mutter erwähnt Markus, dass sie eine „wirtschaftliche Ausbildung“ gemacht hat.

Erstes Fazit: Wie eingangs thesenartig entwickelt, hat Markus T. eine ambivalente Sicht auf die ‚oberen‘ akademischen Berufsgruppen. Der manifesten Anerkennung der Bildungs- und Qualifikations- und Wissensgesellschaft, die bei der Grossgruppenbenennung in der Hierarchisierung zwischen „höherer Ausbildung“ und „ohne Ausbildung“ zum Ausdruck kam entspricht mit Blick auf die Sympathieerklärungen, die er über die einzelnen Wissensberufe entwickelt, einer wertenden Zweiteilung der akademischen Berufswelt, die in etwa der Differenzierung zwischen ‚nützlichen‘ Brotberufen und den ‚unnützlichen‘ Geisteswissenschaften entspricht.

Markus hat durchaus eine Wertschätzung von Wissen, sofern es sich nicht zu sehr ‚vom Leben entfernt‘ und ‚nützlich‘ ist. Es liegt nahe, die von Markus vorgenommene Segmentierung der Wissensberufe zunächst mit seiner Herkunft aus einem wirtschaftlich tätigen Umfeld in Verbindung zu bringen. Die wirtschaftlichen akademischen Berufe und unmittelbar wirtschaftlichen Nutzen erbringenden technisch-naturwissenschaftlichen Berufsgruppen werden also qua Herkunft hochgeschätzt, dementsprechend werden die nicht unmittelbar wirtschaftlichen Nutzen erbringenden etablierten Professionen in den Kernbereichen Gesundheit, Recht, Bildung und das semi-professionelle Feld der sozialen Berufe abgewertet.

Aus Untersuchungen zur intergenerationellen Mobilität der Nachkommen von Selbständigen in der Schweiz ist bekannt, dass nur knapp 11 % von ihnen in die sozio-professionellen Kategorien oberstes Management, freie Berufe, angestellte akademische Berufe und oberes Kader gelangen, während dagegen die Nachkommen von angestellten Akademikern und der freien Berufe zu 55 bis 60 % in die freien und angestellten akademischen Berufe vertreten sind. Das Hauptkontingent der Nachkommen von Selbständigen, nämlich etwa 50 %, findet sich in den Zielberufen „Selbständige“ und „intermediäre Berufe.“ Es liegt also bei den Söhnen und Töchtern von Selbständigen überhaupt keine akademisch orientierte Rekrutierungstypik vor (alle Daten nach Levy et al. 1997a: 253, die Zahlenwerte beziehen sich ungefähr auf um 1950 Geborene). Der geringe Zustrom der Nachkommen von Selbständigen verweist auf eine Mentalreservation dieses Milieus gegenüber den akademischen Berufen, wemngleich noch keine antiakademische Orientierung vorliegen muss, da ‚nützlich‘ Wissen durchaus geschätzt wird.

Eine andere Erklärung von Markus‘ wertender Aufspaltung der akademischen Berufswelt könnte darauf verweisen, dass in ihr ein stilles Ressentiment zum Ausdruck kommt, es könnte ein Resultat der Verarbeitung der Zurückweisung durch die Universität, nach seinem Wechsel von Wirtschafts- auf das Jurastudium, hat Markus T. ja zweimal die Prüfungen nicht geschafft, und er ist dann „rausgeflogen.“ In der Tat fällt auf, dass es die „Rechtsverdreher“ samt allen übrigen Berufen trifft, für die typisch ist, dass sie primär mit Symbolen (Gesetze und Texte) und der Sprache arbeiten (Juristen, Rechtsanwälte, Steuerberater, Journalisten, Lehrer), und die Wissensberufe, die einen starken Klientenbezug haben (ne-

ben Rechtsanwalt und Lehrer denken wir hier an den Arzt, die Psychologin und die Sozialarbeiterin). In dieser Perspektive gesehen könnte man sagen, gegenüber den ‚nützlichen‘ Wissensberufen kann er wegen der wirtschaftlichen Kernzugehörigkeit seiner Herkunftsfamilie keine Ambivalenz entwickeln, umso stärkere Vorbehalte entwickelt er aber gegenüber den etablierten Professionen und semi-akademischen Sozialberufen, für die der Umgang mit Texten und Personen konstitutiv ist, die so eine Art ‚Wortverdrehler‘ und ‚Wissensmanipulateure‘ sind, und bei ihm unter den Generalverdacht stehen, dadurch mehr zu verdienen als ihnen zusteht. Für die von ihm weniger wertgeschätzten Wissensberufe entsteht streckenweise der Eindruck einer Art „Uni-Bluff“, um jenen heimlichen Bestseller des Frankfurter Studienberaters Wolf Wagner herbei zu bemühen, der Generationen deutscher Studierender mit der bedenklichen These erfreute, es gehe primär um akademische Schaumschlägerei.

Markus’ Sicht auf die „Randständigen“ und die Personen „ohne Ausbildung“: Zur künstlichen Konstruktion von Grossgruppen, „über“ denen man stehen kann

Richtet man den Blick nach unten, so wird deutlich, dass die am meisten Unsympathischen für ihn jene sind, die vom „Staat leben und dem Staat nichts als Gegenleistung geben“ (Drogensüchtige und Leute, die keine Lust haben zu arbeiten), also die „Randständigen“ bzw. „Sozialschmarotzer.“ Sie werden von denen „ohne Ausbildung“ gefolgt, die in Wirtschaftskrisen durch Inanspruchnahme von staatlichen Unterstützungsleistungen mehr kosten als sie bringen. Es wird nicht auf Anhieb deutlich, ob Markus bezüglich der „Randständigen“ die Idee hat, es gebe faktisch eine grosse Zahl von Personen mit einer motivational stabilen Disposition zur „Arbeitsunwilligkeit“ bzw. „Arbeitsunlust.“ Dieses von den Medien immer wieder neu aufgelegte Bild von „faulen Arbeitslosen“ und öffentliche Leistungen missbrauchenden „Sozialschmarotzern“ hat eine gewisse Verbreitung in der Bevölkerung, da man etwa davon ausgehen muss, dass etwa 40 % der Bevölkerung der Meinung sind, dass es unter den gerade Arbeitslosen „viele gibt, die nicht arbeiten wollen“ (so zumindest in Deutschland, vgl. mit weiteren Daten Oschmiansky 2003: 6).

Entgegengesetzt zur medialen Beliebtheit des Themas und der Verbreitung der Arbeitsunwilligkeitsvorstellung fallen jedoch die Befunde von wissenschaftlichen Untersuchungen zum Faulheitsverdacht bzw. dem Leistungsmissbrauch aus: Missbräuchlicher Bezug von Sozialhilfe ist ein statistisch ganz unbedeutender Tatbestand, er ist nur ein Einzelfallphänomen im einstelligen Prozentbereich (vgl. Lessenich 2004). Es gilt vielmehr gerade umgekehrt, dass in Deutschland etwa 50 % und in der Schweiz sogar 80 % derjenigen, die Anspruch auf Sozialhilfe haben, diese gar nicht in Anspruch nehmen (vgl. Leu et al. 1997: 181; Rechsteiner 1998: 50), und dass sich in der Schweiz bei den erwerbslosen Frauen nur ein Drittel und bei den erwerbslosen Männern auch nur etwa die Hälfte beim Arbeitsamt melden (vgl. BfS 2003: 49). Vollkommen entgegengesetzt zur Vorstellung der Existenz einer Grossgruppe von „faulen“ Menschen, die staatliche Hilfeleistungen über Gebühr beansprucht, trifft man also vielmehr auf das Phänomen einer mit allen möglichen Skrupeln behafteten Inan-

spruchnahme von Arbeitslosengeldern und Sozialhilfeleistungen, wie die hohen Nichtbezugsquoten von Unterstützungsleistungen belegen.

Es gibt zwei Anhaltspunkte dafür, dass Markus T. die Vorstellung hat, es gäbe in der Gesellschaft eine grössere Anzahl von Menschen, die mit der charakterlichen Todsünde der „Abscheu für anhaltende Arbeit“ (Kant) ausgestattet sind: Insofern er davon ausgeht, dass Arbeitslosengelder von solchen Leuten bezogen werden, die „keine Lust haben zu arbeiten“, ist für ihn der Gang zum Arbeitsamt nicht zuerst Ergebnis einer unverschuldeten Notsituation, sondern de facto doch Ausdruck eines Charakters. Ganz ähnlich fällt auch die Darstellung der Problemgruppe der Leute „ohne Ausbildung“ aus. Anstatt die Formulierung zu wählen, dass diese in wirtschaftlich schlechten Zeiten die ersten sind, denen ‚gekündigt‘ wird, präferiert er die Willensformulierung, es seien die, bei denen man damit rechnen muss, „dass sie kündigen und dann vom Sozialstaat leben.“ Dieser intentionalistische Lapsus legt doch den Verdacht nahe, dass er auf Persönlichkeitsdispositionen zurechnet, wo eine Wirtschaftskrise einfach zunächst sog. Risikogruppen trifft. Das Entlassungs- und Arbeitslosigkeitsrisiko trifft zunächst Menschen ohne abgeschlossene Berufsausbildung, Ältere über 50 Jahre und gesundheitlich Beeinträchtigte (Geissler 2002: 260f.), aber sie werden eben dann entlassen und führen die Entlassung nicht willentlich herbei.

Markus T. hat die Tendenz, eine berufliche Minderqualifikation, Arbeitslosigkeit oder Sozialhilfebedürftigkeit als willentliches Phänomen und negativen Verdienst zu begreifen. Während jeder normale Berufsmensch Fehlschläge und Misserfolge aller Art ungünstigen Umständen oder zufälligen Ereignissen in Rechnung stellen darf, ist Markus Ansicht der Risikogruppen davon bestimmt, Minderqualifikation, Arbeitslosigkeit und Fürsorgebedürftigkeit gerade nicht als eine Art Misserfolg zu begreifen, der sich widrigen objektiven Verhältnissen und gesellschaftlichen Unwägbarkeiten verdankt, sondern Scheitern, Fehlschlag und Versagen ist Ausdruck unterstellter Persönlichkeitseigenschaften und eines entsprechenden Charakters, es ist intentionalistisches Resultat von ‚Faulheit‘, ‚Arbeitsunlust‘ und Ausdruck des eigenen Tuns. Die Arbeitslosengeldempfänger und Sozialhilfebezieher sind nicht in erster Linie und überwiegend Personen, die aufgrund einer unvorhergesehenen Notlage und widrigen Umständen eine vorübergehende staatliche Unterstützung beanspruchen, sondern ein sozialmoralisch verdächtiger Personenkreis, der unter dem Dauerverdacht des Leistungsmissbrauchs und der Arbeitsunlust steht.

Zweites Fazit: Eingangs wurde die These entwickelt, dass Markus' Klassifizierungen der „unteren“ Statusgruppen sich nicht nach dem solidarischen Muster „wir da unten“ entfalten werden, da er nur durch seine berufliche Positionierung „nach unten“ gehört, qua familiärer Herkunft und erreichter Matura jedoch „etwas Besseres“ darstellt. Wir hatten hier die Vermutung ausgesprochen, dass sich die entgegengesetzte Tendenz einer starken Abgrenzung nach „unten“ hin zeigen müsste. Es zeigt sich bei Markus T. in der Tat, dass er stark negati-

ve, wenig tolerante Klassifizierungen gegenüber Minderqualifizierten und Randständigen entwickelt. Die damit verbundene These lautet, dass eine übertrieben starke Abgrenzung von den schlechter qualifizierten Berufsgruppen vorliegt, mit der das eigene biographische Manko der misslungenen Passung von Maturandenstatus und Zugehörigkeit zum Sicherheitsdienst zum Verschwinden gebracht wird. Zugespitzt formuliert: Um in der Selbstwertregulation den eigenen Misserfolg relativieren zu können, ‚benötigt‘ Markus T. unter ihm stehende Statusgruppen, ‚über‘ denen er stehen kann, und auf die er dann mit dem abwertenden Gestus des ‚seht die da unten‘ verweisen kann.

Diese These kann in dreierlei Hinsicht als eingelöst gelten: Erstens hat Markus insofern eine künstliche Verlängerung der Statushierarchie vorgenommen, als ihm die ausgehändigten 39 Karten von berufstätigen Personen ja nicht ausreichten. Bei der Frage nach den ihm sympathischen resp. unsympathischen Gruppen erwähnte er explizit die zusätzlich, im Kartensortierspiel gar nicht vorkommende Gruppe der „Randständigen.“

Zweitens zeigen seine Ausführungen zu den „Randständigen“ und den Personen „ohne Ausbildung“, dass über die formale Verlängerung der Statushierarchie über den Rahmen des vorhergesehen Kartensortierspiels hinaus auch insofern eine imaginäre Gruppenkonstruktion vorliegt, da Markus T. die Vorstellung hat, dass eine grosse Gruppe von Menschen existiert, die ‚willentlich‘ den Sozialhilfe- bzw. Arbeitslosengeldbezug anstrebt. Für Markus T. sind sowohl die „Randständigen“ wie die Personen „ohne Ausbildung“ letztlich „Sozialschmarotzer.“ Wie die Ausführungen über realen Leistungsmissbrauch und die eindrücklichen Befunde zur Nichtinanspruchnahme von Sozialhilfe- und Arbeitslosengeldern jedoch gezeigt haben, stellt die Klassifizierung „Sozialschmarotzer“ jedoch eine imaginäre Grossgruppenkonstruktion dar. Markus benötigt diese imaginäre Grossgruppe deshalb, weil er jemand braucht, der ‚unter‘ ihm steht. Richtig nach ‚oben‘ ist er nicht gelangt. Trotz Matura hat er nicht mal eine ordentliche Berufsausbildung absolviert. Das er einmal erwähnt, er habe „bis jetzt keinen Tag Arbeitslosengeld kassiert, das gefällt mir so“ ist in diesem Kontext aufschlussreich. Da er nur auf berufliche Kurzausbildungen im Sicherheitsbereich verweisen kann, die „ausserhalb der Sicherheitsbranche eigentlich nichts wert“ sind, verlegt er sich auf die moralische Dimension der Lebensführung, womit er mehr Wert ist als jene, die einen vom Arbeitsamt finanzierten Erwerbsunterbruch oder einen Sozialhilfebezug aufweisen. In seinem Leben nie Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe bezogen zu haben, ist zweifellos eine Leistung; wenn der Stolz auf diese persönliche Leistung aber mit der gleichzeitigen Unterstellung einhergeht, es gäbe eine grosse Zahl von illegitimen, missbräuchlichen Leistungsbeziehern des Sozialstaats, dann wird der Gestus des Gesagten evident. Markus benötigt eine imaginäre Grossgruppe von „Sozialschmarotzern“, damit sein Lebensweg, der gerade nicht weit nach oben führte, wenigstens in der moralischen Dimension in einem besseren Licht dasteht.

Drittens fällt an Markus T. Klassifizierungen von „unten“ auf, dass in die „Randständigen“ und die Menschen „ohne Ausbildung“ eine Art moralische Minderwertigkeit hineinprojiziert wird, welche die eigene Lebensleistung in das umso strahlendere Licht stellt. Moralische Vorbehalte tauchten schon bei der Betrachtung der etablierten akademischen Berufe auf, wobei Markus freilich nicht erwähnte, dass es einem auch beim Gang ins Elektrogeschäft passieren kann, dass man statt mit einer ausgewechselten Bildröhre das Geschäft mit einem neuen Gerät wieder verlässt, bei den „Randständigen“ und den Menschen „ohne Ausbildung“ wird jedoch direkt eine moralische Minderwertigkeit unterstellt. In dieser Abgrenzung wird nun sichtbar, was die eigentliche Messgrösse ist, mit der Markus operiert. Wenn nicht auf einen erlangten Hochschulabschluss, ein ansehnliches Einkommen oder eine wertgeschätzte Berufstätigkeit verwiesen werden kann, dann verbleibt noch, dass man immer seine Steuern, Krankenkassenbeiträge und Sozialversicherungsabgaben bezahlt hat, und die damit verbundenen Leistungen nicht beanspruchen musste, weil man nicht „arbeitslos“ oder „armengenössig“ wurde.

Die Grundvorstellung von Markus ist, dass man etwas „leistet“, was einen der vorübergehenden und vor allem dauerhaften „Unterstützung vom Staat“ enthebt, was zunächst als eine Art Normalvorstellung daherkommt. Gegen die normalbürgerliche Wertvorstellung, die an das Gegenüber die Forderung stellt, es solle ‚etwas Rechtes lernen‘, um damit dauerhaft und selbständig den eigenen Lebensunterhalt und den der Familie sicherzustellen, ist nichts einzuwenden. Bei Markus T. kippt die Idealvorstellung jedoch insofern ins Bedenkliche um, weil in eine imaginäre Bezugsgruppe eine sozialmoralische Minderwertigkeit hineinprojiziert wird. Personen „ohne Ausbildung“ und „Randständige“ sind die bei Markus T. „Unbeliebtesten“, das mögen auch viele andere so empfinden. Da er aber in diesem Zusammenhang sagt, „die anderen Berufsgattungen braucht’s alle“, hat er offenbar die Vorstellung, dass man auf diese Personengruppen auch verzichten kann. So bleibt nur die Hoffnung, dass Markus T. selbst nicht einmal in die Verlegenheit kommt, Unterstützungsleistungen irgendwelcher Art zu beziehen.

Die Sicht auf die (untere) Mitte: Distinktive Abgrenzung nach unten und differenzierte Statusabstufung in der gesellschaftlichen Mitte

Die bisherige Interpretation zeigt, dass zum einen die Sicht auf die akademischen Berufe ambivalent ist, und zum anderen eine scharfe Abgrenzung nach unten hin erfolgt. Was noch fehlt, und das muss ein dritter Analyseschritt von Markus Sicht auf die (untere) Mitte leisten, ist jedoch noch eine nähere Erfassung des Problems, inwiefern Markus mit seinem Gesellschaftsbild als ein Repräsentant der Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft gelten kann. Bei der Analyse des Kartensortierspiels war zunächst der positive Befund, dass er die Berufe manifest und konsequent nach dem Qualifikationsgrad der einzelnen Gruppen legt, und auch selbst erklärt hat, dass er diejenigen Berufsgruppen bevorzugt, die „mehr Wissen haben“, die Detailbetrachtung von Markus Sicht auf die akademischen Gruppen hat

aber ergeben, dass Wissen nur als eine Art negative Ressource eine Rolle spielt, zumal er die Vorstellung einer Art Expertenwissen hat, dass man einsetzen kann, um mehr Geld zu verdienen als einem zusteht. Bei der Anschlussanalyse von Markus Sicht auf die weiter unten angesiedelten Berufs- und Gesellschaftsgruppen waren die Ausführungen zu Bildung, Qualifikation und Wissen ebenfalls spärlich. Zwar wurde nachgewiesen, dass es ihm auf Grund seiner wenig erfolgreichen Situierung in der Bildungs- und Qualifikationsgesellschaft ein Bedürfnis ist, sich stark nach unten hin abzugrenzen. Aber dies geschah mehr im Hinblick auf die Erörterung von Charakterfragen vermeintlich arbeitsunlustiger Menschen.

Das Problem ist also, dass zwar in der Grossgruppenbezeichnung oben und unten mit den Benennungen „höhere Ausbildung“ und „ohne Ausbildung“ auf ein hierarchisches Ordnungsprinzip der Bildungsgesellschaft Bezug genommen wird, dass jedoch in unserer Analyse der Detailklassifizierungen von „unten“ und „oben“ Klassifizierungen nach dem Bildungs- und Qualifikationsgrad keine grosse Rolle spielten.

Nun spielt der Bildungsgrad bei Markus durchaus eine entscheidende Rolle, wenn es bei ihm darum geht, zu entscheiden, ob er mit jemanden Kontakt haben will oder nicht. Seit seiner Geburt wohnt er in einem Quartier, in dem die Anwohner von der Berufsausbildung her gesehen „eher sogar ein bisschen besser“ situiert sind, als nur einen „Lehrabschluss“ zu haben, und mit dem Gros seiner Arbeitskollegen im Sicherheitsdienst, für die ja ein Standardlehrabschluss die Bedingung zur Aufnahme in den Bewachungsdienst ist, sagt er deutlich, dass er mit ihnen „eher selten, selten“ Kontakt in der Freizeit hat. Von seinen Bezugsgruppen her gesehen könnte man zuerst sagen, dass es ihn eher zu den Leuten hinzieht, die wie er zwar Matura haben und danach kein erfolgreiches Studium anschliessen konnten, er präferiert also mehr Leute, deren Lebensgeschichte ebenfalls Statusinkonsistenz aufweist wie seine Biographie (wie etwa die erwähnte „Krankenschwester“). Man kann dann zweitens sagen, dass er zudem eine Art ideale „Mischung“ im Umgang mit Personen präferiert: Hochschulabsolventen sind ihm „zu stur fast“, und mit denen, die einen Lehrabschluss haben, wird es „(teils) zu oberflächlich“, er findet also „etwas zwischendrin ideal.“ Im engeren Bekanntenkreis von Markus hat es deshalb sowohl den „Feuerlöschkontrolleur“ wie den „Studenten.“

Man kann aber drittens auch sagen, und das ist entscheidend, dass für ihn die Vertrauenswürdigkeit von Personen vom Bildungsgrad der Betroffenen abhängt, da er davon ausgeht, man könne den Personen „ohne Lehrabschluss“ überhaupt nichts und den Gruppen in den „einfachen Berufen und Realstufe eher auch weniger“ etwas anvertrauen. Für ihn ist der Lehrabschluss ab etwa die Stufe, ab der man etwa anderen etwas anvertrauen kann, „unter dieser Stufe“ geht es aber nicht, da diese Personen in seinen Augen „ein bisschen geistig ... äh – tönt arrogant – aber vielleicht eine Stufe tiefer“ als er sind. Im Kontext der Befragungssituation ist die Antwort zunächst harmlos. Eigentlich soll er auf die Frage antwor-

ten, ob er Berufskollegen persönliche Dinge anvertrauen würde, er versteht diese Frage jedoch nicht richtig, sondern bezieht sich stattdessen auf die Personengruppen des Sortierspiels. Ganz am Ende kommt er aber insofern auf das berufliche Vertrauenswürdigkeitsproblem der Ausgangsfrage zurück, als er die Begründung nachschiebt, diese Personen würden das „Zeug grad weiterverbreiten und ausplappern.“ Er konkretisiert schliesslich, dass er die Befürchtung habe, sie würden den „Blödsinn“, den er gemacht hat, „weitergeben.“ Zieht man nur die Schlusssequenz in Betracht, dann ist das keine aufregende Aussage: Wohl die meisten würden die Sentenz unterschreiben, dass man als Polizist oder Sicherheitsdienstmitarbeiter gegenüber Personen, die in irgendeiner Form als Delinquenten mit dem Strafgesetz in Berührung gekommen sind, besser keine Dinge von sich erzählt, in denen man sich nicht untadelig benommen hat, weil man nicht weiss, ob sie dieses Wissen bei einer erneuten Konfrontation mit Strafbehörden weitererzählen oder versuchen, einen damit zu nötigen. Von der Eingangsfrage und von der Schlusssätzen her gesehen, formuliert Markus einen nachvollziehbaren Sachverhalt, der dem vernünftigen Gedanken entspricht, dass man in einer polizeiähnlichen Funktion gegenüber seiner Klientel schlecht beraten wäre, diesen etwa bspw. anzuvertrauen, dass man auch schon Ladendiebstähle etc. begangen hat. Ähnlich wäre es generell auch in anderen Berufsgruppen vernünftig, den Berufskollegen selbst keine kompromittierenden Fakten über die eigene Person anzuvertrauen, sofern solche existieren.

Unabhängig des Nachvollzugs dessen, was Markus eigentlich sagen wollte, ist aber das zuerst auftauchende Missverständnis aufschlussreich, dass er zunächst meint, über die Vertrauenswürdigkeit aller möglichen Berufsleute Auskunft geben zu sollen, und das er dabei das dezidierte Urteil hat, dass alle Personen unter einem Lehrabschluss in keiner Weise vertrauenswürdig sind, weil sie in seinen Augen „geistig (..) eine Stufe tiefer“ stehen als er.

Markus legt damit über seine Abstufung der einzelnen Gruppen nach dem Ausbildungsgrad eine Hierarchie der Klugheit, der Gebildetheit und des Verstandes. Die von ihm ursprünglich gelegte Rangreihe könnte man mit seinen Worten eigentlich zunächst als eine formale „Rangordnung nach der investierten Zeit in der Ausbildung“ bezeichnen, die neue Hierarchie, die er nun einführt, ist qualitativer Art. Sie hat einmal eine charakterliche Komponente: Während entsprechend geistig höherstehende Personen vertrauliche Informationen für sich behalten, geht denen eine geistige Stufe tiefer stehenden Personen diese Verschwiegenheit ab, weil sie alles gerade „ausplappern“ und „weiterverbreiten“ würden. Ferner nimmt die Differenzierung von Personen zwischen geistig höherer und tieferer Stufe auch Bezug auf Grade der Intelligenz und der Verstandeskraft, so wie man, was Markus aber nicht ausspricht, von geistiger ‚Minderbemitteltheit‘ oder ‚Zurückgebliebenheit‘ spricht. Die formale Hierarchie nach der Ausbildungslänge wird von Markus also in dieser Interviewpassage ergänzt durch eine naturalisierende Hierarchie abgestufter moralischer Fähigkeiten und verschiedener Grade der Intelligenz. Oben stehen moralisch integre Personen im Vollbesitz ih-

rer geistigen Kräfte, und unten verbinden sich moralische Tieferwertigkeit und geringere Intelligenz.

Wiederum zeigt sich bei Markus eine starke Abgrenzung nach „unten“ hin, die in die unteren Statusgruppen neben der sozialmoralischen nun auch eine kognitive Minderwertigkeit hineinprojiziert. Diese Abgrenzung dient weniger dem Zweck, den von ihm ganz nach oben gestellten Gruppen eine funktionale Legitimation nach dem Muster zu verschaffen, dass oben moralisch besonders integre, besonders kluge und Verantwortung übernehmende Personen stehen, sondern es handelt sich vielmehr um eine übertrieben distinktive Abgrenzung gegenüber den schlechter qualifizierten Berufsgruppen, mit der das eigene biographische Manko der misslungenen Passung von Maturandenstatus und Zugehörigkeit zum Sicherheitsdienst zum Verschwinden gebracht wird. Die Feststellung, diese Personen sind „geistig (...) vielleicht eine Stufe tiefer als ich“ ist eine distinktive Abgrenzung nach unten, die es Markus symbolisch ermöglicht, eine geistige Stufe höher zu stehen. Markus muss nach unten hin betonen, dass er moralisch und verstandesmäßig auf einer höheren Stufe steht, weil ihm eine angemessene berufliche Positionierung nicht gelungen ist. Aus dem Studium „rausgeflogen“, wird der Vergleichsmaßstab verschoben: Anstatt sich an Altersgleichen zu messen, die das Studium erfolgreich abgeschlossen haben, misst Markus sich an statusniedrigeren Gruppen, womit in der Selbstwertregulation an die Stelle des Eingestehens eines Misserfolgs der Erfolg tritt, sich als jemand empfinden zu können, der eine geistige Stufe höher steht.

Im Interview mit Markus gibt es eine Stelle, wo an die Stelle distinktiver Abgrenzung nach unten hin eine Art Anerkennung gewährende Toleranz tritt, und zwar bei seinen Ausführungen darüber, was für ihn ein „guter Beruf“ sei. Er argumentiert hier, dass dieser zu einem passen müsse, und dann sei auch der Putzfrauenberuf für jene, die daran Freude haben, ein „guter Beruf.“ Er betont hier gleich im Nachsatz, dass für ihn ein „besserer Beruf“ ein solcher sei, wo man „immer wieder“ den Wissensstand verbessert, und sagt dann mit Blick auf seine Tätigkeit als Patrouilleur zuerst, dass gemessen daran, sein Beruf „gut“ sei, schiebt sofort relativierend im zweiten Anlauf hinterher: „einigermassen gut“, und gesteht dann im dritten Anlauf endlich ein: „in Führungsstrichen“ um dann offen zu legen, dass es nicht der „ideale Beruf“ sondern eben nur eine „Übergangslösung“ sei. Es ist letztlich dieses Manko von Markus, im Prinzip noch keinen ‚richtigen Beruf‘ erlangt zu haben, dass ihn veranlasst sich scharf nach unten hin abzugrenzen. Um die objektiv fehlende Anerkennung von ganz oben zu kompensieren, muss Markus nach unten hin verstärkt ein Bildungs- und Wissensgefälle markiert, das so gar nicht vorhanden ist, wie es in seinem Alltagskonstrukt zum Ausdruck, er stünde eine ‚geistige Stufe höher‘ als jene „ohne Lehrabschluss.“

Wirft man noch einmal einen letzten Blick auf die von Markus ganz unten angesiedelten Gruppen, und geht dann langsam dazu über, sukzessive die Klassifizierungen mit in die Be-

trachtung einzubeziehen, die er für die Mitte geäußert hat, zeigen sich fein differenzierte Abstufungen der einzelnen Berufsgruppen in der Wissens- und Bildungsdimension: Die für Markus „ganz unterste Stufe“ sind die Drogenabhängigen, mit denen er durch seinen Berufs „zwangsläufig Kontakt“ hat, mit denen er aber „eigentlich nichts zu tun haben“ will, ausser, „dass sie machen, was ich will.“ Eine ebenfalls unbeliebte Gruppe sind für Markus an seinem Arbeitsplatz sodann die Personen, die den Perron in der Nacht reinigen, es sind für ihn die „Putzer“, auch hier betont er, dass er keinen „tieferen Kontakt“ mit ihnen hat, denn er empfindet es als „schwierig (...) mit diesen ohne Ausbildung.“ In der Detailklassifizierung sind für ihn Berufe „ohne Ausbildung“ eigentlich „physische Berufe“, sie verrichten „eigentlich niemanden speziell ausgebildete Arbeit, das sind eigentlich mehr Handlanger.“

Bei seinen Arbeitskollegen im engeren Sinn ist eine Zweiteilung im Kontaktverhalten augenfällig, bei der Arbeit ist Markus integriert, er ist in ständigem Kontakt mit ihnen, in der Freizeit aber hat er „eher selten, selten“ Kontakt. Markus hat also keine Berufskollegen als Freunde, während sonst in allen möglichen Berufsgruppen Freundschaften zu Berufskollegen endemisch sind (vgl. für die Schweiz die Angaben zur Bildungshomozialität von Freunden bei Levy et al.1998: 45; und für Deutschland die Angaben zu den Berufen der besten Freunde und Bekannten in der Untersuchung von Weber-Menges 2004: 153f.), und sich aufgrund eingeschränkter Gelegenheitsstrukturen auch nicht vermeiden lassen. Dieses Fehlen von Freundschaften zu Berufskollegen könnte theoretisch damit zu tun haben, dass Markus eine Eigenschaft besitzt, die er zu verbergen versucht, da sie ihn gegenüber den Berufskollegen diskreditieren würde, im vorliegenden Fall ist jedoch die Erklärung plausibler, dass seine Arbeitskollegen ‚nur einen Standardlehraabschluss‘ vorweisen, und keine ‚höherer Schule‘ wie Markus besucht haben.

Markus empfindet Kontakte zu Personen, die nur „einen Lehraabschluss haben“ als zu oberflächlich“, und betont, dass diese Personen bei bestimmten Themen teils „gar nicht mitreden“ können. Im Kartensortierspiel hat Markus dazu eine subtile Dreiteilung der Personen vorgenommen, die nur einen Lehraabschluss aufweisen können: Die Lehraabschlussberufe, wo man „mehr geistig arbeitet“ (Krankenschwester, Reisebüroangestellte, Versicherungsvertreter), die Leute, die „mehr physisch arbeiten“ (Automechaniker, Landwirt, Sanitärinstallateur, Zimmermann, Dachdecker, Maurer), und die dritte Gruppe, die „fast nicht viel physisch und auch wenig geistig macht“ (Lastwagenchauffeur, KassiererIn, Coiffeuse, Detailhandelsangestellte). Markus folgt dieser Dreiteilung zwar letzten Endes nicht, da er dann nur noch zwischen den „weniger anspruchsvollen Lehraabschlüssen“ (Detailhandelsangestellte, Coiffeuse, Hausfrau, KassiererIn, Lastwagenchauffeur) und „höherwertiger Lehre“ trennt, wobei nun die Büroberufe mit den Handwerksberufen als „gleichwertig“ zusammenfasst werden, interessant ist aber, wie erneut der formale Ausbildungsgrad mit einer Art höherwertigen „geistigen“ Stufe assoziiert wird, wie das zuvor schon bei der Abgrenzung gegenüber unten zu beobachten war.

Die Berufe mit „höherwertiger Lehre“ sind für ihn formal solche, wo ein etwas höherer „Wissensstand“ vorausgesetzt wird, es sind Personen die „gleich ein Know How haben (müssen) auf ihrem Gebiet“, es sind die, die ein „bisschen (...) ein grösseres Wissen haben (müssen).“ Parallel zu dieser Unterteilung von wissensintensiveren und weniger wissensintensiven Lehrabschlüssen, bemüht Markus aber wieder seine Vorstellung geistiger Stufen, da er eben zunächst von der Trennung in Kopf und Hand (mehr geistig arbeiten – mehr physisch arbeiten) ausgeht.

Auf diese interne Differenzierung der Grossgruppe „mit Lehrabschluss“ folgt dann noch eine Art weitere Stufe der Differenzierung, insofern noch die Gruppe „Lehrabschluss und Weiterbildung“ (Polizist, Abteilungsleiter) gebildet wurde, wobei für ihn sowohl entscheidend ist, dass man „nach der Lehre noch eine weitere Ausbildung gemacht“ hat wie der Abteilungsleiter, sowie die Tatsache, dass sowohl der Abteilungsleiter wie der Polizist „ausgewählt“ werden mussten, also eine Art „Rekrutierung“ zu bestehen hatten.

Der letzte Durchgang von Markus Sicht auf die unteren und mittleren Berufsgruppen legt zwei Schlussfolgerungen nahe: Zum einen liegt partiell eine Art künstliche Statusfeindifferenzierung der Mittelgruppen vor, denn einen Polizisten mit Standardberufslehraabschluss und lediglich „30 Wochen Polizeischule“ entspricht nur bedingt der Oberkategorie „Lehrabschluss mit Weiterbildung“, wenn man unter einer genuinen Weiterbildung mehr versteht, als eine etwa mehr als ein halbes Jahr dauernde Zusatzausbildung. Diese Einführung symbolischer Statusdifferenzen ist aber mit Blick auf die Bildungs- und Berufsbiographie von Markus nur allzu verständlich. So wie für Markus wohl die jetzt von ihm in Angriff genommene, nur zweisemestrige Ausbildung zum „Fachmann für Sicherheit und Bewachung“ eine sehr grosse Bedeutung hat, da er ja nicht einmal auf einen Standardabschluss von drei Jahren Berufslehre verweisen kann, muss er offenbar auch minime Ausbildungsschritte zu grösseren Weiterbildungsleistungen aufwerten. Mit der Gruppe „Lehrabschluss mit Weiterbildung“ hat Markus T. damit den Statusgipfel einer gesellschaftlichen Mitte geschaffen, eine Art Bezugspunkt seiner kleinbürgerlichen Träume, dessen Erreichen ihm offenbar vorschwebt, nachdem die grossen Schritte nach oben nicht gelungen sind.

Zum anderen hat die Analyse aber auch gezeigt, dass die im Kartensortierspiel vorgenommene feine Statusabstufung der unteren Mitte und der Mitte wiederum Resultat der für Markus bestimmenden Statusinkonsistenz ist, mit einer Matura in der Tasche nur Patrouilleur geworden zu sein: Viele seiner unmittelbaren Berufskollegen und ebenso viele Polizisten legen sicher keinen gesteigerten Wert darauf, mit den von Markus ins Feld geführten Drogenabhängigen in näheren Kontakt zu treten. Daraufhin befragt, wird aber jeder Polizist und Sicherheitsdienstmitarbeiter einfach darauf verweisen, dass es zu seinem Berufsalltag gehört, mit diesen Menschen umzugehen. Markus hat aber überraschenderweise das darüber

hinausgehende Bedürfnis, gegenüber dem Interviewer ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass er mit diesen „eigentlich nichts zu tun haben“ will, wobei es ihm auch bei den „Putzern“ am Bahnhof ein Anliegen ist, zu betonen, dass er „mit diesen ohne Ausbildung (..) nur kurzen Kontakt“ hat. Es geht nicht darum, Markus die Haltung der von ihm nicht geliebten Sozialarbeiter abzuverlangen, die sich ihren Klienten anders nähern, und möglicherweise entwickeln Patrouilleure sogar schärfere Abgrenzungen gegenüber diesen „Patienten“ als Polizisten, weil sie näher am Geschehen dran sind, und resigniert feststellen müssen, dass sie nur wenig ausrichten können. Gerade wenn man aber Markus als Sicherheitsdienstmitarbeiter keine Sozialarbeiterattitüde abverlangt, wird deutlich, dass eine übers Ziel hinaus-schiessende demonstrative Abgrenzung gegenüber Drogenabhängigen und Putzern vorliegt.

Es handelt sich um eine regelrecht phobische Abgrenzung, die einer Kontaminationsfurcht gegenüber „Randständigen“ und Menschen „ohne Ausbildung“ entspricht, also dem Bemühen, mit diesen Gruppen in keiner Art und Weise assoziiert und in Verbindung gebracht werden zu wollen. Die Angst, mit diesen minderqualifizierten Berufsleuten und Randständigen in Verbindung gebracht zu werden, rührt erneut aus der Statusinkonsistenz, als Maturand nur in den Sicherheitsdienst gelangt zu sein. Man kann sich das gut an einem Gedankenexperiment klarmachen: Würde ein Dozent, der Studierende ja manchmal durchaus als „nervig“ empfinden kann, sich zu der Formulierung hinreissen lassen, er wolle mit Studierenden ‚eigentlich nichts zu tun haben‘, hätte man sofort die begründete Vermutung, man habe eine Koryphäe von Forscher vor sich, dem aber bisher der Nobelpreis nicht verliehen und eine Berufung an die ETH oder an eine andere Elitehochschule versagt wurde, und der es also unter seiner Würde findet, Studierende an einer Provinzuniversität zu unterrichten. Und genau in dem Sinne ist es offenbar auch für den Hochschulzugangsberechtigten Markus T. unter seiner Würde, mit Randständigen etwas zu tun haben zu müssen.

Resümee zum „Gesellschaftsbild“ von Markus T.

Der lange Weg der Arbeit am Fall hat drei Hauptbefunde ergeben: 1. Manifest wird von Markus die Statushierarchie einer Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft anerkannt. Bei der Detailanalyse seiner Klassifizierungen der „oberen“ Statusgruppen zeigt sich jedoch eine ambivalente Aufspaltung des akademischen Berufsuniversums, wobei die Vorbehalte gegenüber den wirtschaftsfernen etablierten akademischen Berufen sowohl auf seine Herkunft aus einem wirtschaftlichen Umfeld zurückgehen, als auch mit einer Verschiebung der Vergleichsdimension auf die moralische Ebene einhergehen, die die Statusinkonsistenz von Markus T. lebbarer macht: Moralisch sind diese studierten Berufsvertreter in etwa gleichwertig zu den Personen „ohne Ausbildung“, beide kosten mehr als sie bringen. 2. Da er nur qua beruflicher Positionierung eher „unten“ zu situieren ist, durch seine Herkunft und Bildung aber eigentlich nach „oben“ gehört, entwickelt Markus auch keine sozialen Klassifizierungen der minderqualifizierten Berufsgruppen nach dem solidarischen Strickmuster „wir da unten“, sondern eine übertrieben starke Abgrenzung nach „unten“ hin. Sie

gipfelt in einer künstlichen Verlängerung der Statushierarchie, in der imaginären Konstruktion einer so in der Wirklichkeit nicht existenten Grossgruppe arbeitsunlustiger und sozial-schmarotzerischer Personen. Die Funktionalität der Erfindung dieser Pseudogruppe des Scheiterns liegt auf der Hand, die Klassifizierungspraxis von Markus muss den Weg eines negativ wertenden „seht die da unten“ einschlagen, um die eigene Lebensleistung, die ja gerade nicht ganz nach oben geführt hat, in das um so strahlendere Licht zu stellen. Da ihm eine berufliche Platzierung weiter oben nicht gelungen ist, er aber daran festhält, jemand mit einer Matura zu sein, benötigt er in den unteren Etagen der gesellschaftlichen Statushierarchie zusätzliche Gruppen, „über“ denen er steht, worauf Personen, denen eine statuskonsistente Passung von Ausbildungsanstrengung und beruflicher Situierung gelungen ist, verzichten können. Hier repräsentiert der Einzelfall wohl einen Sachverhalt von allgemeinerer Bedeutung, es öffnet sich ein Fenster, das plausibilisiert, warum manche Medien in einer für einen Sozialwissenschaftler leichtfertigen Art und Weise den Diskurs um vermeintliche Arbeitsunwillige unterstützen. 3. Und drittens wurde deutlich, dass die übertriebene Abgrenzung gegenüber den „Randständigen“ und Berufsleuten „ohne Ausbildung“ auch mit einer Art phobischer Kontaktvermeidung einhergeht. Die sichtbar werdende Tendenz, in den sozialen Klassifizierungen stark zu betonen, dass diese Gruppen eine geistige Stufe tiefer anzusiedeln sind als er, und das Parallelphänomen, in aller Deutlichkeit zu betonen, dass er mit diesen Gruppen eigentlich nichts zu tun haben will, verweist wiederum auf die objektiv bestehende Statusinkonsistenz, bei der die Angst verhaltensbestimmend wird, was eine imaginäre Gruppe von „gebildeten“ Menschen sagen würde, wenn sie sehen würde, dass er beruflich mit Randständigen und Personen ohne Ausbildung zu tun hat.

I.3.d. Ausblick: Statusinkonsistenz in der Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft

Soweit die Schlussergebnisse der ausgreifenden Interpretation der zahlreichen sozialen Klassifizierungen, die Markus T. im Laufe des ergiebigen Interviews entwickelte. Wie kann man den Fall nun mit dem Eingangsbefund in Beziehung setzen, dass sich die Schweiz in gut zwanzig Jahren ein gutes Stück hin zu einer Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft entwickelt hat? Der Fall zeigt gut, was für Deutungsmuster und soziale Klassifizierungen sich bei denen entwickeln werden, die einerseits die gesellschaftliche Zumutung, einen Bildungsaufstieg zu realisieren stark verinnerlicht haben, denen es jedoch andererseits nicht gelingt, diese Norm erfolgreich in eine statusadäquate berufliche Situierung umzusetzen. Man trifft auf eine gesteigerte Selbstwertregulationsproblematik, die eine ambivalente Sicht auf die akademischen Berufsgruppen nach sich zieht, und die eine wenig solidarische, weil übertrieben starke Abgrenzung nach unten hin zur Folge hat, wobei Differenzen des Ausbildungsgrades naturalisierend als „geistige“ Über- und Unterlegenheit aufgefasst werden, und zudem noch eine Art moralischer Minderwertigkeit in die unteren Statusgruppen hineinprojiziert wird, die um so bedenklicher ist, weil ein Diskurs über künstliche Gruppen geführt wird, die so gar nicht existent sind.

An Markus T. lässt ablesen, was in etwa zwanzig Jahren der Fall sein wird, wenn sich einerseits die normative Forderung noch stärker durchgesetzt hat, dass man einen Bildungs- und Qualifikationsaufstieg realisieren sollte, und wenn sich andererseits die Bildungs- und Qualifikationsaspirationen individuell nicht eine statuskonsistente berufliche Situierung umsetzen, was eben immer wieder auch passiert, weil Bildungs-, Ausbildungsinstitutionen und der Arbeitsmarkt eine Auswahl treffen, d. h. zwischen mehr und weniger „Befähigten“ unterscheiden. Nun ist es zwar plausibel zu sagen, dass die Schweiz und andere westeuropäische Gesellschaften in etwa zwanzig Jahren durch eine „kulturelle Überbewertung“ (Merton 1948: 130) von Bildungs- und Qualifikationsbemühungen bestimmt sein wird, das Problem ist aber, inwiefern kann der 1980 geborene Markus als exemplarischer Fall für das Zukunftsszenario einer zwanzig Jahre später geborenen Person gelten.

Gedankenexperimentell erfüllt Markus diese Bedingung einer gesteigerten Internalisierung von Bildungs- und Qualifikationsaspirationen deshalb, weil man davon ausgehen muss, dass seine soziale Herkunft aus einem wirtschaftlich erfolgreichen Milieu gleichbedeutend mit dem Hineinwachsen in die Zumutung einer erfolgreichen späteren Situierung via Bildungsanstrengungen gewesen ist, so wie es sich in zwanzig Jahren auf alle Herkunftsschichten gleichermaßen generalisieren wird.

Wem eine solche gedankenexperimentelle Konstruktion eines Zukunftsszenarios zu gewagt erscheint, der kann auch einen Schritt zurück machen, und einfach sagen, man verhandelt Markus T. hinsichtlich des Abgleichs von sozialer Herkunft und seiner Patrouilleurexistenz als allgemeinen Fall eines sozialen Abstiegs, so wie man weiss, dass es eben nicht allen gelingt, einen bestimmten Bildungsabschluss in eine statusangemessene Berufsausbildung und berufliche Positionierung umzusetzen. Der Fall ist auch dann noch interessant, was die Problematik einer Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft angeht, nämlich in der Hinsicht, dass ja eine gesteigerte normative Geltung der Bildungs- und Qualifikationsgesellschaft nicht mit einer automatischen Erhöhung von Erfolgchancen einhergeht, auch wenn die bereits konsultierten Schweizer Volkszählungsdaten im Phänomen des schnellen Schrumpfens der Zahl der „Unqualifizierten“ und des dazu gehörenden Wachstums der bildungsintensiven Berufsleute deutlich machen, dass an alle neu eintretenden Generationen auf dem Arbeitsmarkt die Zumutung der Höherqualifizierung gestellt wird, und „unqualifizierte“ Beschäftigungsverhältnisse rarer werden.

Wie angedeutet, vollziehen Bildungsinstitutionen und Personalbüros ständig Selektionen von Personen. Man sagt sicher nichts Falsches, wenn man davon ausgeht, dass in Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen immer zwischen einem Fünftel und einem Drittel der Eintrittspopulation das anvisierte Endziel nicht erreicht, wobei das von Markus erwähnte „rausfliegen“ aus der Uni ja nur die Extremsituation des Ausschlusses darstellt, einige mehr

werden vorher abbrechen, und noch mehr werden sich schnell umorientieren und wechseln auf etwas anderes über, so dass sich eine statuskonsistente Passung von Ambition und Position nach kurzer Irritation schnell einstellt. Die weitere Durchsetzung der Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft erzeugt immer auch jene Statusinkonsistenz mit, an der Markus T. leidet, und von daher lässt sich an dem „Gesellschaftsbild“ von Markus T. in etwa ermessen, welche naturalisierenden Deutungen von geistiger und moralischer Tieferwertigkeit über die Unqualifizierten sich in diesem Bevölkerungssegment verbreiten werden.

II. Gesellschaftsbilder aus der unteren Mittelschicht

Da die Fragestellung nach den Klassifizierungen von „bildungsreichen“ versus „bildungsarmen“ Gruppen nur bei Bildungsabsteigern zu Resultaten führte, wurde stattdessen Gesellschaftsbilder von Arbeitern (II.2.) und Unqualifizierten (II.3.), nachdem zuvor die Literatur über Gestalt und Wandel des Gesellschaftsbildes von Arbeitern in den letzten fünfzig Jahren aufgearbeitet worden war (II.1.).

II. 1. Dichotomie oder Gradation? 50 Jahre „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“

Wir unternehmen zunächst eine Rekonstruktion der vor fünfzig Jahren erschienenen Studie „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“ von Popitz et al. (1.) und stellen die Folgeuntersuchungen zur Dichotomie-These dar (2.). Sowohl die Darstellung der Originaluntersuchung wie der Folgestudien erfolgen in kritischer Perspektive: An der Hüttenarbeiterstudie wird aufgezeigt, dass die Rede vom „dem“ Gesellschaftsbild des Arbeiters deshalb irreführend ist, weil Popitz et al. nur eine auf dem Leistungsbewusstsein von Arbeitern basierende Bezugsgruppendifferenz nachgewiesen haben, jedoch nicht Grossgruppenvorstellungen von „der“ Gesellschaft und ihrem Aufbau erhoben wurden. Die mit anderen Messverfahren operierenden Nachfolgeuntersuchungen eruieren zwar „Gesellschaftsbilder“ durch eine offene Frage nach den Gruppen, Schichten und Klassen der Gesellschaft, vernachlässigen aber die nur mit qualitativen Methoden entscheidbare Frage nach der Existenz einer Bezugsgruppendifferenz. Damit steht die in den Folgeuntersuchungen verfochtene These der Verdrängung der Dichotomievorstellung durch graduelle Tricho- bzw. Polytomievorstellungen bei Arbeitern auf schwachen Füßen.

1. „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“ (1957) von Popitz et al.

Die Forschung über Klassifikationen im sozialen Raum war zu Beginn eine Untersuchung von „Gesellschaftsbildern“, d. h. es wurden die von einzelnen Sozialgruppen entwickelten Ordnungsvorstellungen über den Aufbau der Gesellschaft analysiert, mit deren Hilfe die eigene individuelle Lage in Beziehung zu den anderen Lagen definiert werden kann. Bedeutend wurde hier die aus industriesoziologischen Untersuchungen hervorgehende Studie von Heinrich Popitz, Hans-Paul Bahrndt, Ernst August Jüres und Hanno Kesting über „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“ (1957). An dieser Studie interessiert zunächst die Ausgangs-

these (1.), ferner die empirischen Belege, die zum Beweis der These angeführt werden (2.), und schliesslich das theoretische Fundament, mit der die Dichotomievorstellung plausibilisiert wird (3.):

(1.) Popitz und seine Mitarbeiter kamen damals zu dem Resultat, dass Arbeiter ein dichotomes Gesellschaftsbild besitzen, d. h. die Gesellschaft wird als scharf in ein Oben und Unten geteilt erlebt, wobei man sich selbst als „unten“ versteht, ohne dass dies ausdrücklich als Klassengegensatz beschrieben würde. Insgesamt überrascht die Eindeutigkeit, mit der Popitz et al. formulieren: „Der Industriearbeiter sieht die Gesellschaft stets in einer Zweiteilung und nicht als komplexes Gefüge *vieler* Klassen (...)“ (1957: 216).

Von „der“ Gesellschaft, verstanden als wie immer geartetes Ensemble mehrerer Grossgruppen (bspw. Akademiker, Selbständige, Landwirte, Angestellte usw.), handelt die Studie aber nicht. Es wird lediglich sporadisch auf „Angestellte“ eingegangen (Popitz et al. 1957: 110-119), über die es aber dann heisst, dass diese von den Arbeitern aus der Dichotomie „meist einfach ausgeklammert werden“ (Popitz 1958: 212).

Popitz et al. unternehmen keine Anstrengungen, den Dichotomiebegriff zu klären, mit dem sie operieren. Eine Zweiteilung der „Gesellschaft“ in zwei x-beliebige Untergruppen (bspw. Arme-Gebildete oder Reiche-Beherrschte) hatten die Autoren nicht im Sinne. Offenbar visualisiert die Oben-Unten-Dichotomie einen ähnlichen Sachverhalt an wie Teilungen nach dem Prinzip gebildet-ungebildet, reich-arm, herrschend-beherrscht, wobei jedoch die Existenz einer dritten Gruppe zugelassen ist, wie das Beispiel mit den Angestellten zeigt. Es wird also nicht mit einem genuinen Dichotomiebegriff operiert, für den konstitutiv ist, dass es sich um die Bildung zwei sich gegenseitig ausschliessender Untergruppen handelt, so dass die zusätzliche Schaffung einer dritten Gruppe daneben ausgeschlossen ist. Nimmt man nur die Grossgruppengliederung des deutschen Bundesamts für Statistik zu Hilfe, die mit den sozial- und arbeitsrechtlichen Kategorien „Arbeiter“, „Angestellte“, „Beamte“ und „Selbständige“ operiert, dann wäre es für einen Arbeiter, der die Angehörige von Berufen danach sortiert, ob diese körperlich oder nur geistig arbeiten, und der bei den geistig Arbeitenden den Verdacht hat, dass sie eigentlich „nichts tun“, durchaus möglich, sich selbst als „körperlich schwer arbeitenden Menschen“ zu begreifen, und alle übrigen Gruppen dem Gegenpol zuzurechnen. Hält er etwa Angestellte und Beamte für ‚Bleistiftstemmer‘, und assoziiert er die Vorgabe „Selbständige“ mit dem Begriff ‚Unternehmer‘, und hat dabei noch die abenteuerliche Vorstellung, dass diese ‚ausser Rationalisieren nichts tun‘, dann hätte er die viergliedrige Kategorienvorgabe des statistischen Bundesamts Wiesbaden konsequent in eine Zweiteilung gebracht, d. h. eine Polytomie in eine Dichotomie transformiert. Auch für einen marxistisch geschulten Arbeiter wäre die Konstruktion einer Dichotomie kein grösseres logisches Problem. Ist für ihn die Tatsache des Besitzes / Nichtbesitzes von Produktionsmitteln zentral, dann gehören für ihn etwa kleine Selbständige nach oben, wobei er den Zusatz hinzufü-

gen kann, es sei eine ‚petty bourgeoisie‘, die in der Regel keine Möglichkeiten hat, wie Manager oder Unternehmer fremde Arbeitskraft zu kontrollieren (so etwa der Vorschlag von Wright / Perrone 1977, vgl. für weitere modifizierte Klassenmodelle Wright 1985: 88 oder Erikson / Goldthorpe 1992: 38f.). Normale Angestellte, die keine leitende Funktion haben, würde dieser geschulte Arbeiter aber anders als der zuvor Genannte auf die Seite der Arbeiter schlagen, weil sie eben ‚auch lohnabhängig‘ sind.

In einer Vorabkritik sind demnach zwei Sachverhalte hervorhebenswert: Es geht in der Hüttenarbeiterstudie erstens nicht um „das“ Gesellschaftsbild, welches Arbeiter von einigen wichtigen Grossgruppen in der Gesellschaft haben, es geht nur um ein „Oben“, das mal „das Kapital, die Kapitalisten, die reichen Leute, die Herren“ (1957: 62) genannt wird, und ein „Unten“, das meist als „die Arbeiterschaft, der Arbeiter, die kleinen Leute usw.“ bezeichnet wird (1957: 62). Da von anderen Gesellschaftsgruppen nicht die Rede ist, kann man im strengen Sinn nicht davon sprechen, dass hier das Bild behandelt wird, dass sich der Arbeiter von „der“ Gesellschaft macht. Ferner kommt zweitens hinzu, dass nicht mit einem genuinen Dichotomiebegriff gearbeitet wird, auch wenn deutlich geworden sein dürfte, dass Popitz et al. damit keine x-beliebige Zweiteilung der Gesellschaft meinen. Das Oben-Unten-Schema, dessen Existenz sie dann belegen, ist damit – in Ermangelung eines besseren Begriffs – lediglich eine Art Bezugsgruppendifferenz, und ungefähr auf jener Ebene angesiedelt, in welchem im Alltag auch zahlreiche andere Gegensatzpaare existieren.

(2.) Die Studie von Popitz et al. beruhte auf einer Befragung von 600 Arbeitern eines kombinierten Hüttenwerks im Ruhrgebiet. Die Interviewer waren entsprechend geschult, die in der Regel zwei oder mehr Stunden dauernden Gespräche stenographisch festzuhalten oder im Nachhinein zu protokollieren, da auf den Einsatz von Tonbandgeräten verzichtet wurde (Popitz et al. 1957: 13f.). Der Frageleitfaden erhob den Berufsweg, Fragen zum Arbeitsplatz, zum technischen Fortschritt und der Mitbestimmung; es wurde also überhaupt keine direkte Frage zum „Gesellschaftsbild“ gestellt (vgl. Popitz et al. 1957: 15-25). Demnach waren es die Stellungnahmen zu den diversen Einzelfragen, aus denen heraus das „Gesamtbild“ ermittelt wurde, „das sich der Befragte von der Gesellschaft und seiner eigenen Position in dieser Gesellschaft macht“ (1957: 184). Resultat der Analyse war eine Sechsertypologie, die zunächst nach der Analyse von 60 Protokollen in den Grundzügen feststand, wobei 40 weiter zur Kontrolle herangezogene Protokolle nur noch geringfügige Korrekturen an den Typen erbrachten (1957: 185ff.). Diese Typologie ist hier im Einzelnen nicht von Interesse, denn ein gemeinsamer Grundzug aller Gesellschaftsbilder der Arbeiter besteht zum einen darin, dass „die Gesellschaft als – unabwendbare oder abwendbare, unüberbrückbare oder partnerschaftlich zu vermittelnde – Dichotomie“ (1957: 237) gesehen wird, und zum anderen ist allen Typen gemeinsam, dass es ihnen durch ein „Arbeiterbewusstsein“ möglich wird, sich innerhalb der Gesamtgesellschaft als ein Teil der Arbeiterschaft zu verstehen.

Forstet man die immerhin 288 Seiten starke Monographie nach empirischen Einzelbelegen für die Dichotomie-These durch, wird rasch deutlich, dass nur wenige eindrückliche und plastische Zitate zum Thema existieren. Folgt man der Entfaltung der Sechsertypologie der Reihe nach, so finden sich neben den theoretischen Erläuterungen und nicht weiter ausgewiesenen Kurzbelegen auch längere Interviewpassagen. Als Gesamt an Belegstellen kommt man dann zu diesem Ergebnis:

Bei der Darstellung des ersten Typus, der eine „statische Ordnung“ repräsentiert, findet sich ein längerer Interviewausschnitt eines Umwalzers, der seit mehr als zwanzig Jahren an der Feinstrasse des Walzwerks tätig ist. Im Kontext einer Einschätzung darüber, dass sich die Arbeit im Grossbetrieb seit Kriegsende positiv verändert hat, sagt der Umwalzer: „’Das Einvernehmen ist viel besser als früher ... Wir haben auch dazu den Arbeitsdirektor. Der soll unsere Interessen da oben vertreten“ (1957: 187). Dann taucht bei der Darstellung des zweiten Typus, der „progressive Ordnung“ genannt wird, noch in einem Befragungsprotokoll eines Formschmieds, der eine Facharbeiterlehre abgeschlossen hat, und länger als zwanzig Jahre im Werk arbeitet, anlässlich der Erörterung der Frage nach dem Mitbestimmungsgesetz eine Passage auf, die die Frage nach dem Gesellschaftsbild berührt: „’Die Aktionäre geben das Geld, das Kapital. Wir können kein Geld bieten, aber wir bieten unsere Arbeitskraft. Wir meinen, dass das noch mehr ist als das tote Kapital“ (1957: 195). Bei der Entfaltung dieses Typus im analytischen Haupttext tauchen dann noch zwei Kurzzitate aus anderen, nicht näher bezeichneten Interviews auf, die vom Stolz auf die eigene Arbeit handeln: „’Auf unseren Knochen können sie erst ihr Geld verdienen.“ Und: „’Denn schliesslich leben sie ja von der Produktivität der Arbeiter“ (1957: 198).

Bei der Entfaltung des dritten Typus, der unter der Überschrift „Dichotomie als kollektives Schicksal“ firmiert, wird aus Befragungsprotokollen von fünf Umwalzern und einem Facharbeiter zu Mitbestimmungsfragen zitiert: Der erste sagt: „’Geld regiert die Welt“; und ein anderer „’Wo das Geld ist, ist die Macht.“ Ein dritter äussert sich mit den Worten: „’Wir haben nichts mitzubestimmen. Das bestimmt die Direktion. Was die sagen, wird gemacht – damit ist der Bart ab.“ Bei einem anderen heisst es zur Mitbestimmung: „’Das ist alles Rederei. Wir haben nichts mitzubestimmen. (...) wenn einer mitbestimmt, sind es höchstens die Gewerkschaftssekretäre und Bonzen ... Die da oben kümmern sich sowieso nicht drum. Der Betriebsrat kann ja nichts machen, wenn die nicht wollen.“ Und als Schluss wird noch ein Arbeiter zitiert, der zu den Betriebsräten sagt: „’In Wirklichkeit sind die doch da oben nur geduldet. (...) In Wirklichkeit regiert ja doch das Kapital. Die Arbeit kann dagegen nicht an“ (1957: 203). Neben längeren Interviewauszügen wird auch bei der Darstellung des dritten Typus im analytischen Text mit nicht näher belegten Kurzzitaten gearbeitet; Popitz et al. bringen hier zwei Aussprüche, mit denen sie belegen wollen, dass einen stereotype Vorstellung von ‚denen da oben‘ existiert: „’Die Arbeitsdirektoren kriegen ihre schweren tausend Mark und tun nichts.“ Der Ausspruch über Aktionäre lautet: „’Die sehen zu, wie sie mehr

Geld verdienen können. Alles andere ist ihnen egal. Sie haben den ganzen Tag nichts zu tun als ihre Devisenpapiere zu unterschreiben. Sonst haben sie ihre Sekretärin. Sie brauchen nichts zu arbeiten, noch weniger als ein Lumpenhändler, der durch die Strassen zieht und ruft: ‚Lumpen, Knochen, Papier‘“ (1957: 204).

Bei der Erörterung des vierten Typus „Dichotomie als kollektives Schicksal und als individueller Konflikt“ wird ein Befragungsprotokoll eines Feinwalzers ausgebreitet. Aus Anlass der Frage nach der Mitbestimmung kommt hier die Aussage, dass man bei allen Lohnverhandlungen mehr mitsprechen müsste; resigniert heisst es dann: „’Aber davon merkt man nichts. Wir dürfen nicht als vollkommen rechtlos angesehen werden. Dann sind wir nur ein Spielball in der Hand des Kapitals. Aber wir haben nicht viel Macht. Wenn bei uns mal einer protestiert und erklärt, die Arbeit sei zu schwer und der Lohn zu gering, dann setzt man ihn schnell vor die Tür.“ Als er dann gefragt wird, welche Folgen die Mitbestimmung für die Arbeiter hat, antwortet er: „’Es könnte ganz gut sein, wenn es durchkäme. Darauf darf man aber nicht warten. Ich glaube jedenfalls nicht daran. Der Arbeiter bleibt Arbeiter, er bleibt abhängig, ist niemals selbständig. (...) Wir können die Arbeitgeber nicht ersetzen. Es ist letztlich gleichgültig, wer Arbeitgeber ist. Wir müssen immer mit ihm rechnen. Die Herren können wechseln, nicht aber die Methoden“ (1957: 207f).

Während bei Typus fünf „Reform der Gesellschaftsordnung“ keine entsprechenden Passagen zu finden sind, weist dann die Darstellung des sechsten Typus, der die „Konzeption des Klassenkampfes“ vertritt, wieder eine entsprechende Passage auf. Insgesamt war der Typus des „orthodoxen Marxisten“ unter den befragten 600 Arbeitern „nur sechsmal vertreten.“ Hier findet sich in einem längeren Protokoll folgender Satz eines Arbeiters zitiert: „’Es gibt zwei Klassen von Menschen, die einen sind oben und profitieren, sie können auf die Schulen gehen und rücken wieder in die Stellungen auf, die anderen sind unten und bleiben auch unten“ (1957: 222). – Dieses Zitat ist der einzige plastische Beleg der ganzen Studie.

In der ergänzenden Übersicht, die noch Arbeitergruppen „ohne Gesellschaftsbild“ abhandelt, wird dann ferner ein 50jähriger Feinwalzer zitiert, der auf die Frage nach dem Zustandekommen des Fortschritts antwortet: „’Das machen die Meister, die Ingenieure und Unternehmer“ (1957: 227), und der über die Werksleitung sich dahingehend äussert, dass sie sich seinem Urteil entzieht: „’Die oberen Herren bleiben meiner Ansicht nach gerne für sich allein.“ (1957: 230). Sodann findet sich noch eine kurze Passage, wo ein Arbeiter von „’denen da oben“ sagt: „’Darüber mache ich mir keine Kopfschmerzen. Ich sehe bloss die schönen Wagen, die hier manchmal durchs Werk fahren“ (1957: 229) – unklar bleibt hier, ob die Formulierung von „denen da oben“ wirklich ein Zitat darstellt.

Die bisher genannten Belege beziehen sich auf den Teil der Hüttenarbeiterstudie, in dem das Typenschema zum „Gesellschaftsbild des Arbeiters“ entfaltet wird, in den anderen Ab-

schnitten der Arbeit tauchen noch vereinzelte Belege auf. Einmal wird ein nicht näher bezeichneter Arbeiter mit den Worten zitiert: „Es ist immer schon so gewesen, dass die Obersten den Arbeiter, den kleinen Mann nie hochkommen lassen – und das wird auch nicht anders“ (1957:72). Ein anderes Mal wird ein Arbeiter zitiert, der über Angestellte sagt: „Die sind ebenso abhängig von den Herren wie wir“ (1957: 118).

Zudem enthält die Studie auch einen Unterabschnitt, der sich der Frage widmet, wie Arbeitgeber und Arbeitnehmer „in der Ausdrucksweise der Hüttenarbeiter“ genannt werden (1957: 167-170): Hier ist zu erfahren, dass das Wort ‚Unternehmer‘ nur „selten“ benutzt, und dass „nirgends von ‚Managern‘ gesprochen“ wurde, wobei ‚Manager‘ damals „bereits ein Modewort in weiten Kreisen“ geworden war (1957: 168). „Sehr oft“ wurde der „aus paternalistischen Zeiten stammende Ausdruck ‚die Herren‘ gebraucht, freilich ohne den Beiklang der Ehrerbietung, den er früher gehabt haben mag“ (1957: 168). „Beliebt waren aber auch die Worte ‚Kapitalist‘ und ‚das Kapital‘ (19657: 168). „Die häufigste und unkonkreteste, aber deshalb vielleicht am besten passende Bezeichnung ist ‚die da oben‘. Denn sie drückt das wichtigste und zugleich am wenigsten bestreitbare Merkmal aus, das ‚Obenstehen‘ im Vergleich zum ‚Untensein‘ der Arbeiter“ (1957: 168).

In der Selbstbezeichnung tauchen die Begriffe „Proletarier“ und „Proletariat“ nicht auf, sondern es heisst vielmehr: „Die Protokolle unserer Befragung zeigen nun, dass die Befragten sich nur in wenigem so einheitlich verhalten wie in der Anwendung des Wortes ‚Arbeiter‘. Die Jungen wie die Alten, die qualifizierten Facharbeiter genauso wie die Hilfsarbeiter sprechen von sich als ‚Arbeitern.‘ Natürlich verwenden sie dies Wort nicht als Berufsbezeichnung. Ist vom Beruf die Rede, so nennt selbstverständlich jeder die präzise Bezeichnung: Dreher, Walzer, Schmelzer etc., insbesondere wenn sie eine Qualifikation ausspricht. (...) Was unter ‚Arbeiter‘ verstanden wird, zeigen so gut wie sämtliche Protokolle: nämlich die Angehörigen derselben Personengruppe, die auch in der offiziellen Terminologie ‚Arbeiter‘ genannt werden. Diese Personengruppe wird als Kollektiv gedacht. Und mit diesem Kollektiv identifizieren sich so gut wie alle Befragten“ (1957: 170). Niemand spreche „so oft von ‚dem‘ Arbeiter (...) wie der Arbeiter selbst. Die Aussagen zeigen immer wieder, dass Ausdrücke wie ‚die Arbeiter‘, ‚die Arbeiterschaft‘, ‚der Arbeiter‘ oder ‚wir Arbeiter‘ in gleicher Bedeutung oft kurz hintereinander von den gleichen Befragten gebraucht werden“ (1957: 170).

Soweit alle möglichen Belege zum Themenkomplex, welche Schlussfolgerungen liegen nahe? Für 600 Befragungen, von denen 100 einer ordentlichen Analyse unterzogen wurden, kommt man auf insgesamt 19 Belegstellen von unterschiedlicher Qualität und Griffigkeit. Das ist kein reichhaltiges Ergebnis, wenn man es mit der Vehemenz aufrechnet, in der in immer wieder neuen Formulierungen davon gesprochen wird, dass es nach Meinung der Arbeiter „in der menschlichen Gesellschaft (...) ein ‚Oben‘ und ‚Unten“ gibt (1957: 201), dass das „Bild der Gesellschaft als einer unabwendbaren Dichotomie in einzelnen Bemerkungen

so oft auftaucht“ (1957: 202), dass eine „Zweiteilung des Bewusstseins“ (1957: 205) herrsche, eine „unabwendbare Dichotomie“ (1957: 208) zum Vorschein komme, im Bewusstsein eine „Aufspaltung der Gesellschaft in zwei eindeutig zu unterscheidende Teile“ vorliege (1957: 244) etc. (vgl. noch 1957: 62, 76, 153, 159, 170, 212, 216, 234f., 237, 241, 242, 246). Die Gründe für die magere Ausbeute sind vielfältig. Die geringe Belegzahl könnte damit zusammenhängen, dass das Material damals nicht über Tonbandaufnahmen registrierend konserviert wurde, sondern stenographische Aufzeichnungen die Grundlage bildeten. Noch mehr ins Gewicht fallend dürfte jedoch sein, dass die Existenz einer Dichotomievorstellung gar nicht im Fragekatalog der Untersucher vorgesehen war, ihr Nachweis war ein Nebenprodukt ganz anderer Fragestellungen, die damals verfolgt wurden. Die Studie war von vornherein nicht darauf angelegt, etwas über „Gesellschaftsbilder“ von Arbeitern zu erfahren, keine einzige der insgesamt 60 Fragen (vgl. dazu den Fragebogen in 1957: 15-25) ist in diesem Sinne spezifisch auf das Problem des Gesellschaftsbildes zugeschnitten. Solche Spezifizierungen der Fragestellung nach Gesellschaftsbildern liegen heute in der sozialwissenschaftlichen Literatur einige vor, es existieren mindestens vier Verfahren ihrer Erhebung: Man kann standardisiert ein Schichtenschema zur subjektiven Schichteinstufung vorgeben wie im ALLBUS (vgl. Noll 1999), ferner offen danach fragen, wie viele und welche Gruppen / Schichten / Klassen es in der Bevölkerung / Gesellschaft wohl gibt (vgl. Mayntz 1958, Mayer 1975, Weber-Menges 2004), es wird zudem auch mit richtigen Bildvorlagen gearbeitet, d. h. es werden graphische Darstellungen von Gesellschafts-„Bildern“ den Befragten vorgelegt (vgl. Sandberger 1977, Stamm / Lamprecht / Nef 2003), oder es wird schliesslich über Berufskartensortierspiele mit 40-60 Karten etwas darüber in Erfahrung zu bringen versucht, welche „Gesellschaftsbilder“ die Personen haben, wenn sie einzelne Karten zu Gruppen legen, diese Gruppen benennen und schliesslich alle Gruppen in eine Rangordnung bringen (vgl. Boltanski / Thévenot 1983, Schultheis 1996, Honegger / Schmeiser 2005).

Im Prinzip weist die Hüttenarbeiterstudie nur einen vollständigen und schönen Beleg einer „Oben-Unten“-Vorstellung auf, aber sie stammt von einem „orthodoxen Marxisten“, und Popitz et al. wollen die Verbreitung der Dichotomie explizit nicht auf den Einfluss marxistischer Schulungen innerhalb der Arbeiterschaft zurückführen. Man sieht jedoch an einigen Belegstellen deutlich, dass insgesamt der Einfluss marxistischer Denkfiguren grösser gewesen ist als von Popitz et al. konzediert, weil einmal von „totem Kapital“ versus „Arbeitskraft“, „Kapital“ versus „Arbeit“ oder vom Arbeiter als „Spielball in der Hand des Kapitals“ die Rede ist, was offenkundig auf den im Marxismus oft herausgestellten ‚Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit‘ zurückgeht. Insgesamt gibt es also nur einen plastischen Beleg, während in den meisten Zitaten nur die eine Hälfte der Dichotomievorstellung benannt ist, wenn von „da oben“, „die da oben“, „oberen Herren“, „die Herren“, „Aktionären“, „Bonzen“, „Direktion“ und „Arbeitsdirektoren“ die Rede ist. Es ist nichts dagegen einzuwenden, dass diese Nennungen des einen Teils der Gesellschaft auf die typisierende Schlussformel, „die da oben“

verdichtet wird. Und es ist auch legitim, das typisierende Pendant „wir da unten“ hinzuzubilden, da eben auch andere Zitate existieren, die davon handeln, dass „auf unseren Knochen“ das Geld verdient wird bzw. die anderen „von der Produktivität der Arbeiter“ leben. Dennoch bleibt der Gesamteindruck zurück, dass die Belegdichte schwächer ausgefallen ist als die analytische Ausfaltung des Ganzen.

Interessant ist schliesslich auch, dass die in die analytischen Passagen eingestreuten Kurzzitate, die aber gerade nicht näher in ihrer Herkunft ausgewiesen werden, wesentlich griffiger und plastischer sind als die in den längeren Interviewpassagen auffindbaren Belege zur Dichotomievorstellung, was sich auch dahingehend zuspitzen lässt, dass die Arbeitsweise von Popitz et al. eher darin bestand, mit Originalton bespickte Typenskizzen zu liefern, statt materialreiche Fallrekonstruktionen, Einzelfallanalysen oder Porträts, so wie sie heute üblich sind.

Es ist auch nicht immer eindeutig, inwiefern Popitz et al. damals den interviewten Personen die Redewendung „die da oben“ nahe legten. Was dieses Problem anbelangt, ist eine Bemerkung der Hüttenarbeiterstudie aufschlussreich, die sich um die Frage dreht, wie die Arbeiter „die Arbeitgeber“ in den Interviews bezeichneten. Hier wird dann ausgeführt, dass die „häufigste und unkonkreteste“ Bezeichnung „die da oben“ gewesen sei, und in einer Fussnote folgt dann der Hinweis: „Wegen seiner Gebräuchlichkeit, die uns bekannt war, und seiner Unkonkretheit glaubten wir, diesen Ausdruck auch selbst bei der Befragung verwenden zu dürfen“ (1957: 168, Fn. 54). Sicher muss man nicht anzweifeln, dass die Redewendung „die da oben“ damals gebräuchlich war, dennoch überrascht das plötzliche Geständnis über die Interviewpraxis erheblich. Popitz et al. betrachten den Nachweis einer Oben-Unten-Dichotomie als die zentrale Leistung ihrer Studie, nun wird in einer Fussnote eingeräumt, dass die Interviewer dazu ermuntert worden waren, gegenüber den Arbeitern von den Arbeitgebern als „denen da oben“ zu sprechen. Im abgedruckten Fragebogen wird man im Kontext von Fragen zur Mitbestimmung bei Frage 51 fündig: „Was sagen denn die da oben dazu?“ (1957: 23). Aber es ist unbekannt, inwieweit eine generelle Empfehlung existierte, ruhig von „denen da oben“ zu sprechen. Popitz et al. waren zweifellos gewissenhafte Forscher, dafür spricht neben den durchweg abwägenden, sorgfältigen Interpretationen gerade die Existenz dieser Fussnote, aber die Unbedarftheit, mit der das zu Beweisende schon von den Interviewern nahe gelegt wurde, lässt einen irritiert zurück.

(3.) Die empirische Belegdichte bei Popitz et al. ist zwar hinsichtlich des Nachweises der Existenz der Dichotomievorstellung nach heutigen Kriterien schwach, das Gegenteil gilt jedoch für das theoretische Fundament, auf deren Grundlage die Existenz einer Dichotomievorstellung plausibilisiert wird. Die analytische Basis der Dichotomie-These ist also stark. Sie besteht aus vier Argumenten, die wir der Reihenfolge nach darstellen (a bis d):

a) Popitz et al. argumentieren, dass es den Arbeitern durch ein „Arbeiterbewusstsein“ möglich wird, sich innerhalb der Gesamtgesellschaft als ein Teil der Arbeiterschaft zu verstehen. Das von Popitz et al. erwähnte Arbeiterbewusstsein enthält zwei Elemente, das Leistungs- und das Kollektivbewusstsein. Das allgemeine Leistungsbewusstsein der Arbeiter beinhaltet die Vorstellung davon, dass die eigene Arbeit „produktive Arbeit“ und eine „unmittelbar wertschaffende Leistung“ ist. Sie wird als „primäre Arbeit“ angesehen, d. h. mit dieser Arbeit wird für die Gesellschaft eine fundamentale Voraussetzung ihrer Existenz geschaffen. Diese Produktivitäts- und Prioritätsvorstellung der eigenen Arbeit gibt dem eigenen Tun eine qualitative Auszeichnung: „Denn schliesslich leben sie (die anderen) ja von der Produktivität der Arbeiter.“ Darin ist auch das generelle Misstrauen mit eingeschlossen, ob Unternehmer oder Angestellte „wirklich arbeiten“ (1957: 238) bzw. es wird die Vorstellung geäußert, dass Arbeitsdirektoren „’nichts tun“ oder das Aktionäre „den ganzen Tag nichts zu tun (haben) als ihre Devisenpapiere zu unterschreiben“ (1957: 204). Popitz et al. begreifen dieses Leistungsbewusstsein in erster Linie als ein Distanzierungs-Phänomen, also eine Abgrenzung gegenüber den „Anderen.“

b) Nun wird diese Abgrenzung nicht als Einzelner vollzogen sondern im Kollektiv, womit das zweite Argument angesprochen wird. Das kollektive Selbstverständnis besteht im Kern aus der Vorstellung: „Der Arbeiter bleibt Arbeiter“ (1957: 240). Es sind die objektiv geringen Chancen der Arbeiter, mittels intra- oder intergenerationeller Mobilität aufzusteigen, die das Entstehen des Kollektivbewusstseins begünstigen. Die Anerkennung des gemeinsamen sozialen Schicksals hat dabei die Entstehung eines Zugehörigkeitsgefühl zur Folge, die eine bewusste Abgrenzung der Arbeiter von den Angestellten und nach „oben“ (Unternehmer, Werksleitung, Kapital) nach sich zieht.

c) Popitz et al. gehen drittens davon aus, dass die Aufspaltung der Gesellschaft in zwei eindeutig zu unterscheidende Teile den Industriearbeitern näher liegt als den Angestellten. Für den Industriearbeiter in einem Grossbetrieb verschwinde etwa vom Chefobermeister oder Betriebsingenieur an die Hierarchie hinter den Fassaden der Verwaltungsgebäude, und die Arbeiter seien nicht Teil sondern Objekt der Hierarchie. Dagegen sei bei den Angestellten der hierarchische Aufbau des Betriebs im Arbeitsvollzug „anwesend.“ Für die Angestellten gehen sie deshalb davon aus, dass diese sowohl ein Oben kennen, das sich über ihnen befindet, wie ein Unten, das unter ihnen ist. Angestellte sehen sich selbst in der Mitte und haben eine Sensibilität für soziale Abstufungen. Ist das Gesellschaftsbild der Arbeiter dichotomisch, so sei das Gesellschaftsbild der Angestellten dagegen „hierarchisch“ (1957: 242). Neben dem dichotomisch gespaltenen Gesellschaftsbild der Arbeiter (Kapitalist versus Arbeiter) existiert also auch ein Gesellschaftsbild gradueller Abstufung (Oberschicht / Mittelschicht / Unterschicht) bei den Angestellten. Dieses hierarchische Gesellschaftsbild der Angestellten wird jedoch in der Studie von Popitz et al. nur theoretisch plausibilisiert, es war nicht Gegenstand der empirischen Untersuchung.

d) Hintergrund für die Verfestigung des dichotomischen Gesellschaftsbildes sind nicht nur die betrieblichen Alltagserfahrungen der Arbeiter, Objekt der Hierarchie zu sein. Bedeutsam ist auch der historische Umstand, dass die Dichotomie bereits im antagonistischen Zweiklassenmodell von Marx angelegt war. In der Denkweise der Volksrevolutionen ging Marx von dem Gegensatz einer unterdrückenden und der unterdrückten Klasse aus. In seinem theoretischen Modell, in dem die Arbeiter zunehmend verelendeten und die Produktionsmittelbesitzer immer mehr Kapital anhäuften, waren die Mittelklassen nur als vorübergehende „Übergangsklassen“ vorgesehen, die sich im Zuge des Konkurrenzkampfs auflösten und zum Proletariat stiessen (vgl. dazu Ossowski 1957: 97ff.). Popitz et al. gehen auf diese historische Hypothek in ihrer Schlussbetrachtung nicht ein, es wird jedoch an anderen Stellen der Studie deutlich, dass sie einen solchen Einfluss einräumen, wenn sie etwa von einem „marxistischen Gepräge der Antworten“ sprechen (1957: 62; vgl. auch S. 76, 82 und 154f.).

Soweit die Argumente, mit denen Popitz et al. die Existenz einer Dichotomievorstellung damals plausibilisierten. 50 Jahre nach Erscheinen der Studie tragen nicht mehr alle Argumente gleich stark: Das Argument der Stützung der Dichotomievorstellung durch die damals zweifellos vorhandene Prägung durch eine marxistische Zweiklassenvorstellung (d) lässt sich nicht mehr in Rechnung stellen, da der Einfluss der Arbeiterbewegung via Gewerkschaftsschulungen etc. heute nur noch schwach ist. Ähnliches gilt für die Kollektivbewusstseinsthese, dass der Arbeiter Arbeiter bleibt (b), welche sich auf nur geringe Chancen intergenerationaler Mobilität in den 1950er Jahren bezieht. Zwar hat die genuine, wirklich nach „Oben“ führende Aufstiegsmobilität von Nachkommen von Arbeitern insofern nicht nennenswert zugenommen, als deren Studienanfängerquote von im Jahr 1969 3 % auf nur 7 % im Jahr 2000 anstieg (Geissler 2002: 348), gross sind jedoch die Chancen, dass Arbeitersöhne Angestellte werden. Analysen zur intergenerationalen Mobilität zeigen, dass bei Söhnen von Un- und Angelernten und bei Facharbeitern neben einer Reproduktionsquote von etwa 35 bis 50 % eine Mobilitätsquote von 35 bis 40 % in herkömmliche Mittelschichtberufe (ausführende und mittlere Dienstleister, Selbständige bis 9 Mitarbeiter) vorliegt (vgl. dazu Geissler 2002: 317; für die Schweiz vgl. Levy et al. 1997a: 253). Macht man das Zugehörigkeitsgefühl zur Arbeiterschicht an der Grenzlinie „white collar“ versus „blue collar“ fest, dann sind heute in der Generationenfolge Übertritte vom Arbeitermilieu in eine Angestelltenposition so weit verallgemeinert, dass die Existenz eines schon an dieser Linie nach oben abgrenzenden Kollektivbewusstseins nicht mehr plausibel ist.

Am tragfähigsten von allen Plausibilisierungen ist die Annahme der Existenz eines allgemeinen Leistungsbewusstseins der Arbeiter (a), durch welches die eigene Arbeit als „produktive Arbeit“ und als eine „unmittelbar wertschaffende Leistung“ begriffen wird. Insofern die eigene Arbeit als „primäre Arbeit“ verstanden wird, und damit die Vorstellung verbunden ist, eine fundamentale Existenzvoraussetzung für die Gesellschaft zu schaffen, hat dies die Über-

zeugung zur Folge, dass die anderen von der Produktivität der Arbeiter leben. Es wird eine umfassende Distanzierung gegenüber den Anderen möglich, die angeblich nicht oder nur wenig arbeiten, womit eine Dichotomie konstituiert ist. Wie weit die mit dem Leistungsbewusstsein verbundene Entgegensetzung von produktiver / unproduktiver Arbeit in der Lage ist, sich wirklich zu einem genuinen Gesellschaftsbild auszufalten, in dem die relevanten Grossgruppen der Gesellschaft entlang dieser Unterscheidung dichotomisiert werden, ist aber eine empirisch offene Frage, die die Hüttenarbeiterstudie nicht eingelöst hat. Wie das am Beginn konstruierte Beispiel eines Arbeiters im Umgang mit den Kategorien des Statistischen Bundesamts gezeigt hat, wäre dies theoretisch durchaus möglich, wenn man die Differenzierung produktiv / unproduktiv mit der Dichotomie körperliche / geistige Arbeit überlagert. Popitz ist kurz nach der Veröffentlichung der Hüttenarbeiterstudie in der Tat diesen Weg gegangen, als er in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Freiburg nochmals auf das Gesellschaftsbild des Arbeiters zurückkam. In diesem Vortrag war er vor allem darum bemüht, den Unterschied zwischen dem Zweiklassenschema des Marxismus und der Dichotomievorstellung der Arbeiter herauszuarbeiten.

Popitz schreibt dort der Dichotomie-Vorstellung der Arbeiter einen „Realitätsgehalt“ zu, mit dessen Hilfe es möglich sei, zu einer „kritischen Revision“ des Begriffs der Klassengesellschaft zu gelangen. Während Popitz das nicht als „besonders realitätsnah“ eingestufte Zweiklassenschema von Marx auf dem Gegensatz von Besitz und Nichtbesitz an den Produktionsmitteln aufgebaut sieht, ist für ihn die Dichotomie der Arbeiter durch eine andere grundlegende gesellschaftliche Dichotomie konstituiert, nämlich „dem Gegensatz von körperlicher und nicht körperlicher Arbeit“ (1958: 217). Es sei die „Sinnfälligkeit und die handgreifliche Produktivität der physischen Arbeitstätigkeit“ hier, die zu einer „Fremdheit“ gegenüber „nicht körperlich konkretisierter Leistung“ dort führe, wie sie von den Angestellten und weiteren Gruppen „oben“ ausgeübt werde (1958: 220).

Popitz gelingt es hier, den Einfluss der Marxschen Dichotomie der Zweiklassengesellschaft nach dem Schema Besitz / Nichtbesitz von Produktionsmitteln auf die Entstehung der Oben-Unten-Dichotomie der Arbeiter zurückzuweisen. Auch wenn beide Dichotomien koinzidierten, basiere die Dichotomievorstellung der Arbeiter auf dem Gegensatz von körperlicher und geistiger Arbeit, wobei das wichtigste Kennzeichen dieser Dichotomie überhaupt die wechselseitige Fremdheit sei: „Die Arbeiter können sich kaum ein Bild von der Tätigkeit der Büroangestellten machen (...)“ (1958: 219). Popitz unternimmt damit eine spannende Konkretisierung der Idee vom Leistungsbewusstsein, aus der die Oben-Unten Dichotomie entsteht: Industriearbeit ist körperliche Arbeit, sie hat den „Charakter der untergeordneten Dienstleistung und Ausführung“, damit steht sie im „Gegensatz zu Planung, Disposition, Entwurf und Anweisung“, wobei der Unterschied zwischen dispositiver und körperlich ausführender Arbeit letztlich mit dem Unterschied „zwischen Befehl und Gehorsam“ zusammenfällt (1958: 218).

Freilich meinte er damals, mit dem analytischen Fokus auf körperliche / geistige Arbeit gleichzeitig auch das definitive Ende der Dichotomievorstellung der Arbeiter in naher Zukunft prognostizieren zu können. Das bevorstehende Stadium der „Vollmechanisierung mit seiner Integration der einzelnen technischen Vollzüge zu einem Gesamtvollzug bringt wirklich eine weitgehende Substitution der physischen Arbeitsbelastung durch mechanische, hydraulische, pneumatische und elektrische Prozesse“ (1958: 223). Wenn diese Entlastung der physischen Arbeitskraft eingetreten sei, dann hätte dies „in letzter Konsequenz die Aufhebung der auf dem Gegensatz von körperlicher und nicht körperlicher Arbeit beruhenden gesellschaftlichen Dichotomie“ zur Konsequenz (1958: 224). Die Anregung zu dieser Prognose gab ihm offenbar die nachdenkliche Bemerkung eines Arbeiters über den technischen Fortschritt aus der Hüttenarbeiterstudie selbst; dieser hatte gesagt: „Es wäre schön, wenn der technische Fortschritt dazu führt, dass die Arbeit ganz von Maschinen gemacht wird und von den Arbeitern nur noch beaufsichtigt wird. Dann darf man diese Leute aber nicht als Faulenzer betrachten (...)“ (1958: 223).

Damit ist die Rekonstruktion der Hüttenarbeiterstudie abgeschlossen; bezüglich ihrer Stärken und Schwächen lässt sich folgendes festhalten: Bei der Zusammenstellung der empirischen Belege für die Dichotomie-Vorstellung fiel auf, dass die Belegdichte insgesamt nicht hoch ist, und nur ein plastischer Beleg von einem orthodoxen Marxisten existiert, in welchem die Dichotomievorstellung anschaulich entfaltet ist. Nachgewiesen wird von Popitz et al. letztlich nur ein Oben-Unten-Topos, der inhaltlich nur wenig ausgefüllt ist, so wie Popitz et al. einmal eingestehen, dass die Bezeichnung „die da oben“ zwar die häufigste, aber zugleich „unkonkreteste“ Bezeichnung sei, die verwendet wurde (1957: 168). Diese mangelnde und wenig eindrückliche Belegdichte geht nun keinesfalls auf ein wenig sorgfältiges Arbeiten innerhalb des Projekts zurück, sondern hat vielmehr damit zu tun, dass der Befund einer Dichotomie-Vorstellung eine unerwartete und ungeplante Zufallsentdeckung war, d. h. der Forschungsprozess hier einem „serendipity pattern“ (Merton) folgte. Die Rekonstruktion der Studie konnte ja zeigen, dass der Frageleitfaden der Untersuchung keine einzige Frage zum „Gesellschaftsbild“ der Arbeiter enthielt. Der zunächst irritierende Befund, dass nur wenige eindrückliche Belege existieren, erklärt sich daraus, dass die Frage nach dem Gesellschaftsbild überhaupt nicht operationalisiert war, und sich die Entdeckung der Dichotomie-Vorstellung einem „glücklichen Zufall“ verdankte.

Dieses Operationalisierungsmanko erklärt letztlich auch die Kritik an der Eingangsthese der Hüttenarbeiterstudie. Moniert wurde hier zum einen, dass die Rede von „dem“ Gesellschaftsbild des Arbeiters überdehnt ist, weil Popitz etc. keine Aussagen darüber machen, wie die Arbeiter jenseits der Benennung der zwei Gruppen Unternehmer und Arbeiter über andere Grossgruppen der Gesellschaft wie Angestellte, Beamte, Akademiker, Gewerbetrei-

bende etc. denken.³ Und zum anderen wurde kritisiert, dass wegen des fehlenden Einbezugs der anderen relevanten gesellschaftlichen Grossgruppen auch die These eines „dichotomischen“ Gesellschaftsbildes überdehnt ist. Von einem „dichotomischen“ Gesellschaftsbild einer Person lässt sich erst dann sprechen, wenn die betreffende Person die Ordnungsleistung vollzieht, die vier, fünf etc. relevanten Grossgruppen einer Gesellschaft zwei sich gegenseitig ausschliessenden Untergruppen zuzuordnen. Dass eine genuine Dichotomisierung mehrerer Gruppen durchaus möglich ist, wurde gleich zu Beginn an den Grossgruppenkategorisierungen der deutschen Statistik am Beispiel der Dichotomien körperliche / geistige Arbeit und Besitz / Nichtbesitz an Produktionsmitteln gezeigt.

Damit sind die drei neuralgischen Stellen der Studie benannt: Aufgrund der fehlenden Operationalisierung der Frage nach dem Gesellschaftsbild konnten nur wenig eindrückliche Belege erbracht werden; es liegt eine Überdehnung des Begriffs „Gesellschaftsbild“ vor; es

³ Der Vollständigkeit halber muss gesagt werden, dass sich in der Hüttenarbeiterstudie durchaus Überlegungen dazu finden, ob die Grossgruppe der Angestellten in das „Gesellschaftsbild“ des Arbeiters aufgenommen werden soll, weil bei den Interviews wiederholt die Erfahrung gemacht wurde, dass auch sehr intelligente Arbeiter misstrauisch seien, „ob die Angestellten wirklich arbeiten“ (1957: 238). Ein Einbezug der Gruppe der Angestellten in die Darstellung des Oben-Unten-Schemas unterblieb jedoch, was seinen Grund darin hat, dass sich an anderer Stelle der Monographie eine Auswertung zu dem Problem findet, was Arbeiter damals von der sozialen Lage der Angestellten hielten (1957: 110ff.). In dieser Passage sind durchaus einige Belege zum Misstrauen der Arbeiter versammelt, ob Angestellte wirklich arbeiten. Ein Arbeiter sagt: „Die arbeiten auch. Ich hoffe es jedenfalls“, von einem zweiten Arbeiter wird der Ausspruch berichtet: „Die arbeiten nicht so stark wie wir. Wenn wir mal da hinkommen, telefonieren die immer privat und arbeiten nur ganz wenig“, und ein dritter Arbeiter findet die grosse Zahl der Angestellten im Hüttenwerk verdächtig und meint: „Ich weiss nicht, ob die vielen [Angestellten] alle zu arbeiten haben“ (1957: 114f.). Die Verfasser der Studie schlussfolgern zwar, dass sich in den Belegen ein „Misstrauen“ ausdrückt, ob die vielen Angestellten im Betrieb „schliesslich nichts Rechtes zu tun haben könnten hinter ihren Schreibtischen“, sie gehen insgesamt davon aus, dass der „direkte Vorwurf, die Angestellten arbeiten wenig oder gar nicht (...) selten ausgesprochen (wird)“ (1957: 115). Insgesamt stellen Popitz et al. ein verhältnismässig geringes Interesse der Arbeiter „an der prinzipiellen Unterscheidung Arbeiter-Angestellte“ fest (1957: 116). Sie entdeckten lediglich bei 161 von 600 Befragten eine profilierte Einschätzung der Angestellten: Diese Einschätzungen umfassten neben dem erwähnten Misstrauen der ersten Gruppe eine weitere Gruppe, die betont gerecht über die Angestellten urteilte, und die um eine Würdigung ihrer besonderen Aufgaben und Leistungen bemüht war, bis hin zu einer Gruppe, der es sogar um den Nachweis einer verbindenden Gemeinsamkeit und Solidarität von Arbeitern und Angestellten ging (vgl. 1957: 116f.). Popitz et al. fanden also nur bei einem Viertel der befragten Arbeiter überhaupt eine Stellungnahme zu den Angestellten, und zudem reichten diese Reaktionen von dem Versuch, deren Leistung anzuerkennen, bis hin zu dem Versuch, die Angestellten-schaft in den Gegensatz von Arbeiterschaft und Kapital einzuordnen. Neben der Positionierung von Angestellten ‚nach oben‘ existierten also Situierungen von Angestellten ‚nach unten‘, wobei dieses Herausstreichen von Gemeinsamkeiten mit Zitaten belegt ist wie: „Denen geht es auch nicht besser als uns.“ Oder auch: „Die sind ebenso abhängig von den Herren wie wir.“ (1957: 118). Diese uneinheitlichen Befunde legten Popitz et al. die Schlussfolgerung nahe, dass für die befragten Arbeiter die Angestellten „weder eindeutig zu ‚denen da oben‘ (...) noch ‚zu uns hier unten‘ (gehören)“. Als Fazit hielten sie fest, dass deshalb für die Mehrheit der Arbeiter keine Notwendigkeit bestünde, die Angestellten „in das dichotomische Gesellschaftsbild“ einzuordnen, um dessen Nachweis sie sich bemüht hatten (1957: 119). Die Schlussfolgerung ist falsch gezogen: Wenn manche Arbeiter die Angestellten ‚nach oben‘ und andere sie ‚nach unten‘ sortieren, schliesst man eine Folgeuntersuchung an, um Näheres über die unterschiedliche Zuordnung in Erfahrung zu bringen, statt von Ausklammerung zu sprechen. Hier wird wieder deutlich, dass nur mit einer Bezugsgruppendifferenz und nicht mit einem konsequenten Dichotomiebegriff gearbeitet wird. Bestünde die Gesellschaft nur aus den Gruppen A, B, C, D, E und F, dann läge ein dichotomes Gesellschaftsbild einer Person dann vor, wenn dieses Individuum unter Heranziehung eines Gegensatzes wie bspw. produktive / unproduktive Arbeit argumentieren würde, dass die Gruppen A, B, C produktive Arbeit leisten, während die Gruppen D, E, F unproduktive Arbeiter sind. Popitz et al. verfahren dagegen so, praktisch nur die Gruppen A und B als Gegensatzpaar in Anschlag zu bringen, und klammern die Zuordnung der Gruppen C, D, E und F zum Basisgegensatz von A / B aus.

wird mit einem unklaren Dichotomiebegriff gearbeitet. Als stark bezeichneten wir hingegen das analytische Fundament, auf dessen Basis die Existenz einer Dichotomievorstellung plausibilisiert wird. Von den theoretischen Überlegungen erweist sich besonders die These vom „Leistungsbewusstsein“ der Arbeiter als tragfähig. Nach den zusammengestellten Belegen zu urteilen, konstituiert das Leistungsbewusstsein zwar kein umfassendes Gesellschaftsbild, das alle relevanten gesellschaftlichen Grossgruppen in ein dichotomisches Schema einordnet, aber es liegt eine Art kleinformatige Bezugsgruppendifotomie vor, mit deren Hilfe ‚die Arbeiter‘ sich von Unternehmern / Kapitalisten als ‚denen da oben‘ abgrenzen.

2. Trichotomie statt Dichotomie. Folgeuntersuchungen zur Dichotomiethefe in den letzten fünfzig Jahren

Da Popitz et al. bei nur 27 % der Protokolle „kein Gesellschaftsbild“ fanden (1957: 233), allen anderen fünf Typen aber eine Dichotomie gemeinsam ist, kann man davon ausgehen, dass der Hüttenarbeiterstudie ein Nachweis des Vorliegens einer Bezugsgruppendifotomie bei etwa 70 % der Arbeiter gelang. Die Hüttenarbeiterstudie enthält noch eine weitere, in einer Fussnote versteckte Quantifizierung, nach der „60 % der Protokolle deutlich ein polares Schema erkennen“ lassen, womit aber die offenbar etwas anders gelagerte, nicht weiter explizierte Tatsache gemeint ist, dass die Mehrheit der Befragten „das Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern polar (denkt)“ (1957: 153). Demnach lässt sich davon ausgehen, dass Ende der 1950er Jahre bei zwei Dritteln der Arbeiter ein Deutungsschema verbreitet war, das Popitz et al. als ein „dichotomisches Gesellschaftsbild“ deklarieren, dass jedoch realistischweise nur als eine Art Bezugsgruppendifotomie aufgefasst werden sollte.

In Verbindung mit der empirisch in keiner Weise belegten Zusatzthese, dass Angestellte „hierarchisch“ und Arbeiter „dichotomisch“ dächten, mutierte die Vorstellung vom dichotomisch denkenden Arbeiter und seinem „dichotomischen Gesellschaftsbild“ zu einer Art soziologischem Allgemeinplatz,⁴ über den man Folgeuntersuchungen unternahm, ohne sich vorher eingehend mit der Hüttenarbeiterstudie und ihrer Vorgehensweise zu beschäftigen. Wir stellen nun die Ergebnisse von sechs Folgeuntersuchungen vor, die seit dem Erscheinen der Hüttenarbeiterstudie unternommen wurden, und werden wie bei Popitz et al. wiederum kritisch verfahren, d. h. neben den Stärken die Schwächen dieser Arbeiten benennen:

⁴ Im „Lexikon zur Soziologie“ (Fuchs-Heinritz et al. 1995) finden sich Einträge zu „dichotomisches -“, „hierarchisches -“ und „Gesellschaftsbild.“ Obwohl in den 1960er und frühen 70er Jahren eine Reihe von Studien zu den „Gesellschaftsbildern“ verschiedener Berufsgruppen erschienen sind (Klages/Hortleder 1965, Schwonke 1966, Habermas et al. 1967, Berndt 1968, Schefer 1969, Herkommer 1969, Hortleder 1970, Weyrauch 1970, Herkommer 1971, Schwebke 1974), blieb der Begriff hochgradig vage und mehrdeutig, wie Sandberger (1983) in einem Überblicksartikel resümierte. Es waren drei Forscher, die Ende der 1950er Jahre gleichzeitig und unabhängig voneinander den Untersuchungsgegenstand „Gesellschaftsbild“ entdeckten; neben Popitz et al. (1957) waren dies Ossowski (1957) und Willener (1957).

Die Stärke der Nachfolgeuntersuchungen besteht darin, dass das Operationalisierungsman-ko von Popitz et al. dadurch aufgehoben wird, als an die Stelle der ungeplanten Zufallsentdeckung von Deutungen zum Gesellschaftsaufbau eine spezifische Frage nach den existenten Grossgruppen der Gesellschaft tritt. Die Nachfolgeuntersuchungen stellen eine offene Frage nach den Gruppen, Schichten und Klassen der deutschen Gesellschaft, womit eine Operationalisierung der Frage nach dem „Gesellschaftsbild“ vorgenommen wird, die Popitz et al. unterliessen. Renate Mayntz war die erste Wissenschaftlerin im deutschsprachigen Raum, die eine solche Frage stellte: Nur ein Jahr später als Popitz et al. publizierte sie „Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde“ (1958). In dieser Studie über die Kreisstadt Euskirchen, d. h. eine industriell-gewerbliche Gemeinde mit ausgeprägtem Dienstleistungscharakter, in welcher die Arbeiterschaft (ungelernte Arbeiter und Facharbeiter) jedoch mehr als die Hälfte (53,7 %) der Erwerbstätigen repräsentierte (1958: 14f.), stellte Mayntz eine offene Frage nach Schichtungsvorstellungen: „Es gibt doch sicher hier in Euskirchen verschiedene Bevölkerungsschichten, die sich mehr und mehr weniger deutlich voneinander unterscheiden. Wie viele solche Bevölkerungsschichten gibt es nach Ihrer Meinung und wie würden Sie sie nennen?“ Wurde diese Frage nicht gleich verstanden, wurde folgende Zusatzerklärung vorgelesen: „Man könnte vielleicht auch Klassen oder Gesellschaftsschichten sagen, jedenfalls sind Bevölkerungsgruppen gemeint, die sich z. B. nach ihrer Lebensweise, Bildung und wirtschaftlichen Stellung voneinander unterscheiden“ (Mayntz 1958: 84). Von den Befragten gab ein Fünftel keine Antwort, wobei die Antwortausfälle bei den Arbeitern am höchsten waren (34 % der ungelerten Arbeiter gaben keine Antwort, 18 % der Facharbeiter, 16 % der einfachen Angestellten und Beamten, 16 % der Selbstständigen, 6 % der mittleren Angestellten und Beamten und 5 % der höheren Berufe). Von den 692 Befragten allerdings, die die Frage sinngemäss beantworteten, nannten 4 % zwei Schichten, 46 % drei Schichten, 16 % vier Schichten, und 34 % fünf und mehr Schichten (Mayntz 1958: 86). Die Resultate dieser Studie lassen sich deshalb nicht umstandslos mit der Hüttenarbeiterstudie vergleichen, weil zum einen nach den Bevölkerungsgruppen in Euskirchen gefragt wurde, und eine Frage nach den Grossgruppen der deutschen Gesellschaft sicher andere Ergebnisse zeitigt, als die Frage nach den Schichten einer Gemeinde. Zum anderen steht dem Vergleich entgegen, dass einmal eine Stichprobe von 600 Hüttenarbeitern vorliegt, bei Mayntz aber ein repräsentativer Querschnitt aller Berufsgruppen gebildet wurde. Dennoch gibt die geringe Verbreitung der Vorstellung einer zweigeteilten Gesellschaft (4 %) insofern zu denken, weil immerhin die Hälfte der Befragten Arbeiter waren, es liegt eine unerwartete Diskrepanz zu dem ein Jahr vorher erhobenen Befund von Popitz et al. vor, dass sehr viele Arbeiter eine Dichotomie-Vorstellung haben.

Ein Jahr später als Mayntz stellten Moore und Kleining in einer kleinen Untersuchung 100 nach Alter, Beruf und Region ausgewählten Männern die Frage: „Welche Gesellschaftsschichten oder Klassen gibt es?“ Hier nannten 19 % zwei Schichten, 62 % drei Schichten, und die restlichen 19 % optierten für ein Modell mit vier oder mehr Schichten (Moore /

Kleining 1959: 363f.). Hier wurde nun nicht mehr eine Frage nach den Schichten einer Gemeinde, sondern nach den Schichten der Gesamtgesellschaft gestellt, was eine höhere Dichotomie-Quote zur Folge hat, dennoch fragt man sich auch hier trotz des Problems der fehlenden direkten Vergleichbarkeit der Stichproben, wie die Abweichungen zu Popitz et al. erklärbar sind.

Die direkte Vergleichsmöglichkeit mit den Befunden von Popitz et al. bietet nun eine dritte, zehn Jahre später unternommene Studie. An ihr kann auch erklärt werden, woher die Divergenzen bei den Dichotomiequoten kommen: 1969 führte Karl-Ulrich Mayer in Konstanz eine Befragung von 400 zum Befragungszeitpunkt 33-jährigen Männern durch, und ermittelte dabei zunächst in einer offenen Frage Vorstellungen über die soziale Schichtung: „Wenn man alle Menschen in der Bundesrepublik zusammennimmt, gibt es da doch ganz verschiedene Leute: Wie würden Sie persönlich die Bevölkerung einteilen?“ Mayer ging bei der Auswertung der offenen Frage so vor, dass er als „dichotomisch“ solche Gliederungen verstand, „die die Bevölkerung nach dem Schema Oben-Unten einteilen, also zweiwertig und vertikal sind.“ Als hierarchisch bezeichnete er solche Gliederungen, „die die Bevölkerung vertikal differenzieren und drei und mehr Einzelgruppen unterscheiden, d. h. mindestens nach dem Schema Oben-Mitte-Unten geordnet sind“ (Mayer 1975: 82). Unabhängig davon, dass man nicht erfährt, wie die Dichotomie inhaltlich konkret in den Antworten auf die offene Frage ausgestaltet war (z. B. Kapitalisten / Proletarier, Reiche / Arme, die oberen Zehntausend / die kleinen Leute etc.), fand Mayer heraus, dass etwa 25 % der un- und angelernten Arbeiter und der Facharbeiter eine dichotomische Wahrnehmung der Gesellschaftsstruktur hatten, wobei in der mittleren und oberen Mittelschicht noch immerhin zwischen 16 und 18 % eine dichotomische Vorstellung entwickelten. Bei der Betrachtung der Prozentwerte für „hierarchische“ Einteilungen ergibt sich aber der Befund, dass drei- und mehrgliedrige Modelle nahezu durchweg von etwa 30 bis 37 % der Befragten verwendet wurden. Da nun hierarchische Vorstellungen mit einem Anteil von ca. einem Drittel über nahezu alle Statusgruppen hinweg konstant benutzt wurden, ein hierarchisches Gesellschaftsbild also bei den Angestellten nicht verbreiteter als bei den Arbeitern ist, folgerte Mayer, dass die „These divergierender Muster in der Wahrnehmung gesellschaftlicher Ungleichheit nicht bestätigt werden kann“ (Mayer 1975: 82). Mit dieser etwas ungenau formulierten These kritisierte Mayer einen essayistischen Entwurf Dahrendorfs (1958), der damals in einer Besprechung der Hüttenarbeiterstudie versucht hatte, die These zu stützen, dass Arbeiter ein „dichotomisches“, und Angestellte ein „hierarchisches“ Gesellschaftsbild hätten – Mayer kannte also die Hüttenarbeiterstudie nicht im Original.

Stellt man sich nun die Frage, wieso in der Hüttenarbeiterstudie bei 70 % der Arbeiter eine Dichotomie-Vorstellung nachgewiesen wurde, zehn Jahre später aber nur noch eine Dichotomie-Quote von 25 % feststellbar war, ist in Rechnung zu stellen, dass es letztlich unterschiedliche Vorgehensweisen sind, die zu diesen divergenten Ergebnissen geführt haben.

Während Mayer das „Gesellschaftsbild“ über eine offene Frage nach den Grossgruppen der Gesellschaft erhoben hatte, wurde bei Popitz et al. überhaupt keine Frage nach den Gruppen, Schichten und Klassen der Gesellschaft gestellt, sondern es waren im Interviewmaterial unerwartet auftauchende Oben-Unten-Deutungen, deren Aufsummierung zu dem Befund führte, dass sie etwa bei zwei Dritteln der Arbeiter verbreitet sind. Stellt man diese Unterschiede im ‚Messverfahren‘ in Rechnung, wird jedoch auch sichtbar, worin die grundlegende Schwäche der Nachfolgeuntersuchungen besteht. Eine offene Frage nach den Gruppen, Schichten, Klassen der Gesellschaft ist mehr darauf zugeschnitten, Aussagen über die Verbreitung einer (marxistischen) Zweiklassenvorstellung zu machen, während die vollkommen offene Vorgehensweise von Popitz et al. dazu führt, eine auf dem „Leistungsbewusstsein“ von Arbeitern basierende Bezugsgruppendifferenzierung zu erheben. Diese Bezugsgruppendifferenzierung, die bei Popitz et al. im Fokus der analytischen Bemühungen stand, taucht übrigens auch dort in der Studie von Mayer auf, wo er etwa Interviewpassagen eines nicht näher bezeichneten Vertreters der „unteren Unterschicht“ zitiert, für den die Unterscheidung von Menschen, „die arbeiten“ und „solchen, die nichts tun“ wichtig ist, und der dann weiter dazu ausführt: „Zuerst würde ich die Büros um die Hälfte leerer machen und diesen überflüssigen Rest im Strassenbau beschäftigen, damit die Kerle mal sehen, wie schwer wir arbeiten“ (Mayer 1975: 92f.).

Wie die eingangs unternommene Rekonstruktion der Hüttenarbeiterstudie gezeigt hat, war für Popitz et al. das marxistische Zweiklassenschema nicht identisch mit der von ihnen ermittelten Oben-Unten-Dichotomie. So gesehen informiert Mayers Studie darüber, dass etwa ein Viertel der Arbeiter Ende der 1960er Jahre der Vorstellung einer (marxistischen) Zweiklassengesellschaft zuneigte, seine Studie legt aber keine Widerlegung der Hüttenarbeiterstudie dar, denn über die Verbreitung einer kleinformatigen Bezugsgruppendifferenzierung gibt sie keine Auskunft. Auch für die meisten der noch zu behandelnden Folgeuntersuchungen trifft das gerade Gesagte zu: Die Hüttenarbeiterstudie wurde nur über Hörensagen statt im Original rezipiert, weshalb statt der Existenz einer Bezugsgruppendifferenzierung die Verbreitung einer (marxistischen) Zweiklassengesellschaft untersucht wurde. Einzuräumen ist aber auch, dass Popitz et al. damals mit der Rede vom „dichotomischen Gesellschaftsbild des Arbeiters“ eine unzulässige Pointierung ihrer Untersuchungsergebnisse vorgenommen hatten, die vom Material nicht gedeckt war. Analytische Suggestivität und Scheinevidenz der Dichotomiehypothese luden zu einer Rezeption durch Hörensagen ein.

Zwanzig Jahre nach Erscheinen der Hüttenarbeiterstudie unternahm Sandberger eine weitere quantitative Überprüfung der Dichotomievorstellung, in dem er in einer repräsentativen Querschnittsuntersuchung der Wohnbevölkerung ab 16 Jahre insgesamt 1.500 Befragten vier „Schichtungsmodelle“ in graphischer Form vorgab, von denen dann das auf Deutschland am ehesten zutreffende auszuwählen war. Am meisten wurde in dieser Untersuchung ein Dreischichtenmodell mit grosser „Mitte“ und kleinem „Oben“ und „Unten“ präferiert,

dass durch alle Berufsgruppen hinweg von jeweils etwa 45 % der Befragten für zutreffend erachtet wurde, am wenigsten Zuspruch fand die dichotome Graphik mit einem schmalen „Oben“ und einem breitem „Unten“, dass insgesamt nur von 4,3 % aller Befragten gewählt wurde. Bei der Oben-Unten-Graphik erreichten aber die Arbeiter mit einem Wert von 7,6 % den höchsten Wert, während die übrigen Gruppen niedriger lagen: 3,8 % bei den Angestellten, 3,5 % bei den Beamten und 1,9 % bei den Selbständigen (Sandberger 1977: 16). Sandberger folgert aus diesen Daten, dass sich die „Behauptung, Arbeiter verträten eher einer dichotome Sichtweise sozialer Ungleichheit als andere soziale Kategorien, der Tendenz nach zwar halten lässt, nicht aber als modale Charakteristik“ (Sandberger 1977: 14).⁵ – Eine Bezugnahme auf Popitz et al. (1957) fehlt bei Sandberger vollständig, die Dichotomie-These war in den 1970er Jahren offenbar insoweit zum Allgemeinplatz geworden, dass man sich nicht mehr rückversichern musste, was die Urheber damit gemeint hatten.

Die neueste Studie zu Schichtungsvorstellungen stammt von Sonja Weber-Menges (2004; vgl. auch Geissler / Menges 2006). Hier wurde Arbeitern und Angestellten aus 17 Industriebetrieben in Nordrhein-Westfalen, Hessen und Rheinland-Pfalz die offene Frage gestellt: „Gibt es in der heutigen deutschen Gesellschaft noch Klassen oder Schichten? Wenn ja – welche?“ (Geissler / Weber-Menges 2006: 105). Von etwa 3.000 im Mai 2001 verteilten Fragebögen gingen bei einer Rücklaufquote von 61 % insgesamt 1.868 Fälle in die Auswertung ein. Anders als die vorherigen Arbeiten erlaubt diese Studie nun eine neuartige Differenzierung nach verschiedengliedrigen Gesellschaftsvorstellungen in Abhängigkeit von einer subtilen Unterscheidung nach unterschiedlichen Arbeiter- und Angestelltenkategorien. Dieses analytische Differenzierungspotential kann im Folgenden gar nicht ausgeschöpft werden, da uns nur die Frage Dichotomie versus Trichotomie interessiert:

Klassen- und Schichtvorstellungen bei Arbeitern und Angestellten (Weber-Menges 2004: 122)

	Gesamt	Un- /Angelernte	Fach- arbeiter	Vor- Arbeiter	Meister	Einfache Angestellte	Mittlere Angestellte	Leitende Angestellte
Bipolare Vorstellungen Arme u. Reiche	0,2	-	0,5	-	-	0,9	-	-
Arme, Mit- telstand, Rei- che	10,9	7,2	0,5	19,4	22,9	10,4	28,2	2,2
Ober-, Mittel-, Arbeiterschicht	20,8	48,5	14,9	20,0	7,3	10,4	5,4	12,5

⁵ Vgl. für einen aktuellen Versuch mit graphischen Gesellschaftsbildvorlagen zu arbeiten, die Studie von Stamm / Lamprecht / Nef (2003), bei der allerdings die Ergebnisse nicht nach dem Beruf der Befragten desaggregiert werden. Ein annähernd dichotomes „Klassenmodell“ wird hier noch von 8 % der Befragten gewählt (Dies. 2003: 126ff.).

Ober-, Mittel-, Unterschicht	20,2	11,4	20,4	4,5	20,2	30,2	30,8	24,6
Ober-, Mittel-, Arbeiter-, Un- terschicht	15,5	2,6	27,1	42,6	29,4	17,0	1,9	12,5
Ober-, obere Mittel-, middle- re Mittel-, un- tere Mittel-, Unterschicht	3,3	1,3	0,5	-	-	1,9	11,4	6,7
Ober-, obere Mittel-, middle- re Mittel-, Ar- beiter-, Unter- schicht	5,5	2,2	4,5	2,6	-	3,3	3,2	23,7
Akademiker, Beamte, Ange- stellte, Arbeiter	8,1	7,0	13,9	3,2	3,7	13,7	1,3	9,8
Deutsche und Ausländer	0,5	0,9	1,0	-	-	0,9	-	-
Keine Klassen oder Schichten	5,9	4,8	1,0	-	-	0,9	-	-
Keine Angabe	9,1	14,2	15,7	5,2	6,4	8,0	3,2	-
N	1.868	458	402	155	109	212	308	224

Es liegen keine Informationen darüber vor, wie die Antworten auf die offenen Fragen codiert wurden. Die bei der Kategorisierung auftauchenden Formeln wie „obere Mittelschicht“, „untere Mittelschicht“ oder gar „mittlere Mittelschicht“ stellen wahrscheinlich keine Wiedergaben von Originalantworten dar, da diese Form der Semantik im Alltag wenig gebräuchlich und mehr von Sozialwissenschaftlern verwendet wird. Hinweise darauf, wie die Antworten verschlüsselt worden sind, haben aber auch die Studien von Mayer und Mayntz nicht gegeben, es bleibt in allen drei Fällen also nur die Unterstellung übrig, dass dies gewissenhaft erfolgte. All dies in Rechnung gestellt haben wir folgende Befunde: Sog. „bipolare Vorstellungen“ sind offenbar nahezu überhaupt nicht mehr existent, wenngleich es etwas irritiert, dass hier nur die Kategorie „Arme und Reiche“ genannt wird. Trichotome Vorstellungen werden von 67,2 % der Un- und Angelernten und 35,8 % der Facharbeiter verwendet. Vier- und mehrgliedrige Schemata finden sich bei 13,1 % der Un- und Angelernten und 46 % der Facharbeiter. Das dichotomische Gesellschaftsbild, hier verstanden als Zweiklassenschema, ist also faktisch nicht mehr existent. Die Trichotomie ist nun dominant, und es deutet sich an, dass sie faktisch schon von Polytomievorstellungen abgelöst wird.

Ziehen wir ein Zwischenresümee: Den bisher behandelten Folgeuntersuchungen ist gemeinsam, dass sie das Operationalisierungsmanko der Hüttenarbeiterstudie dadurch beseitigen, als sie den „Gesellschaftsbild“-Begriff durch eine offene Frage nach den Gruppen, Schichten und Klassen der Gesellschaft operationalisieren. Dem Operationalisierungsvorteil dieser Vorgehensweise entspricht jedoch zugleich die Hypothek, dass die Dichotomithese nur noch als Frage nach der Existenz einer (marxistischen) Zweiklassenvorstellung behandelbar wird. Reduziert man die Dichotomithese nur auf das Problem, ob Arbeiter eine (marxistische) Zweiklassenvorstellung von der Gesellschaft haben, oder ob sie die Gesellschaft aus drei-, vier- oder mehr Grossgruppen aufgebaut sehen, so geben die gerade behandelten fünf Folgeuntersuchungen darauf eine eindeutige Antwort, nämlich das Arbeiter schon zum Zeitpunkt der Durchführung der Hüttenarbeiterstudie in der überwiegenden Mehrzahl keine dichotome Zweiklassenvorstellung hatten, sondern die Gesellschaft eher trichotom bzw. polytom gliederten. Schon in den Ende der 1950er Jahre zeitgleich zur Hüttenarbeiterstudie von Mayntz und Moore / Kleining durchgeführten Untersuchungen kündigt sich eine geringe Verbreitung von Zweiklassenvorstellungen an, auch wenn Arbeiter in diesen Repräsentativumfragen noch nicht desaggregiert wurden. Die weiteren, spezifisch auf Arbeitergruppen zielenden Untersuchungen schreiben diesen Trend fort: Mayer stellte Ende der 60er Jahre nur noch bei 25 % der Arbeiter ein Zweiklassenmodell fest, Sandberger fand bei seinen Bildvorlagen Ende der 70er Jahre nur noch bei 8 % der Arbeiter eine Zweiergliederung der Gesellschaft, und bei Weber-Menges sind es zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht einmal mehr ein Prozent der Arbeiter, die eine „bipolare“ Gesellschaftsvorstellung haben. Rezipiert man von der Hüttenarbeiterstudie nur die fahrlässige Formel vom „dichotomischen Gesellschaftsbild des Arbeiters“ und identifiziert diese Vorstellung mit einem marxistischen Zweiklassenschema, dann lassen sich die Befunde der Nachfolgeuntersuchungen auf die Formel „von der Dichotomie zur Trichotomie“ bringen. Schon die zeitgleich zu Popitz et al. durchgeführten Studien von Mayntz und Moore / Kleining lassen aber die plausible Vermutung zu, dass trichotome Vorstellungen über den gesellschaftlichen Gruppenaufbau dominant waren, während nur fast ein Viertel der Arbeiter von einer marxistischen Zweiklassenvorstellung affiziert war, wobei dieser Anteil dann in den Folgejahrzehnten mit dem Bedeutungsrückgang der Gewerkschaften noch kleiner wurde.

Neben diesen Untersuchungen, die die Dichotomithese mit einer marxistischen Zweiklassenvorstellung identifizieren, existiert nun noch eine weitere Studie, die von einer eingehenderen Beschäftigung mit der Hüttenarbeiterstudie zeugt als das vorhin behandelte Muster der Rezeption einer scheinewidrigen These via Hörensagen. Wir gehen auch auf sie ein, um das endgültige Fazit zu den Nachfolgestudien ziehen zu können: Die Arbeit von Kern / Schumann (1974) berührt das Anliegen von Popitz et al. insofern direkt, als sie sich mit dem Problem auseinandersetzt, dass bei Arbeitern offenbar nur körperliche Arbeit als eigentliche Arbeit gilt, und dass von vielen Arbeitern der Schreibtischtätigkeit von Angestell-

ten der Charakter der ‚wirklichen‘ Arbeit nicht zugestanden wurde. Schon zu Beginn der 1970er Jahre wiesen die beiden Autoren darauf hin, dass neue Arbeitertätigkeiten mit geringen Anforderungen an körperlichem Einsatz entstanden waren, und sich im Zuge der technischen Entwicklung neue, qualifizierte Varianten der Arbeit herausbildeten, die mit intellektuell anspruchsvolleren Arbeiten vom Typ der Kontrolltätigkeit verbunden waren (Kern / Schumann 1974: 27, 24f.). Kern / Schumann konnten zwar damals zeigen, dass der modernen Automatisationsarbeit das „Merkmal der Körperlichkeit“ abgeht, doch war damals nur von „recht wenigen Arbeitern“ die Umorientierung vollzogen worden, dass auch „Schreibtischtätigkeiten“ wirkliche Arbeit sind (Kern / Schumann 1974: 284, 234). Dieser Sachverhalt scheint sich auch zwischenzeitlich nicht verändert zu haben, denn dreissig Jahre später spricht Schumann zwar erneut davon, dass die betriebliche Rationalisierung eine „Wiederzusammenführung“ von Kopf- und Handarbeit bewirkt habe, aber es bestünde immer noch ein „Arbeiterbewusstsein“ im Sinne von Popitz et al., und die Arbeiter würden sich noch immer „eher ‚unten‘“ sehen (Schumann 2003: 69, 103, 105).⁶

Folgt man diesem Befund, dann wäre die Dichotomievorstellung unter den Arbeitern immer noch quicklebendig, sie wurde aber hier über den Schematismus manuelle / nicht-manuelle Arbeit konzeptualisiert, und nicht darüber dingfest gemacht, dass man den Betroffenen eine Frage danach stellte, wie viele Gruppen / Schichten / Klassen es in Deutschland gibt. Die Antwort auf die Frage, ob Arbeiter ein dichotomes oder gradiertes Gesellschaftsbild äussern, hängt vom verwendeten Messverfahren ab.

3. Schluss

Fünfzig Jahre nach Erscheinen der Hüttenarbeiterstudie die Diskussion dahingehend zu resümieren, dass sich das Gesellschaftsbild des Arbeiters von der Dichotomie zur Hierarchie bzw. Gradation gewandelt hat, ist nicht zulässig, da sich die Vorgehensweise von Popitz et al. von den Messverfahren der Nachfolgeuntersuchungen unterscheiden. Natürlich ist es möglich, lediglich die ähnlich verfahrenen Nachfolgeuntersuchungen in der Zusammenschau zu betrachten, und von daher den Schluss zu ziehen, dass (marxistische) Zweiklassenvorstellungen schon Ende der 1950er Jahre nur bei einem Viertel der Arbeiter eine Rolle spielten, und dass sie heute bedeutungslos geworden sind. Insgesamt unter Einbezug der Hüttenarbeiterstudie jedoch zu folgern, dass sich das Denken der Arbeiter von der Dichotomie zur Trichotomie umgebildet habe, scheint uns eine unzulässige Vereinfachung. Auf der theoretischen Ebene haben Popitz et al. mit der leichtfertigen und pseudoevidenten Rede vom ‚dichotomischen Gesellschaftsbild des Arbeiters‘ ein Arbeiterphantom geschaffen, eine Art Eingeborenen der deutschen Gesellschaft am Ende der 1950er Jahre, der angeblich dort in Zweiteilungen denkt, wo andere Sozialgruppen ein hierarchisches bzw. gradiertes Bild

⁶ Aus beiden Arbeiten wird nicht recht klar, wie die Befunde gewonnen wurden, weshalb noch auf die Ende der 1970er Jahre durchgeführte Werftarbeiterstudie von Schumann et al. verwiesen sei. Sie enthält am Ende einen Exkurs (Dies. 1982: 533-545), in dem in einer direkten Anknüpfung an Popitz et al. gut operationalisiert zwischen dem Leistungs- und dem Kollektivbewusstsein unterschieden wird.

vom Aufbau der Gesellschaft haben. Empirisch wurde dieses dichotomische Denken aber nur durch zahlreiche Zufallsfunde belegt, die einen relativ unkonkreten Oben-Unten-Topos nachweisen, durch den sich Arbeiter im Alltag beiläufig von Unternehmern, Arbeitgebern bzw. dem ‚Kapital‘ abgrenzen. Die Nachfolgeuntersuchungen knüpften an die Scheinevidenz der Dichotomie these an, statt die Studie empirisch und analytisch zu rekonstruieren, und widerlegten mit dem Hinweis auf die geringe Verbreitung einer Zweiklassenvorstellung ein Phantom, anstatt sich wirklich die Mühe zu machen, die Klassifizierungspraxis von Arbeitern und anderen Berufsgruppen im Detail zu analysieren. Hätten Popitz et al. damals den 600 Hüttenarbeitern dieselbe offene Frage nach den Gruppen, Schichten oder Klassen der Gesellschaft gestellt, so müssten sie zu ähnlichen Ergebnissen in der Verteilung von dichotom-, trichotom- und polytomen Antworten gelangt sein wie die Folgeuntersuchungen.

Insgesamt gesehen lässt sich feststellen, dass weder mit einem „serendipity pattern“ gewonnene Zufallsbefunde noch eine offene Frage nach den Grossgruppen der Gesellschaft tiefgehende Aussagen darüber zulassen, wie Arbeiter wirklich denken. Um darüber etwas Gesichertes aussagen zu können, muss ermittelt werden, nach welchen Ordnungsprinzipien ihr „Gesellschaftsbild“ aufgebaut ist, d. h. man muss ihre Klassifizierungspraxis analysieren. Gehaltvolle Aussagen zur Klassifikationslogik und -praxis ermöglichen bspw. Berufskartensortierspiele, bei denen den Probanden 40 bis 60 Karten mit den (Aus-)Bildungsangaben eines möglichst repräsentativ ausgewählten Spektrums aus dem sozialen Universum der Berufe gegeben werden, und diese dann aufgefordert werden, die einzelnen Karten zu ähnlichen Gruppen zu legen, den Gruppen einen Namen zu geben, und schliesslich alle Gruppen in eine Rangordnung zu bringen (vgl. Boltanski / Thévenot 1983 und Schultheis 1996). Fordert man hier die Probanden auf, beim Kartensortieren laut zu denken, wird es möglich die Ordnungsprinzipien zu ermitteln, auf denen ihr Gesellschaftsbild aufgebaut ist. Mit dieser Vorgehensweise wurden in einem laufenden Projekt des Schweizerischen Nationalfonds bisher jeweils 25 Interviews mit VertreterInnen unterschiedlichster Berufsgruppen in der Deutschschweiz, der französischsprachigen Schweiz und Süddeutschland durchgeführt, wobei mit 40 Berufskarten gearbeitet wurde.

Hier zeigt sich in den Interviews mit (Fach-)Arbeitern, dass sie zwar polytome, d. h. vier-, sechs- oder achtgliedrige Grossgruppenvorstellungen entwickeln, diese aber mit kleinformatigen Bezugsgruppendifferenzierungen koexistieren, die ausschnitthafte Entgegensetzungen in der denkenden Ordnung des sozialen Universums der Berufe erzeugen (vgl. II.2.). Grundlage für die Teildichotomisierungen ist dabei das von Popitz et al. schon beschriebene „Leistungsbewusstsein“ der Arbeiter, das seinen Ausgangspunkt in einer mal mehr, mal weniger klaren Entgegensetzung von körperlicher und geistiger Arbeit hat, auf der aufbauend dann Prioritäts- und Produktivitätsvorstellungen von der eigenen Arbeit geäußert werden. Bezugsgruppendifferenzierungen lassen sich also durchaus nachweisen, nicht jedoch eine Zweiteilung aller relevanten Grossgruppen der Gesellschaft. Genuine Zweiteilungen der gesell-

schaftlichen Gruppen nach dem Schema einer marxistischen Zweiklassenvorstellung kommen in den bisher geführten Interviews nicht vor, es werden jedoch andersartige Dichotomien realisiert, wenn etwa Krankenpflegerinnen alle vierzig Berufskarten danach sortieren, ob es sich um „praktische“ oder „kommunikativ soziale Berufsgruppen“ handelt, d. h. die Ausübung eines sozialen Berufs begünstigt eine Schematisierung der Berufspersonen danach, ob Berufe sich mehr mit Menschen oder mehr mit Sachen beschäftigen.

Das Resümee nach 50 Jahren „Gesellschaftsbild des Arbeiters“ fällt zwar ernüchternd aus, die Schlussbemerkung sollte jedoch andeuten, das mit anderen methodischen Verfahrensweisen und einer bescheideneren Ausgangsthese heute durchaus noch produktiv an die Hüttenarbeiterstudie angeknüpft werden kann. Es kann also weiterhin von der Fortexistenz entsprechender Primärproduktivitätsvorstellungen ausgegangen werden, und zwar unabhängig davon, dass Arbeiter heute kaum noch schwere körperliche Arbeit verrichten, und dass sich der Wandel hin zu einer Dienstleistungs-, Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft durchgesetzt hat.

II.2. Dichotomische Topoi und Gradationen: Gesellschaftsbilder von Arbeitern⁷

1. Kritische Rekonstruktion eine klassischen Befunds: „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“ (Popitz et al. 1957)

Die Forschung über Klassifikationen im sozialen Raum war zu Beginn eine Untersuchung von „Gesellschaftsbildern“, analysiert wurden die von einzelnen Sozialgruppen entwickelten Ordnungsvorstellungen über den Aufbau der Gesellschaft. Besonders bedeutsam war die aus industriesoziologischen Untersuchungen hervorgehende Studie von Heinrich Popitz, Hans-Paul Bahrdt, Ernst August Jüres und Hanno Kesting über „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“ (1957)⁸. Popitz und seine Mitarbeiter kamen zu dem Resultat, dass Arbeiter ein dichotomes Gesellschaftsbild haben, die Gesellschaft demnach als scharf in ein Oben und Unten geteilt erleben. „Der Industriearbeiter sieht die Gesellschaft stets in einer Zweiteilung und nicht als komplexes Gefüge *vieler* Klassen“ (216). Von „der“ Gesellschaft, verstanden als wie immer geartetes Ensemble mehrerer Grossgruppen, handelt die Studie aber nicht. Es wird zwar am Rande auf „Angestellte“ eingegangen (110-119), über die es aber dann heisst,

⁷ Für dieses Kapitel wurden Explorationen in Süddeutschland unternommen, was im Rahmen eines Forschungsseminars am Institut für Soziologie der Universität Tübingen im SS 2006 geschah. Ich danke Regine Gildemeister und Christoph Deutschmann für die Möglichkeit, dieses Forschungsseminar durchzuführen, vor allem aber den Studierenden, die die Interviews verwirklichten: Sabrina Beller, Larissa Bohlmann, Christine Brickenstein, Käthe Draser, Julia Eymann, Ulf Fischer, Bernd Gradenegger, Markus Haeberle, Martin Haubensack, Alexandra Haug, Anja Hessler, Philipp Hoffmann, Paul Kaniowitz, Nadine Kempe, Sabine Kuch, Michael Kunkis, Sven Luithardt, Steffen Maier, Eva Mattausch, Sarah Matthews, Katrin Molnar, Sven Naiser, Marlen Quaas, Sandro Ratt, Catina-Cosmea Remmele, Inga Rössner, Felix Rosenberger, Lilian Schäfer, Claudia Schmidkonz, Ulrich Simon, Janice Stangneth, Patrik Theiner, Melanie Young.

⁸ Eine ausführliche kritische Rekonstruktion der Hüttenarbeiterstudie und der daran anschliessenden Folgeuntersuchungen findet sich im vorausgegangenen Kapitel.

dass diese von den Arbeitern aus der Dichotomie „meist einfach ausgeklammert werden“ (Popitz 1958: 212). Es wird also nicht mit einem genuinen Dichotomiebegriff operiert, für den konstitutiv ist, dass es sich um die Bildung zwei sich gegenseitig ausschliessender Untergruppen handelt, so dass die zusätzliche Schaffung einer dritten Gruppe daneben ausgeschlossen ist. Es geht nur um ein „Oben“, das mal „das Kapital, die Kapitalisten, die reichen Leute, die Herren“ genannt wird, und ein „Unten“, das meist mit „die Arbeiterschaft, der Arbeiter, die kleinen Leute usw.“ bezeichnet wird (1957: 62). Da von anderen Gesellschaftsgruppen nicht die Rede ist, kann man im strengen Sinn auch nicht davon sprechen, dass hier das „Gesellschaftsbild des Arbeiters“ behandelt wird.

Die Studie von Popitz et al. beruht auf einer Befragung von 600 Arbeitern eines kombinierten Hüttenwerks im Ruhrgebiet. Der Frageleitfaden erhob den Berufsweg, Fragen zum Arbeitsplatz, zum technischen Fortschritt und der Mitbestimmung; es wurde keine direkte Frage zum „Gesellschaftsbild“ gestellt (15-25). Demnach waren es die Stellungnahmen zu den diversen Einzelfragen, aus denen heraus das „Gesamtbild“ ermittelt wurde, „das sich der Befragte von der Gesellschaft und seiner eigenen Position in dieser Gesellschaft macht“ (184). Resultat der Analyse war eine Sechsertypologie mit dem gemeinsamen Grundzug, dass zum einen „die Gesellschaft als – unabwendbare oder abwendbare, unüberbrückbare oder partnerschaftlich zu vermittelnde – Dichotomie“ (237) gesehen wird, es zum anderen durch ein „Arbeiterbewusstsein“ für alle Typen möglich wird, sich innerhalb der Gesamtgesellschaft als ein Teil der Arbeiterschaft zu verstehen.

Forstet man die immerhin 288 Seiten starke Monographie nach empirischen Einzelbelegen für die Dichotomie-These durch, stösst man auf lediglich 19 Belegstellen von unterschiedlicher Qualität und Griffigkeit. Das ist kein reichhaltiges Ergebnis, wenn man es mit der Vehemenz aufrechnet, in der in immer wieder neuen Formulierungen davon gesprochen wird, dass es nach Meinung der Arbeiter „in der menschlichen Gesellschaft (...) ein ‚Oben‘ und ‚Unten‘“ gibt (201), dass das „Bild der Gesellschaft als einer unabwendbaren Dichotomie in einzelnen Bemerkungen so oft auftaucht“ (202), dass eine „Zweiteilung des Bewusstseins“ (205) herrsche, eine „unabwendbare Dichotomie“ (208) zum Vorschein komme, im Bewusstsein eine „Aufspaltung der Gesellschaft in zwei eindeutig zu unterscheidende Teile“ vorliege (244) etc. (vgl. noch: 62, 76, 153, 159, 170, 212, 216, 234f., 237, 241, 242, 246). Die Gründe für die magere Ausbeute sind vielfältig. Vor allem dürfte ins Gewicht gefallen sein, dass die Existenz einer Dichotomievorstellung gar nicht im Fragekatalog der Untersucher vorgesehen war, ihr Nachweis war ein Nebenprodukt ganz anderer Fragestellungen, die damals verfolgt wurden. Die Studie war von vornherein nicht darauf angelegt, etwas über „Gesellschaftsbilder“ von Arbeitern zu erfahren. In den meisten Zitaten ist nur die eine Hälfte der Dichotomievorstellung benannt, wenn von „da oben“, „die da oben“, „oberen Herren“, „die Herren“, „Aktionären“, „Bonzen“, „Direktion“ und „Arbeitsdirektoren“ die Rede ist. Es ist nichts dagegen einzuwenden, dass diese Nennungen des einen Teils der Gesellschaft auf die

typisierende Schlussformel „die da oben“ verdichtet wird. Und es ist auch legitim, das typisierende Pendant „wir da unten“ hinzuzubilden, da eben auch andere Zitate existieren, die davon handeln, dass „auf unseren Knochen“ das Geld verdient wird bzw. die anderen „von der Produktivität der Arbeiter“ leben. Dennoch bleibt der Gesamteindruck zurück, dass die Belegdichte schwächer ausgefallen ist als die analytische Ausfaltung.⁹ Es ist zudem nicht immer eindeutig, inwiefern Popitz et al. den interviewten Personen die Redewendung „die da oben“ nahe legten. In dieser Frage aufschlussreich ist folgender beiläufig in einer Fussnote gegebener Hinweis: „Wegen seiner Gebräuchlichkeit, die uns bekannt war, und seiner Unkonkretheit glaubten wir, diesen Ausdruck auch selbst bei der Befragung verwenden zu dürfen“ (1957: 168, Fn. 54). Sicher muss man nicht anzweifeln, dass der Ausdruck „die da oben“ damals gebräuchlich war, dennoch überrascht das plötzliche Geständnis über die Interviewpraxis. Popitz et al. betrachten ja den Nachweis einer Oben-Unten-Dichotomie als die zentrale Leistung ihrer Studie, nun wird in einer Fussnote eingeräumt, dass die Interviewer zu dieser Redeweise ermuntert worden waren. Im abgedruckten Fragebogen wird man bei Frage 51 fündig: „Was sagen denn die da oben dazu?“ (1957: 23). Popitz et al. waren zweifellos gewissenhafte Forscher, dafür spricht neben den abwägenden, sorgfältigen Interpretationen gerade die Existenz dieser Fussnote, aber der Umstand, dass das zu Beweisende von den Interviewern nahe gelegt wurde, lässt einen irritiert zurück.

Die theoretisch-analytische Basis der Dichotomietheorie ist im Gegensatz zur empirischen Belegdichte sehr gut fundiert, die Argumente, mit denen Popitz et al. die Existenz einer Dichotomievorstellung plausibilisierten, tragen 50 Jahre nach Erscheinen der Studie aber nicht mehr alle gleich stark. Am tragfähigsten ist die Annahme der Existenz eines allgemeinen Leistungsbewusstseins der Arbeiter, durch welches die eigene Arbeit als „produktive Arbeit“ und als eine „unmittelbar wertschaffende Leistung“ begriffen wird. Wie weit die mit dem Leistungsbewusstsein verbundene Entgegensetzung von produktiver und unproduktiver Arbeit in der Lage ist, sich zu einem genuinen Gesellschaftsbild auszufalten, in dem die relevanten Grossgruppen der Gesellschaft entlang dieser Unterscheidung dichotomisiert werden, ist aber eine empirisch offene Frage, die die Hüttenarbeiterstudie nicht eingelöst hat. Nachgewiesen wird letztlich nur ein Oben-Unten-Topos, der inhaltlich nur vage ausgefüllt ist. Popitz et al. gestehen ein, dass die Bezeichnung „die da oben“ zwar die häufigste, aber zugleich „unkonkreteste“ Bezeichnung sei, die verwendet wurde (168). Die mangelnde Belegdichte geht nun keinesfalls auf ein wenig sorgfältiges Arbeiten innerhalb des Projekts zurück, sondern hat vielmehr damit zu tun, dass der Befund einer Dichotomie-Vorstellung eine ungeplante Zufallsentdeckung war, der Forschungsprozess hier also einem „serendipity pattern“ (Merton) folgte. Der zunächst irritierende Befund, dass nur wenige eindrückliche Belege existieren, erklärt sich daraus, dass die Frage nach dem Gesellschaftsbild gar nicht

⁹ Im Prinzip weist die Hüttenarbeiterstudie nur *einen* vollständigen und schönen Beleg einer „Oben-Unten“-Vorstellung auf, aber sie stammt von einem „orthodoxen Marxisten“, und Popitz et al. wollen die Verbreitung der Dichotomie explizit nicht auf den Einfluss marxistischer Schulungen innerhalb der Arbeiterschaft zurückführen.

operationalisiert war, und sich die Entdeckung der Dichotomie-Vorstellung einem „glücklichen Zufall“ verdankte.

Das Operationalisierungsmanko erklärt auch die Kritik an der Hauptthese der Hüttenarbeiterstudie. Moniert werden kann zum einen, dass die Rede von „dem“ Gesellschaftsbild des Arbeiters überdehnt ist, weil Popitz etc. keine Aussagen darüber machen, wie die Arbeiter jenseits der Benennung der zwei Gruppen Unternehmer und Arbeiter über andere Grossgruppen der Gesellschaft denken. Und zum anderen lässt sich kritisieren, dass wegen des fehlenden Einbezugs der anderen relevanten Grossgruppen auch die These eines „dichotomischen“ Gesellschaftsbildes überdehnt ist. Von einem „dichotomischen“ Gesellschaftsbild einer Person lässt sich erst dann sprechen, wenn die betreffende Person die Ordnungsleistung vollzieht, die vier, fünf etc. relevanten Grossgruppen einer Gesellschaft zwei sich gegenseitig ausschliessenden Untergruppen zuzuordnen.

2. Folgeuntersuchungen in den letzten fünfzig Jahren: Trichotomie statt Dichotomie?

Den von uns gesichteten Folgeuntersuchungen ist gemeinsam, dass sie das Operationalisierungsmanko der Hüttenarbeiterstudie dadurch beseitigen wollen, dass sie den „Gesellschaftsbild“-Begriff¹⁰ durch eine offene Frage nach Gruppen, Schichten und Klassen operationalisieren. Reduziert man die Dichotomietheese nur auf das Problem, ob Arbeiter eine (marxistische) Zweiklassenvorstellung von der Gesellschaft haben, oder ob sie die Gesellschaft aus drei-, vier- oder mehr Grossgruppen aufgebaut sehen, so geben die Folgeuntersuchungen darauf eine eindeutige Antwort, nämlich dass Arbeiter schon zum Zeitpunkt der Durchführung der Hüttenarbeiterstudie in der überwiegenden Mehrzahl keine dichotome Zweiklassenvorstellung hatten, sondern die Gesellschaft eher trichotom bzw. polytom gliederten (Willener 1957, Mayntz 1958, Moore/Kleining 1959). Die weiteren, spezifisch auf Arbeitergruppen zielenden Untersuchungen schreiben diesen Trend fort: Mayer (1975) stellte Ende der 60er Jahre nur noch bei 25 % der Arbeiter ein Zweiklassenmodell fest, Sandberger (1977) fand bei seinen Bildvorlagen Ende der 70er Jahre nur noch bei 8 % der Arbeiter eine Zweiergliederung der Gesellschaft, und bei Weber-Menges (2004) sind es zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht einmal mehr ein Prozent der Arbeiter, die eine „bipolare“ Gesellschaftsvorstellung haben. Rezipiert man von der Hüttenarbeiterstudie nur die fahrlässige Formel vom „dichotomischen Gesellschaftsbild des Arbeiters“ und identifiziert diese Vorstellung mit einem marxistischen Zweiklassenschema, dann lassen sich die Befunde der Nachfolgeuntersuchungen auf die Formel „von der Dichotomie zur Trichotomie“ bringen. Neben diesen Untersuchungen, welche die Dichotomietheese mit einer marxistischen Zweiklassenvorstellung identifizieren, existiert eine weitere Studie, die von einer eingehenderen Beschäftigung mit der Hüttenarbeiterstudie zeugt. Schon zu Beginn der 1970er Jahre wiesen Kern /

¹⁰ Obwohl in den 1960er und frühen 70er Jahren eine Reihe von Studien zu den „Gesellschaftsbildern“ verschiedener Berufsgruppen erschienen sind (Klages/Hortleder 1965, Schwonke 1966, Habermas et al. 1967, Berndt 1968, Herkommer 1969, Schefer 1969, Hortleder 1970, Weyrauch 1970, Schwebke 1974), blieb der Begriff hochgradig vage und mehrdeutig, wie Sandberger (1983) in einem Überblicksartikel resümierte.

Schumann nämlich darauf hin, dass neue Arbeitertätigkeiten mit geringen Anforderungen an körperlichen Einsatz entstanden waren, und sich im Zuge der technischen Entwicklung neue Varianten der Arbeit herausbildeten, die mit intellektuell anspruchsvolleren Kontrolltätigkeiten verbunden waren (Kern / Schumann 1974: 27, 24f.). Kern / Schumann konnten zwar zeigen, dass der modernen Automatisationsarbeit das „Merkmal der Körperlichkeit“ abgeht, doch war damals nur von „recht wenigen Arbeitern“ die Umorientierung vollzogen worden, dass auch „Schreibtischtätigkeiten“ wirkliche Arbeit sind (284, 234). Dieser Sachverhalt scheint sich bis heute nicht verändert zu haben (vgl. Schumann 2003: 69, 103, 105). Folgt man diesem Befund, dann wäre die Dichotomievorstellung unter den Arbeitern immer noch quicklebendig, sie wurde aber hier über den Schematismus manuelle / nicht-manuelle Arbeit konzeptualisiert und gleich wiederum eher einer Bezugsgruppendifferenz als einem veritablen Gesellschaftsbild.

Fünfundzwanzig Jahre nach Erscheinen der Hüttenarbeiterstudie die Diskussion dahingehend zu resümieren, dass sich das Gesellschaftsbild des Arbeiters von der Dichotomie zur Hierarchie bzw. Gradation gewandelt hat, ist in keiner Weise angebracht, weil sowohl Popitz et al. wie die Nachfolgeuntersuchungen letztlich keine gesicherten Aussagen darüber zulassen, wie Arbeiter andere Berufsgruppen wahrnehmen und nach welchen Ordnungsprinzipien ihr „Gesellschaftsbild“ aufgebaut ist. Die Situation ist hier mehrfach unbefriedigend: Auf der theoretischen Ebene haben Popitz et al. mit der leichtfertigen und scheinewidrigen Rede vom ‚dichotomischen Gesellschaftsbild des Arbeiters‘ ein Arbeiterphantom geschaffen, eine Art Eingeborenen der deutschen Gesellschaft am Ende der 1950er Jahre, der angeblich dort in Zweiteilungen denkt, wo andere Sozialgruppen ein hierarchisches bzw. graduiertes Bild vom Aufbau der Gesellschaft haben. Empirisch wurde dieses dichotomische Denken aber nur durch zahlreiche Zufallsfunde belegt, die einen relativ unkonkreten Oben-Unten-Topos nachweisen. Die Nachfolgeuntersuchungen knüpften an die Scheinevidenz der Dichotomietheorie an, statt die Studie empirisch und analytisch zu rekonstruieren, und widerlegten mit dem Hinweis auf die geringe Verbreitung einer Zweiklassenvorstellung letztlich ein Phantom, anstatt sich die Mühe zu machen, die Klassifizierungspraxis von Arbeitern und anderen Berufsgruppen im Detail zu analysieren. Um in diese verfahrenere Situation etwas Klarheit zu bringen, möchten wir im Folgenden anhand exemplarischer Interviews aus einem aktuellen Forschungsprojekt zeigen, dass auf dem Leistungsbewusstsein basierende Bezugsgruppendifferenzen durchaus mit tricho- bzw. polytomen „Gesellschaftsbildern“ koexistieren können. Sollte die Nichtübereinstimmung zwischen dem bei Popitz et al. ermittelten Befund und den Ergebnissen der Nachfolgeuntersuchungen daher rühren, dass mit verschiedenen Verfahren gemessen wurde, dann scheint es sinnvoll, in ein und demselben Projekt beide Vorgehensweisen zu kombinieren.

3. Bezugsgruppendifferenz und Gradation: Das „Gesellschaftsbild“ der Baumarktverkäuferin Stefanie S. und weitere exemplarische Fälle

Die Diskussion der verschiedenen Folgeuntersuchungen hat zu keinem eindeutigen Resultat geführt. Zwar lässt sich Befund festhalten, dass zweigeteilte Gesellschaftsvorstellungen von Arbeitern im Laufe der letzten fünfzig Jahre immer weniger geäußert wurden, jedoch scheint es bei diesen Sachverhalten mehr um die Messung der Vorstellung einer (marxistischen) Zweiklassengesellschaft zu gehen, was nicht identisch mit Popitz Konzept einer auf dem „Leistungsbewusstsein“ von Arbeitern aufbauenden Bezugsgruppendifferenzierung ist. Um hier einen klärenden Schritt weiterzukommen, stellen wir Ergebnisse des Forschungsprojektes „Soziale Klassifizierungen“ vor, welches wechselseitig wertende Wahrnehmungen von Berufsgruppen untersucht, und dabei verfahrensmäßig drei Schritte kombiniert: Zuerst wird mit den interviewten Personen ein Berufskartensortierspiel durchgeführt, in dem die Betroffenen gebeten werden sich 38 Karten anzuschauen, die neben einem fiktiven Personennamen jeweils Angaben zum erreichten Schulabschluss und der Berufsausbildung enthalten, sowie die Berufsbezeichnung. Die Probanden werden aufgefordert an einer Art Spiel teilzunehmen, nach ihrem Gutdünken ähnliche Gruppen zu bilden, jede der gebildeten Gruppen einen Namen zu geben, und zum Abschluss werden sie noch gebeten, die gebildeten und benannten Gruppen in eine Rangordnung zu bringen, sofern ihnen dies opportun erscheint. An dieses Sortierspiel schließt sich dann eine zweite, offene Interviewphase an, die an die Assoziationen und Kommentare anknüpft, die während des Lesens der Karten von den Betroffenen geäußert wurden, und es werden zudem Fragen danach gestellt, welche Berufsgruppen den Probanden besonders sympathisch / unsympathisch sind. Zudem geht es noch um weitere Fragen: Wer mit wem am Arbeitsplatz / im Betrieb Essen geht. Was ein typischer Tagesablauf des Befragten bei der Arbeit ist. Und in welchem Quartier der Befragte lebt. Der dritte und abschließende Teil des Interviews stellt eine standardisierte Nachbefragung zur Biographie des Befragten dar, in dem die üblichen soziologischen Grunddaten zur Person erhoben werden: Herkunft, Bildungs-, Ausbildungs-, Berufsbiographie.

Soweit das Forschungsinstrument, das eine Kombination aus Experiment, offenen Fragen und standardisiertem Fragebogen darstellt. Unsere Vorgehensweise der Erhebung eines „Gesellschaftsbildes“ über ein Kartensortierspiel ist nicht vollständig identisch mit einer offenen Frage nach den Gruppen, Schichten, Klassen einer Gesellschaft, wie dies die Studien von Mayntz (1958), Moore / Kleining (1959), Mayer (1975) und Weber-Menges (2004) unternahmen, es steht aber in Wahlverwandtschaft zu dieser Vorgehensweise, weil die Zielsetzung die gleiche ist: Es geht darum, zu ermitteln, welches „Gesellschaftsbild“ im umfassenden Sinne die interviewten Personen haben. Der offene Frageteil des Untersuchungsvorhabens steht dagegen in einem Entsprechungsverhältnis zur Vorgehensweise in der Hüttenarbeiterstudie von Popitz et al. Was dort beiläufig und nebenher erhoben wurde, wird hier über offene Fragen eruiert. Hinzu kommt ferner, dass die Probanden aufgefordert werden, beim Kartenlegen laut zu denken. Damit wird es möglich, die Logik des Sortierens bzw. die

Prinzipien des Ordners zu beobachten, was sowohl bei Popitz et al. wie den Nachfolgeuntersuchungen nicht möglich ist.

Als Fallmaterial wurde ein in Süddeutschland geführtes Interview mit einer Baumarktverkäuferin ausgewählt. Es folgt zuerst ein kurzes Porträt des Falles (3.1), dann werden die Ergebnisse des Kartensortierspiels in zwei Schritten analysiert (3.2 und 3.3). abschliessend findet sich noch ein kurzer Ausblick auf weitere Fälle (3.4).

3.1. Porträt von Stefanie S.

(Fall Nr. 102) Stefanie S. wird 1980 in einer Kleinstadt geboren und ist heute 26 Jahre alt. Die Mutter ist die Tochter eines „Oberschulrats“, sie durchläuft nach Erlangen der mittleren Reife eine Ausbildung als „Krankenschwester“, ist aber „nie“ berufstätig. Der Vater macht nach dem Abitur eine Ausbildung als „staatlich geprüfter Techniker“ der Fachrichtung Landbau, und ist als Versuchstechniker tätig. Den Beruf des Grossvaters väterlicherseits kennt Stefanie S. nicht. Stefanie hat einen älteren Bruder, der nach Abitur und Studium „Diplomingenieur“ wird, und einen ein Jahr jüngeren Bruder, der nach dem Abitur eine Ausbildung zum „Telekommunikationstechniker“ durchlaufen hat.

Stefanie absolviert nach der Grundschule die Hauptschule, wo sie zu den „durchschnittlichen“ Schülern gehört. Ein Praktikum in einer Schreinerei führt sie zu der Entscheidung, eine Schreiner Ausbildung zu machen. Danach durchläuft sie eine Schreinerlehre, die sie mit dem Gesellenbrief abschliesst (1998; 18. Lj.). Anschliessend ist sie drei Monate arbeitslos, da sie nach der Lehre „nicht übernommen“ wird. Bis 1999 (19. Lj.) ist sie bei einem Zimmermannsbetrieb angestellt, wird aber gekündigt, weil die Arbeiten für sie „als Frau zu schwer“ waren. Es schliesst sich dann 1999 noch eine wenige Monate dauernde Tätigkeit bei einer Trockenbau-firma an, die sie dann selbst kündigt, weil ihr die Arbeit „keinen Spass“ macht. Seither ist sie bei einem Baumarkt, der einen Schreiner gesucht hat, als „Verkäuferin“ tätig. Das Unternehmen, in dem Stefanie S. arbeitet, hat etwas weniger als 100 Beschäftigte. Als ihre Hauptaufgaben erwähnt sie, dass sie die Ware, die kommt „in Regale räumen“ muss, ferner „Kunden beraten, Zuschnitt machen für Kunden, einladen helfen, Dispo, also Warenbestellung.“ In der Selbstbezeichnung fällt öfter das Wort „Verkäufer“; danach befragt, ob „Verkäuferin“ ein guter Beruf sei, folgt eine Relativierung: „der Beruf ist an sich schon gut, aber er wird (...) im Auge der Menschheit (...) als . ähm . schlechter Beruf gewertet, dass im Prinzip nur dumme Menschen bzw. Menschen mit wenig Bildung dann den Beruf des Verkäufers haben. Wobei das ja nicht wahr ist wie bei uns gerade, sind es ja ein Haufen Handwerker, die jetzt bei uns arbeiten und (...) ein sehr hohes Fachwissen haben (...). Deswegen sage ich auch nicht, ich bin ein Verkäufer, sondern ich bin Fachberater. Ja, weil Verkäufer hat immer so einen Beigeschmack irgendwie, da hat man irgendjemanden hingestellt, der im Prinzip eigentlich nichts kann und bevor er arbeitslos ist.“

Wöchentlich regelmässigen Kontakt während der Arbeit hat sie mit etwa 30 KollegInnen, in der Freizeit trifft sie etwa 5 ArbeitskollegInnen immer wieder. Insgesamt hat sie vier gute Freunde aus der Vereinstätigkeit und vom Arbeitsplatz her, mit denen sie wöchentlich bis vierzehntägig ausgeht. Engagiert ist Stefanie zum einen in der Feuerwehr, zum anderen spielt sie Fussball. Stefanie S. ist ledig und wohnt alleine in einer mittelgrossen Stadt. Stefanie, die zu Beginn ihrer Ausbildung auch den „Meisterbrief“ als Ausbildungswunsch hatte, würde im Augenblick gerne eine Umschulung machen, die sie aber nicht finanzieren kann, da sie einen Kredit abbezahlen muss. Rückschauend betrachtet ist sie mit der Entwicklung ihres Berufslebens „im Grossen und Ganzen recht zufrieden, wie es jetzt momentan aussieht“, aber es habe sich insgesamt „sehr schlecht“ entwickelt: Damals, vor zehn Jahren, war sie „noch der Meinung, ich gehe niemals in den Baumarkt zum Arbeiten.“

Stefanie S. ist in mehr als einer Hinsicht ein interessanter Fall: Insofern die Hüttenarbeiterstudie eine reine Männerstudie war, ist nun die Beantwortung der Frage möglich, wie eine

berufstätige Frau klassifiziert. Ins Auge sticht auch eine doppelte Abstiegsproblematik. Zunächst mit Blick auf ihre Herkunft, da sowohl die Eltern wie die Geschwister bessere Schulabschlüsse aufweisen als sie, als auch mit Blick auf die Spannung zwischen ihrem Gesellenbrief und ihrer jetzigen Tätigkeit in einem grossen Baumarkt statt in einer Schreinerei. Offen lassen müssen wir, was letztendlich Hauptgrund der Einmündung in die seit sechs Jahren währende Tätigkeit im Baumarkt war: Eine Nichtakzeptanz ihres Geschlechts im männlich dominierten Handwerk der Schreinerei – man denke an die ausgesprochene Kündigung, weil ihr die Arbeit angeblich zu „schwer“ war –, oder eben auch ein Strukturwandel dahingehend, dass ein bestimmtes Segment von Handwerkern in Baumarktketten in Gestalt von Fachberatern seinen Beruf ausübt. Nicht zuletzt stellt Stefanie S. jeden Subsumtionslogiker vor Probleme: Soll man sie als „Verkäuferin“ und damit als Angestellte einrangieren? Das wäre formal mit Blick auf die aktuelle Betätigung möglich, scheint aber sowohl nicht opportun hinsichtlich ihres Tätigkeitsprofils, insofern ihre Arbeit auch eine körperliche Komponente hat, als auch nicht legitim hinsichtlich ihrer handwerklichen Ausbildung. Oder soll man sie als eine Art Arbeiterin betrachten, so wie viele Männer mit einer Berufsausbildung in einem Betrieb als Facharbeiter tätig sind? Eine Verkäuferin im konventionellen Sinn ist sie jedenfalls nicht, wenn man auf ihre Tätigkeit und ihre Ausbildung abhebt. Sie hat als Frau eine für ihr Geschlecht noch immer nicht selbstverständliche, handwerklich bestimmte Ausbildung durchlaufen, ist jedoch weder selbständig geworden noch in einem Meisterbetrieb tätig, sondern als „Fachberaterin“ in einer Baumarktkette angestellt. Neben nichtmanuellen Komponenten ihrer Tätigkeit (Ware bestellen), spielen durchaus handwerkliche Komponenten (Holz zuschneiden) und entsprechendes Fachwissen in der Beratung eine Rolle. Rein phänomenologisch gesprochen lässt sie sich als eine radikalisierte Handwerkerin bezeichnen, die jedoch nicht mehr im produktionsverarbeitenden sekundären Sektor arbeitet, sondern ihren Beruf in einer Art Grossbetrieb der Distributionssphäre ausübt, d. h. sie ist vom sekundären Sektor in den tertiären Dienstleistungssektor gewechselt.

Gemessen an klassischen polaren Zuordnungsvorgaben wie „Angestellte“ versus „Arbeiter“ oder „white collar“ versus „blue collar“ ist keine eindeutige Zuordnung möglich, sie steht vielmehr real zwischen beiden Gruppen. Einen solchen In-Between-Status zu analysieren hat jedoch eine aktuelle Berechtigung und eine moderne Verallgemeinerungsfähigkeit. Die Frage nach dem „Gesellschaftsbild“ dieser jungen Frau zu stellen ist heute realistischer, als die Suchstrategie vergangenheitsorientiert nach einem Grubenarbeiter oder einer als „Kassiererin“ tätigen Frau aus dem Arbeitermilieu auszurichten.

Innerhalb eines Oben-Mitte-Unten-Schemas gehört Stefanie qua Lehre bzw. Standardausbildungsabschluss eindeutig nicht nach unten, in Anbetracht ihrer momentanen Anstellung als Verkäuferin in einer Grossmarktkette aber auch nicht in die mittlere sondern in die untere Mitte. Im Vorgriff auf die späteren Interviewpassagen lässt sich festhalten, dass ihre

Verortung sich in Selbstbezeichnungen wie „*wir kleinen Verkäufer*“ und „*kleine Arbeiter*“ ausdrückt.

3.2. Erstes Ergebnis des Berufskartensortierspiels

Ihr „Gesellschaftsbild“ hat Stefanie S. im Berufskartensortierspiel zum Ausdruck gebracht, dass sie zügig in Angriff nahm. Nach einer Weile des Betrachtens und Sortierens der Karten fügte sie – ihr Vorgehen erläuternd – hinzu, dass sie „*jetzt eher so nach den Berufen (gehe), also was sie nachher gemacht haben, und nicht was sie als Schulabschluss haben.*“ Stefanie S. bildete zunächst nur vier Stapel, denen sie die Namen „1. Die Oberen, 2. Recht und Gesetz, 3. Die Studierenden / Ingenieure, 4. Die schwer Arbeitenden“ gab. Zunächst verneinte Stefanie die Frage, ob sie an dieser Einteilung noch etwas verändern wolle. Erst am Ende des Kartensortierspiels, als die Interviewerin sie danach fragte, welche Berufsgruppen ihr sympathisch und welche ihr weniger sympathisch seien, überlegte sie noch einmal, und bildete aus dem ursprünglichen Stapel der „*schwer Arbeitenden*“ vier neue Stapel, worauf wir später noch eingehen werden (vgl. 3.3).

Abbildung: Erstes Ergebnis des Kartensortierspiels beim Fall Stefanie S.

1. „Die Oberen“	Unternehmer (Abit., 4 J. Studium, leitende Positionen in div. Firmen, Übernahme elterlicher Betrieb) Manager (Abitur, 4 Jahre Studium, Diss.) Abteilungsleiter (Realschule, 3 Jahre Ausbildung)
2. „Recht und Gesetz“	Rechtsanwalt (Abitur, Studium, 1 Jahr Praktikum) Professor (Abitur, Studium, Diss., Habilitation)
3. „Ingenieure/Studierte“	Ingenieur (FH) Informatik (Realschule, 3 Jahre Ausbildung, Abendgymnasium, 3 Jahre FH), Ingenieur (FH) Maschinenbau (Realschule, 3 J. Ausbildung, Abendgymnasium, 3 J. FH)
4. „Die schwer Arbeitenden“	Hausarzt (Abitur, 6 Jahre Studium, Diss.) Chemiker (Abitur, 4,5 J. Studium, 3 J. Diss.) Psychologin (Abitur, 5 Jahre Studium) Journalistin (Abitur, 3 Jahre FH); Kauffrau (Realschule, 3 J. Ausbildung) Versicherungsvertreter (Realschule, 3 J. Ausbildung) Reisebüroangestellte (Realschule, 3 J. Ausbildung) Polizist (Realschule, 2,5 Jahre Ausbildung) Sozialarbeiterin (Abitur, 3 Jahre FH) Krankenschwester (Realschule, 3 J. Ausbildung) Friseurin (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) KassiererIn (Hauptschule, ohne Ausbildung) Kellnerin (Hauptschule, ohne Ausbildung) Landwirt (Realschule, 3 Jahre Ausbildung) Postbote (Realschule, 3 Jahre Ausbildung) Automechaniker (Hauptschule, 3,5 J. Ausbildung) LKW-Fahrer (Hauptschule, 3 Jahre Ausbil-

	dung) Sanitärinstallateur (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Maurer (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Dachdecker (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Tankwart (Hauptschule, ohne Ausbildung) Maler (Hauptschule, ohne Ausbildung) Schweißer (Hauptschule, ohne Ausbildung) Müllabfuhrarbeiter (Hauptschule, ohne Ausbildung) Zimmermann (drei Jahre arbeitslos, Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Kindergärtnerin (Realschule, 3 J. Ausbildung) Grundschullehrerin (Abitur, 3 J. PH, 2 J. Referend.) Hausfrau (Realschule, 3 J. Ausbildung) Putzfrau (Hauptschule, ohne Ausbildung)
--	---

Bei einer Betrachtung der aufbereiteten Ergebnisse des Kartensortierspiels könnte man lange verweilen. Im Folgenden sollen jedoch nur kurz einige Spezifika hervorgehoben werden: Bei der Namensgebung der Gruppen fällt auf, dass sie nicht aus einem einheitlichen Prinzip heraus erfolgte, was auch in anderen Interviews vorkommt. Neben Anklängen an eine Oben-Unten-Dichotomie („Die Oberen“ und die „Schwer Arbeitenden“) wird auch mit einer Art Berufsfeldsemantik gearbeitet („Recht und Gesetz“), wobei dann noch der Bildungsgrad hinzugefügt wird: „Ingenieure / Studierende.“

Noch uneinheitlicher ist das Resultat, wenn man den Blick darauf richtet, wie konsistent die Gruppen in der Qualifikationsdimension gelegt wurden. Diese Konsistenzprüfung lässt sich leicht vornehmen, da bei der Darstellung der Ergebnisse des Kartensortierspiels immer auch gleich in abgekürzter Form mit angegeben wurde, welche Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse auf den Originalkarten vermerkt waren, die Stefanie S. dann sortierte. Hier sind schon die „Oberen“ inkonsistent gelegt, weil studierte „Unternehmer“ und „Manager“ mit dem „Abteilungsleiter“ auf Realschulniveau und spezieller Berufsausbildung auf eine Stufe gelegt werden. Subjektiv verständlich ist die Gleichrangierung der drei Berufe gleichwohl, da für Stefanie S. alle drei Berufspersonen offenbar als ‚Chefs‘ assoziiert sind. Persönliche Erfahrungen hat der Fall wahrscheinlich nur mit einem „Abteilungsleiter“, die sinnlogisch nachfolgenden Positionen werden in Verlängerung zu dieser Erfahrung begriffen. Nicht konsistent gelegt sind auch die 29 Karten der Grossgruppe der „schwer Arbeitenden“: Man findet den akademischen Beruf des „Hausarzts“ in die selbe Sparte sortiert wie den mittlere Reife und eine konventionelle Lehre voraussetzenden Beruf der „Kauffrau“ oder die mit einem Hauptschulabschluss und ohne Ausbildung klassifizierten Berufe wie „Kellnerin“ und „Müllabfuhrarbeiter.“ Anstatt also eine Rangordnung nach Bildungs- und Ausbildungsgrad zu legen, wie dies etliche der von uns untersuchten Personen machen, ist Stefanie S. ganz anders vorgegangen. Ihre Gruppenbildung verfährt offenbar genauso, wie sie sie zu Beginn des Interviews angekündigt hatte. Die Berufspersonen auf den Karten wurden überhaupt

nicht danach sortiert, „*was sie als Schulabschluss haben*“, sondern „*eher so nach den Berufen*“ klassifiziert, es ist lediglich noch nicht klar, was genau diese Logik ausmacht, die Karten nach dem Prinzip zu sortieren, „*was sie nachher gemacht haben*.“

Nach welcher Logik Stefanie S. ihre Karten gelegt hat, wird der nächste Analyseschritt zeigen. Zuvor ist jedoch noch ein wichtiges Resultat der bisherigen Betrachtung des Kartensortierspiels festzuhalten, wenn wir es mit den anderen „Messverfahren“ zur Feststellung eines dichotomen oder polytomen Gesellschaftsbilds vergleichen, wobei hierfür ja nur die offene Frage nach den Grossgruppen / Schichten / Klassen in Frage kommt, wie sie Mayntz (1958), Mayer (1975) und Weber-Menges (2004) verwendeten. Allen dreien bliebe nichts anderes übrig, als die vorgenommene Sortierung von Stefanie S. als Indiz für ein viergliedriges „Gesellschaftsbild“ zu nehmen und entsprechend zu kodieren, sofern nicht der Schluss gezogen würde, dass die Viererabfolge „*Obere / Recht und Gesetz / Ingenieure, Studierende / schwer Arbeitende*“ überhaupt keine Schichtung erkennen lasse. In diesem Fall müsste die Antwort entweder unter die Rubrik „keine Klassen oder Schichten“ oder „keine Vorstellung“ (Weber-Menges 2004: 122) oder „keine ganzheitlichen Schemata“ (Geissler / Weber-Menges 2006: 112) sortiert werden, oder die Angaben des Falles würden sich unter der Rubrik „andere Einteilung (Einzelgruppe, nicht-vertikal u. ä.)“ (Mayer 1975: 83) wieder finden.

Stefanie S. hat beim Sortieren der Karten laut gedacht, was es uns ermöglicht, zu verstehen, was sie meinte, als sie sagte, sie sortiere „*eher so nach Berufen*“ als „*nach dem Schulabschluss*“. Wir geben die ganze erste Phase der Bandaufnahme des Sortierspiels vollständig wieder, beginnend mit dem Zeitpunkt, ab dem der Fall den Kartenstapel in die Hand genommen hat:

Stefanie: „Einen Arbeitslosen hast du¹¹ auch dabei (lacht). (längere Pause) Bin mir da nicht ganz sicher, wo ich da was einteile. Ich gehe jetzt eher so nach den Berufen, also was sie nachher gemacht haben und nicht was sie als Schulabschluss haben. (längere Pause) Der leitet die Firma (längere Pause) dahin, nein eher dahin (kurze Pause). Ingenieur und da noch einmal Ingenieur. Ingenieure gehören immer zusammen. Der Mechaniker zu den ganzen Selbständigen hier, Friseurin, selbständiger Landwirt, sind alle selbstständig. Die Manager, Abteilungsleiter sind immer die, die.“

Interviewerin: „Was sind die Abteilungsleiter?“

Stefanie: „Das sind immer die .. der Unternehmer für hundert Angestellte und der Abteilungsleiter und Manager, die sind immer etwas Besseres, die kommen auf einen Haufen. (kleine Pause) Da hatte ich vorher schon eine Hausfrau, die häufen sich. Ach nee, das war eine Putzfrau, Putzfrau, Hausfrau (kleine Pause). Die ganze arbeitende Bevölkerung hier. Ja, ich habe meine Stapel dann genau.“

Interviewerin: „Du hast eben gesagt Putzfrau und Hausfrau zusammen auf jeden Fall.“

¹¹ Im vorliegenden Fall hatte die Interviewerin Stefanie ein paar Monate zuvor auf einer Feier als Arbeitskollegin eines Bekannten kennen gelernt. So erklärt sich das im Gespräch verwendete „du“, es lag nur eine flüchtige Bekanntschaftsbeziehung vor.

Stefanie: „Ja, die gehören irgendwie, die machen ungefähr das gleiche. Eine Hausfrau ist ja auch eine Putzfrau. Wenn du mal siehst, was die putzen den ganzen Tag, das Haus von oben bis unten.“

Interviewerin: „Möchtest du die einzelnen Stapel noch einmal durchgehen, ob du noch etwas verändern möchtest oder?“

Stefanie: „Nee, ich glaube das passt so schon.“

Interviewerin: „Ja, jetzt möchte ich dich bitten, dass du den einzelnen Gruppen dann Namen gibst, also dir Namen ausdenkst für die einzelnen Gruppen.“

Stefanie: „Also, der erste Stapel, das ist, wie sagt man das, meine schwer arbeitende Gruppe. Der normal ., der normale., also dann die Putzfrau, die Kassiererin und die Friseurin, der Polizist, das sind die, die normal arbeiten, die Mittelschicht sozusagen (kleine Pause). Der zweite Stapel, das sind meine Ingenieure, ja die gehen schon Richtung Oberschicht, aber gehören nicht ganz so .. Ja, wie nennen wir die? Ja, es sind halt Ingenieure. Ingenieure sind halt schon mal etwas anderes wie eine Putzfrau halt. Der muss ja studiert haben dafür und (kleine Pause). Die Studierenden, genau das passt schon.“

Interviewerin: „Okay.“

Stefanie: „Mein dritter Stapel das ist, was haben wir denn hier, Rechtsanwalt und Professor für Privatrecht. Das ist schon Richtung .. ja Juristen, das ist schon wieder etwas anderes, die gehören auch immer zusammen Juristen, Recht und Gesetz.“

Interviewerin: „Wie möchtest du den Stapel nennen?“

Stefanie: „Recht und Gesetz.“

Interviewerin: „Okay.“

Stefanie: „Und der vierte Stapel ist im Prinzip die obere Schicht mit dem Manager, die sich für was Besseres halten (lacht), Abteilungsleiter und . ähm . Firmenleiter halt, die Oberen, die einfach die Kohle haben.“

Interviewerin: „Wieso hast du jetzt zwischen den Studierenden bzw. Ingenieuren und Juristen unterschieden, die Juristen haben ja auch studiert?“

Stefanie: „Ja, ja die studieren schon auch, aber Ingenieure, das ist schon mehr ein bisschen Richtung Arbeit. Aber. ähm, die haben studiert, und ähm (kleine Pause) Wie soll ich das erklären, die machen was Produktives, die stellen etwas her. Die sind ja so in die Richtung Bauwesen würde ich mal sagen, und die Rechtsanwälte und Juristen das ist einfach mehr das Gesetz, die wie heißt das (kleine Pause) ja, Recht und Gesetz ist das einfach. Die gehören da nicht zusammen, die kannst du nicht zusammen vermischen, obwohl die beide studiert haben, das geht nicht, die kannst du nicht vermischen.“

Interviewerin: „Und du hast den Stapel jetzt Recht und Gesetz genannt, da denke ich an den Polizisten im ersten Stapel“

Stefanie: „Ja, aber der ist mehr der Arbeitende und im Prinzip . ähm (kleine Pause), im Prinzip hat der zwar auch Recht und Gesetz, aber der muss dafür was . äh . der muss was tun, ja die müssen auch was tun. Ähm (kleine Pause) wie soll ich das jetzt erklären, das ist eine gute Frage. Der gehört eher halt zu der Mittelschicht, zu den normal Arbeitenden, wo jeden Tag im Prinzip rausgeht auf die Straße und sich mit den Leuten rumärgern muss und hinter den Verbrechern dreinjagen. Und die haben studiert und tun dann entweder Recht sprechen oder die Leute verteidigen, und die sind halt schon ein bisschen etwas anderes als ein Polizist, finde ich. Der ist zwar auch Recht und Gesetz, aber der passt eher zum .. das ist ein Beruf wie Maler, Schreiner, Tischler, Dachdecker. Ja, finde ich.“

Interviewerin: „Ja und vorhin hast du gesagt, als du diese Stapel gebildet hast, ja die halten sich für was Besseres“ [Stefanie: „und schaffen nicht wirklich etwas“] [Interviewerin: „Ja, ja, ja.“]

Stefanie: „Nee, nicht wirklich, nee. Ich sehe das an meinem Chef. Das musst du aber nachher löschen. Guck doch mal an, mein Chef kommt morgens ins Geschäft, gut, er tut schon was. Aber im Prinzip, wir machen das Geld, wir im Prinzip, wir machen das Geld, wir kleinen Verkäufer. Und er sitzt eigentlich den ganzen Tag im Büro drin und überlegt sich irgend etwas für uns, wie er uns noch mehr schikanieren kann im Prinzip. Ja, er ist ehrlich so im Prinzip, er macht nichts Produktives. Klar, er führt den Laden, aber . ähm, wenn der mal eine Woche nicht da wäre, tät der Laden trotzdem noch weiter laufen. (kleine Pause) Und so meine ich das halt da auch. Ja natürlich, denen gehört der Laden, Mercedes Benz, aber der kleine Arbeiter, die hier vom ersten Stapel, die machen das Geld, damit die hier vom vierten Stapel ihre Aktien und hohen Gehälter kassieren können. Gut, natürlich müssen die auch was tun, aber ähm in dem, was die im Prinzip leisten, steht in keiner Reap . ähm Relation zu dem, was sie im Prinzip verdienen. Weil das Geschäft macht der kleine Arbeiter und nicht der, der da oben sitzt. Vielleicht war das früher mal so, wo es im Prinzip ein Autohaus war, und der im Prinzip Manager war von dem Autohaus, da hat er vielleicht noch was . Aber jetzt kommt er ins Büro und dann sagt er sich: Naja, wenn wir jetzt mal zehntausend Arbeitsplätze abbauen, dann können wir dann wieder dreißigtausend Euro sparen an an Gehältern. Aber was im Prinzip die dreißigtausend, wo die zehntausend Leute, die für ihn gearbeitet haben, dass die im Prinzip sein Gehalt zahlen, daran denkt er wahrscheinlich weniger, weil die anderen müssen erst mal die Arbeit wieder mitmachen von den zehntausend, wo gegangen sind. So meine ich das.“

Interviewerin: „Okay, kannst du die Stapel jetzt in eine Reihenfolge bringen oder liegen die jetzt schon so richtig?“

Stefanie: „ Ja doch, die liegen Richtung.“

Führte die Betrachtung der Ergebnisse des Sortierspiels zu dem Resultat, dass Stefanie eine Polytomie gelegt hat, so zeigt die längere Interviewpassage deutlich, dass dabei dichotomische Ordnungsprinzipien eine Rolle spielten. Sichtbar ist zunächst die Konstitution der Elementardichotomie. Da sind zum einen jene, die sie mal die „ganze arbeitende Bevölkerung“, „meine schwer arbeitende Gruppe“ oder die, die „normal arbeiten, die Mittelschicht sozusagen“ nennt. Auf der anderen Seite steht die aus dem Unternehmer, dem Manager und dem Abteilungsleiter gebildete Dreiergruppe, die sie mal als „etwas Besseres“, „die obere Schicht“, „die Oberen, die einfach die Kohle haben“ bezeichnet. Es sind zwei Vorstellungen, die es Stefanie ermöglichen, diese Zweiteilung einer grossen „arbeitenden“ Gruppe von immerhin zunächst 29 Karten und den drei wirtschaftlichen Führungskräften vorzunehmen. Die erste Idee besteht in einer Art alltagsmarxistischer Vorstellung, da sind die „kleine(n) Arbeiter, die hier vom vierten Stapel, die machen das Geld, damit die hier vom ersten Stapel ihre Aktien und hohen Gehälter kassieren können.“ Dieser Gedanke einer Art Ausbeutung im Sinne der illegitimen Aneignung eines von den kleinen Arbeitern erwirtschafteten ‚Mehr-werts‘ wird dann weiter gesponnen, dass die von den „Oberen“ erbrachten Leistungen ihrer Meinung nach „in keiner Relation zu dem (stehen), was sie im Prinzip verdienen.“ Es wird eine Art Subdiskurs über Manager als ‚Abzocker‘ eröffnet, wie er aus den Medien bekannt ist. Die zweite Idee, die diesen Alltagsmarxismus überlagert, und die ebenso eine Aufspaltung der beiden Gruppen begünstigt, besteht in einer Produktivitätsvorstellung der eigenen Arbeit gegenüber der Arbeit der „Oberen.“ Der Abteilungsleiter macht „nichts Produktives“, „er sitzt eigentlich den ganzen Tag im Büro drin“ und überlegt sich neue Schikanen, auch wenn

er in den Ferien wäre, würde *„der Laden trotzdem noch weiter laufen.“* Auch wenn sich dabei das schlechte Gewissen von Stefanie S. meldet, weil sie nun eingesteht, dass die Oberen *„auch was tun (müssen)“*, es bleibt ihr letztlich abstrakt, was oben getan wird, dass Miss-
trauen, ob da wirklich gearbeitet wird dominiert. Die Prioritätsvorstellung vom Tun der *„kleinen Arbeiter“* respektive *„kleinen Verkäufer“* gipfelt in der Vorstellung: *„wir machen das Geld, wir im Prinzip.“* Im Vordergrund scheint nicht die Dichotomie körperliche versus geistige Arbeit zu stehen, sondern die konkrete Vorstellung einer Wertschöpfung der kleinen Arbeiter und Verkäufer, wobei man bei letzterem schon etwas ins Stutzen gerät, denn seit sechs Jahren ist Stefanie ja weder im Produkte herstellenden noch im Produkte verarbeitenden Sektor tätig, sondern im Dienstleistungssektor. Ihre Tätigkeit ist also in der Distributionssphäre angesiedelt, was durchaus zu der spitzfindigen Bemerkung veranlassen könnte, dass Stefanie S. eine Angestellte im unproduktiven Zwischenhandel ist, der statt Wertschöpfung ‚Wertabschöpfung‘ betreibt.

Lässt man diesen Einwand einmal beiseite, so müsste deutlich geworden sein, dass die Bildung der Gruppen *„die Oberen“* versus die *„schwer Arbeitenden“* ganz im Sinne einer Dichotomievorstellung von Popitz et al. erzeugt wurde, wobei die Konstitution der Dichotomie zum einen durch die Idee einer illegitimen Mehrwertaneignung im Sinne eines Alltagsmarxismus konstituiert wird, und zum anderen durch eine Produktivitätsvorstellung von der eigenen Arbeit, die sich vom einfachen Gegensatz zwischen körperlicher und geistiger Arbeit insoweit ein Stück weit gelöst hat, als sie in der Vorstellung kulminiert, dass die Wertschöpfung im Prinzip von den *„kleinen Arbeitern“* und *„kleinen Verkäufern“*, und nur von diesen erbracht wird.

Am „Gesellschaftsbild“ von Stefanie S. lässt sich also durchaus eine Dichotomie-Vorstellung in Aktion studieren. Die Feinanalyse lässt sich sogar noch ein Stück weiter vorantreiben, wenn man rekonstruiert, welche Prinzipien bei der Bildung der Gruppen *„Recht und Gesetz“* und *„Ingenieure/Studierte“* am Werke waren: Über den *„Ingenieur FH Informatik“* und den *„Ingenieur FH Maschinenbau“* heisst es, dass beide *„studiert“* haben müssen für ihren Beruf, und insofern gehen beide *„schon Richtung Oberschicht“*, aber sie *„gehören nicht ganz so ...“* dazu. Warum sie nicht dazu gehören, und vor allem, warum sie von den Juristen gesondert werden müssen, die ja auch *„Studierte“* sind, das kann Stefanie klar benennen: *„Ja, ja, die studieren schon auch, aber Ingenieure, das ist schon mehr ein bisschen Richtung Arbeit. Aber . ähm, die haben studiert, und ähm (kleine Pause). Wie soll ich das erklären, die machen etwas Produktives, die stellen etwas her. Die sind ja so in Richtung Bauwesen würde ich mal sagen, und die Rechtsanwälte und Juristen das ist einfach eher das Gesetz (...). Die gehören einfach nicht zusammen, die kannst du nicht zusammen vermischen, obwohl die beide studiert haben, das geht nicht, die kannst du nicht vermischen.“* Stefanie spricht den Gedanken nicht aus, dass die Juristen im Gegensatz zu den Ingenieuren ‚unproduktiv‘ sind und ‚nichts herstellen‘, aber der Gedanke liegt in der Luft. Und als dann die Interviewerin noch-

mals nachhakt und nachfragt, warum bei „*Recht und Gesetz*“ nicht auch der Polizist dazu-sortiert wird, setzt Stefanie S. zu einer analogen Spaltung zwischen Polizisten und studierten Juristen an: Der Polizist „*ist mehr der Arbeitende im Prinzip . ähm (kleine Pause), im Prinzip hat der zwar auch Recht und Gesetz, aber der muss dafür was . äh . der muss was tun.*“ Hier klinkt nun offenbar das aus der Dichotomie von körperlicher und geistiger Arbeit stammende Misstrauen ein, ob Berufspersonen, die am Schreibtisch nur mit Texten und Symbolen umgehen, wirklich arbeiten. Stefanies Gedankenreihe rutscht über die Assoziationen ‚Produktivität‘ und ‚Herstellen‘ in das Gegensatzpaar ‚Etwas tun – nichts tun‘ hinein, womit sie schon haarscharf an die Grenze ‚Arbeit‘-‚Nicht-Arbeit‘ herankommt, und das ist dann auch der entscheidende Moment, wo sich wieder einmal das schlechte Gewissen meldet, so dass sie den Satz nachschieben muss, dass die Juristen „*auch was tun (müssen).*“ Genauso hatte sich diese Bedenklichkeit zuvor schon bei der Schilderung der Schikanen ausdenkenden Abteilungsleiter zu Wort gemeldet, als das diffuse Eingeständnis nachgeschoben wurde: „*Gut, natürlich müssen die auch was tun.*“

Es dürfte nach diesem weiteren Durchgang durchs Material, der uns erlaubte das Dichotomie-Prinzip erneut in Aktion zu betrachten, keine logischen Probleme mehr bereiten, zu sagen, dass das von Stefanie gelegte viergliedrige Modell von „*Die Oberen / Recht und Gesetz / Ingenieure, Studierende / schwer Arbeitende*“ letztlich auf zwei Zweiteilungen basiert: „*Die Oberen*“ versus „*schwer Arbeitende*“ und „*Recht und Gesetz*“ versus „*Ingenieure, Studierende.*“ Dabei ist für die Erzeugung beider Entgegensetzungen letztlich nur eine Dichotomie konstitutiv, nämlich die Trennung zwischen solchen Personen, die ‚viel arbeiten und leisten‘, und solchen, die ‚wenig arbeiten und leisten.‘ Für beide Zweiergruppen ist eine Basisdichotomie grundlegend, wobei eine formale Trennung zwischen ‚akademischer Bildung‘ versus ‚Normalbildung‘ dafür sorgt, dass letzten Endes keine Zwei- sondern eine Vierteilung gelegt wurde.

Interessant ist nun die Frage, ob sich in dem dichotomischen Denken von Stefanie S. relativ instabile, fluide Oberflächenvorstellungen äussern oder stabile und tiefsitzende Vorstellungsmuster? Letzteres scheint keinesfalls zutreffend zu sein, da sich in den Äusserungen von Stefanie S. zweimal eine charakteristische Bewegung zeigte; in dem Masse, wie sie das Prinzip ihrer Dichotomievorstellung auf den Punkt brachte, meldete sich das, was wir ihr schlechtes Gewissen nannten. Der gerade zugespitzten Behauptung, dass Juristen im Gegensatz zu einem Polizisten oder Abteilungsleiter im Gegensatz zu den „*kleinen Verkäufern*“ nichts tun, wurde sofort die Relativierung hinzugefügt, dass Abteilungsleiter und Juristen „*auch was tun müssen.*“ Diese Relativierungen sind ein sicheres Indiz dafür, dass Stefanie S. klar ist, dass ihre Behauptung über das ‚Nichtstun‘ der Oberen und Studierenden nicht konsensfähig ist, und zwar weder gegenüber der Interviewerin noch gegenüber einer wie auch immer gearteten allgemeinen Öffentlichkeit. Zwar lässt sich in der Argumentationspraxis von Stefanie S. zeigen, dass die Dichotomie lebt, es wird aber auch deutlich, dass es

sich insofern um keine stabiles Vorstellungsmuster handeln kann, weil sie immer zugleich antizipiert, dass sich ihre mehr oder minder abenteuerlichen Vorstellungen über die Oberen auf dem Prüfstand einer allgemeinen und rationalen Öffentlichkeit nicht bewähren werden. Stefanie weiss darum, dass ihre Vorstellungen auch in einer breiteren Öffentlichkeit zumindest Rückfragen danach provozieren würden, ob denn die Leitung eines Betriebs oder das Prozessieren von Rechtsstreitigkeiten ‚keine Arbeit‘, ‚keine Leistung‘ und ‚keine Wertschöpfung‘ seien. Sind ihre dichotomen Vorstellungen also nur Oberflächenphänomene, die nicht tiefsitzend sind? Man sollte den beobachtbaren Sachverhalt des schlechten Gewissens dahingehend spezifizieren, dass die Dichotomie-Vorstellung offenbar im Aussenbezug vulnerabel und instabil ist, jedoch im Innenbezug der Bezugsgruppe von Stefanie als eine Art feststehende Wahrheit gehandelt wird, bei deren Kundgabe jedem Gegenüber nur der beipflichtende Kommentar einfällt, dass es ‚genauso ist‘ wie gerade behauptet: ‚Im Prinzip sind wir kleinen Verkäufer die, die das Geld machen, nicht die da oben.‘

3.3. Endergebnis des Kartensortierspiels

Die bisherige Feinanalyse konzentrierte sich auf das zuerst von Stefanie S. gelegte Gesellschaftsbild mit vier Gruppen. Nach der etwa dreissig Minuten dauernden Beantwortung einer Reihe offener Fragen zum Arbeitsplatz, dem Tagesablauf, den KollegInnen und dem Wohnort kam die Interviewerin nochmals auf das Kartensortierspiel zurück, in dem sie nach den sympathischen / unsympathischen Berufsgruppen fragte. Stefanie S. löste nun die Grossgruppe der „*schwer Arbeitenden*“ auf und bildete daraus die vier letzten Gruppen 4 bis 7, wie in der tabellarischen Übersicht dargestellt. Diese Neugliederung des Gesellschaftsbildes in insgesamt sieben Gruppen muss nun noch analysiert werden. Wiedergegeben werden erneut das Endresultat des Gruppenlegens und die ganze Interviewpassage:

Abbildung: Endergebnis des Kartensortierspiels beim Fall Stefanie S.

1. „Die Oberen“	Unternehmer (Abit., 4 J. Studium, leitende Positionen in div. Firmen, Übernahme elterlicher Betrieb) Manager (Abitur, 4 Jahre Studium, Diss.) Abteilungsleiter (Realschule, 3 Jahre Ausbildung)
2. „Recht und Gesetz“	Rechtsanwalt (Abitur, Studium, 1 Jahr Praktikum) Professor (Abitur, Studium, Diss., Habilitation)
3. „Ingenieure/Studierte“	Ingenieur (FH) Informatik (Realschule, 3 Jahre Ausbildung, Abendgymnasium, 3 Jahre FH), Ingenieur (FH) Maschinenbau (Realschule, 3 J. Ausbildung, Abendgymnasium, 3 J. FH)
4. „Besser Gebildete“	Hausarzt (Abitur, 6 Jahre Studium, Diss.) Chemiker (Abitur, 4,5 J. Studium, 3 J. Diss.) Psychologin (Abitur, 5 Jahre Studium) Journalistin (Abitur, 3 Jahre FH); Kauffrau (Realschule, 3 J. Ausbildung) Versicherungsvertreter (Realschule, 3 J. Ausbildung)

	Reisebüroangestellte (Realschule, 3 J. Ausbildung) Polizist (Realschule, 2,5 Jahre Ausbildung)
5. „Gewerbetreibende“	a) Frauenberufe: Sozialarbeiterin (Abitur, 3 Jahre FH) Krankenschwester (Realschule, 3 J. Ausbildung) Friseurin (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) KassiererIn (Hauptschule, ohne Ausbildung) Kellnerin (Hauptschule, ohne Ausbildung) b) Männerberufe: Landwirt (Realschule, 3 Jahre Ausbildung) Postbote (Realschule, 3 Jahre Ausbildung) Automechaniker (Hauptschule, 3,5 J. Ausbildung) LKW-Fahrer (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Sanitärinstallateur (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Maurer (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Dachdecker (Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung) Tankwart (Hauptschule, ohne Ausbildung) Maler (Hauptschule, ohne Ausbildung) Schweißer (Hauptschule, ohne Ausbildung) Müllabfuhrarbeiter (Hauptschule, ohne Ausbildung) Zimmermann (drei Jahre arbeitslos, Hauptschule, 3 Jahre Ausbildung)
6. „Erziehung“	Kindergärtnerin (Realschule, 3 J. Ausbildung) Grundschullehrerin (Abitur, 3 J. PH, 2 J. Referend.)
7. „Halbtagskräfte“	Hausfrau (Realschule, 3 J. Ausbildung) Putzfrau (Hauptschule, ohne Ausbildung)

Interviewerin: „Ja, wenn du jetzt noch einmal zurückdenkst an das Kartenspiel vom Anfang. Gibt es da Berufsgruppen, die dir sympathisch sind, weniger sympathisch?“

Stefanie: „Ja, immer noch die gleichen.“

Interviewerin: „Und speziell jetzt, wenn du es noch einmal differenzierter anguckst, innerhalb von den Stapeln?“

(Stefanie schaut noch einmal die Karten durch.)

Stefanie: „Also hier haben wir eigentlich . ja, die Psychologin, die könnte man eigentlich weglassen.“

Interviewerin: „Wieso weglassen?“

(Stefanie lacht.)

Interviewerin: „Aus dem Arbeiterstapel rauslassen?“

Stefanie: „Nee, ich meine als Berufsstand. Psychologen, die braucht man nicht (lacht). Nee, eigentlich nicht, die passen schon alle irgendwie zusammen in einen Stapel. Man könnte es noch ein bisschen differenzieren, das könnte man schon. Man könnte hier KassiererIn, Putzfrau, die kann man auch noch ein bisschen aufteilen, das passt schon, der Laborarbeiter, der

LKW-Fahrer, die Grundschullehrerin ..., im Prinzip nach den Berufsgruppen könnte man schon ein bisschen gehen. (Stefanie bildet aus dem ursprünglichen Stapel ‚schwer Arbeitende‘ vier neue Stapel.) so.“

Interviewerin: „Kannst du den neu gebildeten Stapeln dann noch einmal Namen geben?“

Stefanie: „Also hier sind unsere . ähm .. wie nennen wir sie denn mal? Die Gewerbetreibenden, Maler, Automechaniker so. Dann Hausfrau, Putzfrau, das sind so und so naja .. Halbtagskräfte im Prinzip. Kindergarten und Grundschullehrerin mehr so Richtung Ausbildung, Erzieherinnen, mehr so in die Richtung. Dann kommen die Kellnerin, Krankenschwester, Kassiererin .. ja, die sind im Prinzip bei den Gewerbetreibenden, aber halt mehr so die Frauenschicht. Das sind halt mehr die Männerberufe und hier mehr die Frauenberufe, gehören aber zu den Gewerbetreibenden dazu, aber halt ..“

Interviewerin: „Dann machen wir Gewerbetreibende eins und zwei, wenn du es so möchtest?“

Stefanie: „Genau, ja. Und hier haben wir dann schon ein bisschen . was dann . wie sagen wir mal: die besseren der Mittelschicht, die Psychologen und die Journalisten und der Hausarzt und so etwas. Die alle schon ein bisschen einen . äh . sagen wir mal, einen höheren Bildungsstandard haben als zum Beispiel ein Mechaniker. Der hat ja eine dreijährige Ausbildung und ähm als Hausarzt brauchst du ja doch ein Abitur und so halt ein bisschen ähm .. , der Weg zur Oberschicht. Habe ich die Studierten schon? Die habe ich schon. Ah, wie nennen wir sie denn? ... Ja, nennen wir sie die besser Gebildeten. Mir gehen langsam die Worte aus.“

Interviewerin: „Ja, wenn du jetzt die neuen .“

Stefanie: „Die haben einfach eine höhere Schulbildung. Weil einfach ja, wenn du studiert hast, hast du auch normalerweise eine höhere Schulbildung, als jemand, der halt eine dreijährige Ausbildung gemacht hat, weil du ja ganz andere Perspektiven drin hast.“

Interviewerin: „Wenn du dir jetzt die neu gebildeten Gruppen anschaust, welche sind dir davon sympathisch und welche unsympathisch?“

Stefanie: „Mit den alten Gruppen zusammen?“

Interviewerin: „Ja, auf alles bezogen. Du kannst auch einzelne Berufe nennen, ganz wie du möchtest.“

Stefanie: „Eigentlich sind mir alle sympathisch muss ich ehrlich sagen. Und ich finde eigentlich jeder soll das machen, was seinen Fähigkeiten entspricht und jeder Beruf ist ein wichtiger Beruf. Man braucht die Leute, egal ob es jetzt eine Hausfrau ist oder ein . na gut einen Manager braucht man nicht unbedingt .. . Ich bin von dem Beruf des Managers nicht so arg überzeugt, wie man merkt (lacht). Aber ansonsten, egal ob jetzt jemand . Ingenieure braucht man, ansonsten hätten wir die ganzen Häuser nicht, gut das machen die Architekten, aber im Prinzip Architekten und Ingenieure sind nicht ganz so, aber die entwerfen halt und das ist wichtig. Wir brauchen die Verkäufer, im Prinzip ist jeder Berufsstand wichtig, selbst die Putzfrau. Auch kleinere Berufe sind wichtig wie der Dachdecker, oder auch wie der Reporter, auch die sind wichtig, damit wir die Neuigkeiten erfahren.“

Stefanie beendet ihre Neuordnung der Karten mit einem Hinweis darauf, dass eigentlich jeder Beruf wichtig sei. Sie bemüht damit ein funktionales Argumentationsschema, welches in nahezu allen Interviews mit Arbeitern einmal beiläufig auftaucht, ohne dabei strukturbildend zu werden. Neben der Einschränkung, dass man die Manager „nicht unbedingt (braucht)“ kommt noch ein analoges Argument über die Psychologen. Auch hierbei handelt es sich um keine untypische Stellungnahme, der Psychologenvorbehalt kommt bei einigen Arbeitern und Handwerkern vor. Zieht man alle Äusserungen zur neuen Gruppenbildung

zusammen, so lässt sich deutlich erkennen, dass der aus ursprünglich 29 Karten bestehende Block „*schwer Arbeitende*“ tendenziell nach Qualifikations- und Bildungsgrad neu geordnet wird, wobei aber keine umfassende Reorganisation der Karten nach dem Bildungsgrad gelingt, weil eben auch immer noch Branchen- und Berufsfeldbenennungen mitgeführt werden, etwa das amorphe „*Gewerbetreibende*“ oder „*Erziehung*.“ In der Gesamtschau auf die neu gebildete Ordnung von insgesamt sieben Gruppen lässt sich von der Namensgebung her gesehen insgesamt feststellen, dass Stefanie S. nun im zweiten Sortierversuch deutlicher als zuvor nach Qualifikations- und Bildungsgrad legt, und dabei zudem noch eine Zusatzdifferenzierung nach Männer- und Frauenberufen vornimmt. Vereinfachend gesagt führt die Neugruppierung zu einem eher graduellen Gesellschaftsbild: Der Tendenz nach stehen unten die weniger qualifizierten Gruppen mit obligatorischem Schulbesuch und ohne Ausbildung („*Halbtagskräfte*“), dann kommen die mittleren Berufe der „*Gewerbetreibenden*“ mit dem Standardabschluss einer Berufslehre, und nach oben hin legt Stefanie in mehreren Anläufen Gruppen mit besserer Ausbildung als einer Normallehre und mehrere akademische Gruppen, wobei sie es jedoch unterlässt, die oberen drei Gruppen unter das gemeinsame Dach „*Studierte*“ oder „*Akademiker*“ zusammenzufassen, d. h. der Vorbehalt gegenüber den „*Oberen*“ in Gestalt von Unternehmern, Managern und Abteilungsleitern bleibt bestehen. Gemessen an Ossowskis (1957) Typologie von Gesellschaftsbildern, der zwischen Dichotomien, Gradationsschemata und funktionellen Schemata differenziert, liegt damit keine reine Gradation vor, weder wird eine Schichtung nach Gruppen entlang der Steigerung von einem objektiv messbaren Merkmal (Einkommen, Bildung) konsequent realisiert, noch liegt eine genuine synthetische Gradation vor, die mehrere Merkmale steigert (also Beruf, Einkommen, Bildung, Prestige) (vgl. dazu Ossowski 1957: 57ff.), wengleich sich unverkennbar Anklänge zu einer ungefähren synthetischen Gradation finden.

Die gerade durchgeführte Betrachtung von Stefanies Neuordnung der Kartengruppen lässt sich mit einigem guten Willen dahingehend interpretieren, dass die schlussendlich gelegte Polytomie mehr Spuren der Gradation aufweist als die zunächst gelegten vier Gruppen. Das dichotomische Grundprinzip, mit dem sie die ersten vier Gruppen legte, hat sie aber mit der Neuordnung nicht grundlegend revidiert, denn an der Vorstellung, dass man Manager „*nicht unbedingt braucht*“ hält sie ebenso fest, wie sie die Zweiteilung von produktiven Ingenieuren und unproduktiven Juristen beibehält.

Die Neuordnung der Karten fällt damit insgesamt weniger eindrücklich aus als die spontan vorgenommene Erstsartierung der Karten, denn ihr gehen dabei „*langsam die Worte aus*.“ Die Endsartierung erscheint faktisch unmotiviert, wengleich die Tatsache des besseren Bildungshintergrunds der Herkunftsfamilie Auslöser der Neusortierung gewesen sein kann.

3.4. Diskussion weiterer Fälle

Die süddeutsche Explorationsstudie war darauf angelegt, Interviews mit einem möglichst breiten Spektrum an Berufsgruppen durchzuführen, und intendierte keine Schwerpunktanalyse des Arbeiterbewusstseins. Es wurden aber einige Interviews mit Arbeitern realisiert, die in ähnlicher Weise wie bei Stefanie S. dichotomische Restbestände erkennen lassen. So etwa bei dem 26jährigen Betriebsschlosser Michael T. (Fall Nr. 101): Er wird 1980 als Sohn eines KFZ-Mechanikers und einer nicht berufstätigen Mutter mit einer Ausbildung zur Hotelfachfrau geboren, und wächst in einem kleinen abgelegenen Dorf mit etwa 100 Einwohnern auf. Nach der mittleren Reife hat er eine Mechanikerausbildung durchlaufen und anschliessend noch erfolgreich eine Meisterschule besucht. Michael ist als Betriebsschlosser in seinem Ausbildungsbetrieb tätig, einem Automobilzulieferbetrieb mit am Standort etwa 800 Beschäftigten. Seit zwei Jahren lebt Michael nicht mehr im elterlichen Dorf, sondern in der Kleinstadt, in welcher der Zulieferbetrieb ansässig ist.

Im Kartensortierspiel legt er sechs Gruppen, die er in der Rangfolge danach sortiert, wie er die *„Wertschätzung in der Gesellschaft“* vermutet. Die *„Studierten“* (Manager, Professor, Hausarzt, Psychologin, Rechtsanwalt, Ingenieur Informatik, Ingenieur Maschinenbau, Chemiker, Steuerberater, Journalistin), die *„Selbständigen“* (Unternehmer, Landwirt), *„Arbeiter“* (Zimmermann, Automechaniker, Maurer, Maler, LKW-Fahrer, Dachdecker, Schweisser, Sanitärinstallateur), *„Kaufleute“* (Versicherungsvertreter, Kassiererin, Abteilungsleiter, Kauffrau, Reisebüroangestellte), *„Soziale“* (Hausfrau, Krankenschwester, Kindergärtnerin, Grundschullehrerin, Sozialarbeiterin) und *„Dienstleister“* (Putzfrau, Polizist, Friseurin, Kellnerin, Tankwart, Postbote, Müllabfuhrarbeiter). *„Sympathisch“* sind ihm *„die Arbeiter, die Selbständigen und die Sozialen.“* Unsympathisch ist ihm die zuoberst gelegte Gruppe: *„Mit den Studierten habe ich Probleme. (...) Alle die vorne hocken und Millionen absahnen sind Studierende. Das sind die grössten Abzocker.“* Bei einer nochmaligen Durchsicht dieser Kartengruppe räumt er zwar ein, dass *„doch nicht alle“* die unterstellten Verdiensthöhen erreichen, beharrt aber darauf, das sei *„halt der Überbegriff.“* Anlässlich einer Reflexion über die Bedeutung von Qualifikationen kommt er nochmals auf diese Gruppe zurück: *„Du kannst ein Studierter sein, kannst alles draufhaben, aber der geht in die Firma rein und die Firma ist innerhalb eines Jahres kaputt, weil er es einfach nicht kann. Das ist eine Pfeife. Und ein Bauer, der seinen Hauptschulabschluss gemacht hat und seinen Betrieb gut führt, der hat einen Wert, der braucht nicht studiert zu haben, aber der weiss, was Sache ist. Vor dem habe ich dann mehr Respekt.“* Bei der ihm sympathischen Gruppe der *„Arbeiter“* betont Michael, dass es *„körperliche Arbeit“* sei, ein anderes Mal heisst es noch, dass die *„Dienstleister nicht existierten könnten, wenn es die Arbeiter nicht gäbe. Und die Arbeiter müssen irgendwo das Geld herbekommen, dass das alles bezahlt werden kann.“* Trotz dieses Austauschmodells zwischen produzierenden Arbeitern und das Geld für den produzierenden Bereich bereitstellenden Dienstleistern bleibt die Dienstleistung nachgeordnet. In der Sympathierangfolge kommen für ihn die *„Dienstleister gleich nach den Arbeitern“*, insgesamt heisst es zu ihnen: *„Das hast du auch körperliche Arbeit, aber das ist einfach so, die produzieren nichts. Das ist*

eben einfach eine Dienstleistung.“ Und dann wird noch hinzugefügt: *„Dienstleistungen kann eher jeder machen, da ist die Qualifikation nicht so ausschlaggebend.“* Kurz und schroff heisst es zu den *„Kaufleuten“*: *„Kauffrau, Reisebüroangestellte. Da ist man einfach nichts. Da gibt es für mich keinen anderen Überbegriff.“* Ganz knapp fällt auch der Kommentar zu den *„Sozialen“* aus: *„Das ist alles für Kinder und Kranke.“*

Es existieren einige Unterschiede zum Kartenspiel bei Stefanie. Sie hatte eine sehr breite Gruppe von *„schwer Arbeitenden“* gebildet, die sowohl den offenkundig hart arbeitenden *„Hausarzt“* wie den *„Versicherungsvertreter“* umfasste. Anders als bei Stefanie S. mit ihrem In-Between-Status, ist für den Betriebsschlosser Michael T. eine starke Grenzziehung zwischen *„white collar“* und *„blue collar“* zentral, das betrifft vor allem die etwas altertümlich als *„Kaufleute“* bezeichnete Gruppe von Angestelltenberufen mit mittlerer Reife als Regelvoraussetzung, bei deren Ausübung man in seinen Augen *„nichts“* darstellt, so wie er einmal *„Versicherungsheinis und Telefonanbieter“* als Personen bezeichnet, die *„einem Zeugs aufschwätzen, das man nicht braucht“*, und die das *„Unwissen der Leute ausnutzen“*, aber auch die überwiegend Hauptschule voraussetzenden *„Dienstleister“*, gegenüber denen er einen Produzenten- bzw. Produktivitätsstolz herauskehrt. Und während bei Stefanie *„die Oberen“* durch Manager, Unternehmer und Abteilungsleiter gebildet werden, trifft es bei Michael *„die Studierten“* als *„Absahner“*, wobei der Unternehmer mit dem Landwirt zusammen eine eigenständige Wertschätzung als *„Selbständiger“* genießt. Für einen qualifizierten Facharbeiter wie Michael T., der selbst erfolgreich einige Ausbildungsanstrengungen unternommen hat, und der damit liebäugelt, eventuell noch den *„technischen Betriebswirt“* zu machen, liegt damit eher ein bizarre Vorstellung von ‚absahnenden Studierten‘ vor. Sie erklärt sich daraus, dass sich hier dörfliches Misstrauen gegenüber *„Studierten“* mit der Zeitungslektüre über ‚abzockende Manager‘ amalgamiert, wobei Manager für ihn *„das Letzte“* sind.

Trotz dieser Unterschiede zu Stefanie S. ist jedoch erneut zu erkennen, dass auch bei Michael T. die für Popitz et al. typischen Phänomene eines Arbeiterbewusstseins wie Körperlichkeit und Produktivität für dichotomische Entgegensetzungen sorgen, wie etwa in der Abgrenzung der *„Arbeiter“* von den *„Dienstleistern“* und *„Kaufleuten.“* Dass man bei Michael auf der Ebene der Hauptdichotomie von *„Oben“* und *„Unten“* nicht die bei Stefanie im Fokus stehende Trias von Unternehmer, Manager und Abteilungsleiter, sondern die *„Studierten“* findet, verweist auf die dörflich-ländliche Eingebundenheit von Michael, der 24 Jahre seines Lebens in einem sehr kleinen Dorf lebte und zudem in der *„Landjugend“* aktiv war. Sie hat eine Wertschätzung beruflich selbständiger, genügend Besitz und Vermögen voraussetzender Existenzformen zur Folge, was sich in dem von ihm gebildeten Selbständigenduo *„Landwirt“* und *„Unternehmer“* ausdrückt. Hinzu kommt ein tiefes Misstrauen gegenüber personifizierter Bildung, die schon dort eine Habachtstellung einnimmt, wo es um *„Versicherungsheinis“* und andere Personen geht, die im weissen Hemd agieren, und die sich bis zu den *„Studierten“* hin verlängert. Während es dem Landwirt mit Hauptschulabschluss ge-

lingt, seinen Betrieb gut zu führen, weil er weiss, worauf es ankommt, ist es bei dem nur theoretisch-akademisches Wissen besitzenden Manager nicht sichergestellt, dass er das ihm anvertraute Unternehmen mehr als ein Jahr über Wasser hält. Dass es die „Studierten“ so hart trifft, hängt also auch mit einer nicht explizit ausformulierten Theorie-Praxis-Dichotomie zusammen, die Michael T. sowohl als vom Land stammender Arbeiter wie als technisch versierter Betriebsschlosser nahe liegt.

Abschliessend sei noch der Grenzfall des 60jährigen Maschinenschlossers Norbert U. (Fall Nr. 104) dargestellt: Er wird 1947 geboren. Beide Eltern kommen aus bäuerlichen Familien und haben nur die Volksschule besucht. Während die Mutter im Angestelltenverhältnis bei einer Elektronikfirma „*Akkordlohnzeiten*“ ausrechnet, ist der Vater als Maschinenschlosser tätig, wobei die Erwerbstätigkeit des Ehepaars zu einem späteren Hausbau ausreicht. Norbert U. wächst in einem Dorf mit etwa 1.000 Einwohnern heran, in dem er auch noch heute ansässig ist. Während seine Schwester die Realschule besucht und danach Beamtin in einer grösseren Stadtverwaltung wird, macht Norbert U. nach der Hauptschule dieselbe Berufslehre wie sein Vater, und wird nach Abschluss der Lehre in einem Grossbetrieb mit etwa 900 Mitarbeitern als Maschinenschlosser tätig. Seine Firma fabriziert Verpackungs-, Portionier- und Kaffeeabfüllmaschinen für andere Unternehmen, und Norbert ist für den Aufbau und die Abnahme der Maschinen am Ort des Kunden zuständig. Norbert kommt schon früh „*selbständig auf Montage*“, Sprachkurse in Englisch und Französisch und eine innerbetriebliche Kurzausbildung als Elektriker gehören zu den Weiterbildungen, die er nach der Ausbildung zum Maschinenschlosser absolviert hat. Bei der Arbeit hat er viel Kontakt mit „*Ingenieuren .. wenn irgendwas nicht geht*“ und mit dem „*Abteilungsleiter*.“ Bedingt durch seine langjährige Berufserfahrung ist Norbert U. heute „*ein wandelndes Lexikon*“, eine Art „*Wissensträger*“ für Maschinen, für die es „*keine Ingenieure mehr*“ gibt. Als Selbstbezeichnung gibt er an: „*Arbeitnehmer ... Arbeiter. Besser Angestellter oder besserer .. überdimensionaler Arbeiter (lacht)*.“

Norbert U. war von 1975 bis 1993 mit einer „*Sekretärin*“ verheiratet, aus der Ehe gehen zwei Söhne hervor, wovon der eine studiert und der andere noch in Ausbildung ist. Er war früher im Musikverein aktiv, seine „*Nebenbeschäftigung und Ausgleich*“ ist ein Garten. Die Frage, ob sein Beruf ein ‚guter‘ Beruf sei, wird von ihm mit Blick auf die „*Lage Deutschlands*“ negativ beantwortet: „*Würde ich sagen: nein, das ist jetzt kein guter Beruf mehr. Weil unsere ganzen handwerklichen Arbeiten werden alle im Ausland in Zukunft gemacht. Und in Deutschland hat nur noch – sage ich, das ist meine Meinung – nur noch jemand eine Zukunft, der entweder Spitzenklasse ist, oder einen Beruf hat, der halt höher stehend ist. (...) Also mindestens Studium müsste er haben, oder gehobene Schulklasse, und dann eine Spitzenausbildung. (...) Praktisch hat man da .. die uns erhaltende Arbeit, oder was uns erhält, die unteren Klassen, da hat man die Arbeit weg getan. Oder nicht dafür gesorgt, dass da wieder was nachkommt.*“

Im Kartensortierspiel legt Norbert U. sechs Gruppen: Zuoberst steht der „*Sohn eines Unternehmers*“, die dazugehörige Karte enthielt die Informationen: „Zanner Victor, Schulabschluss: Abitur, Ausbildung: 4 Jahre Studium in Betriebswirtschaft, leitende Positionen in div. Firmen, Beruf: Unternehmer, Übernahme des elterlichen Betriebs mit mehr als 100 Angestellten.“ Zu dieser Karte sagt er: „*Das ist praktisch der Sohn eines Unternehmers, der eine gesicherte Lebensart vor sich hat, der kriegt ein Unternehmen vererbt. (...) Beruf ‚Sohn‘.*“ Bei der späteren Frage nach ihm sympathischen / unsympathischen Berufen verneint er, dass ihm jemand unsympathisch sei, und kommt nochmals auf diese Karte zurück, wobei er relativierend hinzufügt, der „*kann auch nichts dafür, dass er was geerbt hat.*“

Eine zweite Gruppe nennt er „*studierte Akademiker*“ (Hausarzt, Professor, Chemiker, Manager). Zu ihnen macht er keine weiteren Ausführungen, nur bei der Frage nach ihm sympathischen Gruppen heisst es, dass ihm neben den „*Arbeitnehmern*“ noch die sympathisch sind, „*die wo was geleistet haben, wie die studierten Akademiker, ja ..*“

Eine dritte Gruppe wird „*Zwischenklasse*“ (Rechtsanwalt, Ingenieur Maschinenbau, Ingenieur Informatik, selbständiger Steuerberater) genannt. Ein vermuteter Selbständigkeitsstatus im Gegensatz zu anderen akademischen Angestelltenberufen ist für diese Gruppe konstitutiv: „*Natürlich meistens selbständig und haben auch studiert. Sind auch wieder ein bisschen höher nach meiner . nach meinem Denken.*“

Die vierte Gruppe nennt er „*besser gestellte Arbeitnehmer*“ (Psychologin, Sozialarbeiterin, Grundschullehrerin, Journalistin, Abteilungsleiter, Versicherungsvertreter). Diese seien „*in der besseren Angestelltenlage (...) Das sind also bessere ...*“ Dann sagt er noch, er nehme an, „*dass die alle so ziemlich eine gewisse Bildung haben. Und dass sie halt doch besser dastehen wie ein Arbeitnehmer, ein normaler.*“

Die grosse fünfte Gruppe, die 21 Karten umfasst, wird von Norbert „*Arbeitnehmer*“ genannt (Kauffrau, Krankenschwester, Kindergärtnerin, Reisebüroangestellte, Postbote, Polizist, Landwirt, Automechaniker, Schweisser, Sanitärinstallateur, Dachdecker, Maurer, Zimmermann, LKW-Fahrer, Friseur, Tankwart, Putzfrau, Kassiererin, Malerin, Kellnerin, Müllabfuhrarbeiter). Für Norbert U. sind das „*lauter Arbeitnehmer, also lauter Leute, wo nicht so viel Verdienst haben.*“ Er hebt sowohl den arbeitslosen Zimmermann etwas heraus, „*muss Glück haben, wenn er wieder Arbeit bekommt*“, und den Landwirt, „*der ist vielleicht besser gestellt.*“ Insgesamt heisst es jedoch: „*Ansonsten würde ich sagen: die sind alle gleich. Der eine verdient ein bisschen mehr, der andere ein bisschen weniger, aber ... das sind Leute, wo unseren Staat erhalten, denen auch die ganzen Steuern abgezogen werden. Ja. Das sind die Leute, von denen unser Staat lebt.*“ Bei der Frage nach den im sympathischen / unsympathischen Gruppen, meint Norbert, dass ihm „*natürlich die Arbeitnehmer*“ sympathisch seien, er sei „*selber Arbeitnehmer.*“

Der sechste und letzte Stapel besteht nur aus einer Karte: „Hausfrau“. Dazu sagt er: „Hat keine Lehre, und sitzt praktisch zu Hause; nimmt am öffentlichen Verdient- oder öffentlichen Arbeitsleben nicht teil.“

Vergleicht man das von Norbert U. gelegte Kartenspiel mit dem der anderen Fälle, so weist es die stärksten Züge einer Gradierung durch (Aus-)Bildungsgrade auf. Es ist mit Ausnahme der Grossgruppe der „Arbeitnehmer“, in dem Hauptschüler ohne Ausbildung sowie Haupt- und Realschüler mit Lehre gemischt werden, konsistenter hierarchisch abgestuft gelegt als die anderen. Auf den ersten Blick sind Dichotomisierungen nicht zu erkennen, es dominiert vielmehr eine graduelle Schichtung der Gruppen. Diese Tendenz zur Graduierung geht bei ihm einher mit einer Teilsympathieerklärung gegenüber Leistung erbringenden Akademikern, und der im grossen Sammelbecken der „Arbeitnehmer“ zu beobachtenden Einebnung jeglicher Grenzlinie zwischen „white collar“ und „blue collar.“ Während Stefanie S. stark zwischen der wirtschaftlichen Führungsgruppe als „die Oberen“ und den „schwer Arbeitenden“ differenzierte, und bei den Akademikern danach sortierte, ob sie viel oder wenig arbeiten, und während bei Michael T. bereits Kaufleute „nichts“ sind und Studierende dann „Absahner“, zeigt das Kartenspiel von Norbert U. nahezu keine schroffen Abgrenzungen mehr. Man könnte dies bei ihm, der kurz vor dem Eintritt ins Rentenalter steht, mit einer altersbedingten Abgeklärtheit in Verbindung bringen, plausibler ist jedoch, ihn als Grenzfall eines Arbeiters zu begreifen. Formale Zuordnungen wie ländlicher Facharbeiter greifen bei ihm wenig, denn der mit dem Hausbau gegebenen Ansässigkeit korrespondiert eine qua Montagetätigkeit nach Europa und Osteuropa führende Mobilität mit entsprechenden Sprachkenntnissen, einer der Söhne studiert, und zwischen „weissen“ und „blauen Kragen“ zu unterscheiden, dafür besteht in mehr als einer Hinsicht keine Notwendigkeit für ihn: Schon seine Mutter war in der Lohnbuchhaltung tätig, seine Schwester wurde städtische Beamtin, und er selbst war mit einer Sekretärin verheiratet. (Nur bei etwa 25 % der Ehen der 1990er Jahre findet sich eine „cross-class-Konstellation“ zwischen Arbeitern und Angestellten; vgl. dazu Wirth 2000: 242ff.).

Norbert U. ist ein weltoffener, nicht lokalräumlich fixierter, aufstiegs- und bildungsorientierter Facharbeiter, dem im Laufe seines Berufslebens als Mechaniker im Verpackungsmaschinenbereich eine monopolartige Funktion als „Wissensträger“ früherer Maschinentypen zugewachsen ist, und der im Berufsalltag im ständigen kooperativen Austausch mit Ingenieuren und Abteilungsleitern steht. Während des Berufslebens entstand ein Sonderwissen, das es ihm durchaus erlaubt, sich humorvoll als „überdimensionalen Arbeiter“ zu bezeichnen. Die im Beruf und im Privaten erfahrene Einebnung der Differenz zwischen Angestellten und Arbeitern erklärt die Bildung der Grossgruppe der „Arbeitnehmer“, sie ist hier lebensgeschichtlich fundiert, und keine Übernahme einer ideologieverdächtigen Weltsicht.

Die Tendenz zur Graduierung erklärt sich demnach bei Norbert U. durch seinen Grenzfallstatus als aufstiegs- und bildungsorientiertem Facharbeiter, der bei der Ausübung seiner Tätigkeit nicht mehr auf sich als körperlich tätigen Arbeiter hinweisen muss, sondern sich als „Wissensträger“ bezeichnen kann. Dichotomisierungspotential aufweisende Partialabgrenzungen in der Wahrnehmung anderer Berufsgruppen finden sich jedoch. Zum einen in der Heraushebung des „Sohns eines Unternehmers“; die Reduktion dieser Karte auf den Sachverhalt „Beruf Sohn“ ist insofern bezeichnend, weil diese Karte auch einige leistungsbezogene Angaben wie Abitur, Studium der Betriebswirtschaft sowie leitende Positionen in diversen Firmen enthielt. Die damit gegebene Dichotomisierungsmöglichkeit anderer Berufsgruppen entlang des Schemas Leistung / Wenig Leistung wird jedoch nicht genutzt, und bei der Sympathiefrage lässt der Fall erkennen, dass ihm Leistung wie bei den „studierten Akademikern“ ein Wert ist. Insbesondere fehlt für eine abgrenzende Dichotomisierung das Gegenstück, nämlich die relationale Heraushebung der „Arbeitnehmer“ als einer Art herausgehobener Leistungsklasse. Eine besondere Betonung der eigenen Arbeit als körperliche Tätigkeit im Gegensatz zur geistigen Arbeit lässt sich bei ihm nicht nachweisen. Auch der ganze Vorstellungskomplex von der eigenen Arbeit als primärer, produktiver, wertschaffender Arbeit wird von Norbert U. nicht ins Feld geführt, so wie dies bei Stefanie S. der Fall war, bei der die kleinen Verkäufer das Geld machen, oder auch bei Michael T., der den Produzentenstolz gegenüber den Dienstleistern mit einer moralischen Skrupellosigkeitsunterstellung bei den Akademikern verband. Heraushebenswert als Leistung der „Arbeitnehmer“ ist für Norbert U., dass das die Leute sind, „von denen unser Staat lebt.“ Die Erhaltung des Staats durch Steuerzahlungen wird damit zur Primärleistung der Arbeitnehmer, es sind die monatlich ausgewiesenen und nicht unerheblichen Steuerabzüge auf dem Lohnauszug, die nun eine Art Arbeitnehmerbewusstsein schaffen.

4. Schluss

Nach dem gerade diskutierten Fallmaterial zu urteilen, hängt die Antwort auf die Frage, ob Arbeiter ein dichotomes oder gradiertes „Gesellschaftsbild“ äussern vom verwendeten Messverfahren ab. In ihren Schlussfolgerungen sind sowohl die Hüttenarbeiterstudie wie die Nachfolgeuntersuchungen mit Einschränkungen zu lesen. Die Dichotomie-These von Popitz et al. lässt sich in der überzogenen Ursprungsform der Existenz einer Zweiteilung aller relevanten Grossgruppen der Gesellschaft nicht halten, die Diskussion der Fälle aus der Explorationsstudie konnte jedoch zeigen, dass durchaus kleinformatigere Bezugsgruppendifferenzierungen existieren, die ausschnittshafte Entgegensetzungen in der denkenden Ordnung des sozialen Raums der Berufsgruppen erzeugen. Ursache für diese Abgrenzungen und Teildichotomisierungen ist das von Popitz et al. schon beschriebene „Leistungsbewusstsein“ der Arbeiter, das seinen Ausgangspunkt in einer mal mehr, mal weniger klaren Entgegensetzung von körperlicher und geistiger Arbeit hat, auf der aufbauend dann Prioritäts- und Produktivitätsvorstellungen von der eigenen Arbeit geäußert werden.

Der in den Nachfolgentersuchungen beschrittene Weg, dass „Gesellschaftsbild“ über eine offene Frage nach den Gruppen, Schichten oder Klassen der Gesellschaft zu erheben, blendet das „Leistungsbewusstsein“ der Arbeiter aus der Operationalisierung aus und konzentriert sich letztlich auf den Nachweis, wie viele Gruppen, Schichten, Klassen jeweils differenziert werden. Zwar hat man dann hier den Befund, dass (marxistische) Zweiklassenvorstellungen schon Ende der 1960er Jahre nur von etwa einem Viertel der Arbeiter geäußert wurden, und dieser Anteil dann in den Folgejahrzehnten weiter zurückgeht, aber letztlich bleibt auf Grund der unterschiedlichen Vorgehensweisen kein Rückbezug auf die Befunde bei Popitz et al. möglich. Hätten Popitz et al. damals den 600 Hüttenarbeitern dieselbe offene Frage nach den Gruppen, Schichten oder Klassen der Gesellschaft gestellt, so wären sie zu ähnlichen Ergebnissen in der Verteilung von dichotomen, trichotomen und polytomen Antworten gelangt wie die Folgeuntersuchungen.

Fünfzig Jahre nach Erscheinen der Hüttenarbeiterstudie die Diskussion dahingehend zu resümieren, dass sich das Gesellschaftsbild des Arbeiters von der Dichotomie zur Hierarchie bzw. Gradation gewandelt hat, ist in keiner Weise möglich, weil sowohl Popitz et al. wie die Nachfolgeuntersuchungen letztlich keine gesicherten Aussagen darüber zulassen, wie Arbeiter andere Berufsgruppen wahrnehmen und nach welchen Ordnungsprinzipien ihr „Gesellschaftsbild“ aufgebaut ist. Die Situation ist hier mehrfach unbefriedigend: Auf der theoretischen Ebene haben Popitz et al. mit der leichtfertigen und pseudoevidenten Rede vom ‚dichotomischen Gesellschaftsbild des Arbeiters‘ letztlich ein Arbeiterphantom geschaffen, eine Art Eingeborenen der deutschen Gesellschaft am Ende der 1950er Jahre, der angeblich dort in Zweiteilungen denkt, wo andere Sozialgruppen ein hierarchisches bzw. gradiertes Bild vom Aufbau der Gesellschaft haben. Empirisch wurde dieses dichotomische Denken aber nur durch zahlreiche Zufallsfunde belegt, die einen relativ unkonkreten Oben-Unten-Topos nachweisen, durch den sich Arbeiter im Alltag beiläufig von Unternehmern, Arbeitgebern bzw. dem ‚Kapital‘ abgrenzen. Die Nachfolgeuntersuchungen knüpften an die Scheinevidenz der Dichotomietheorie an, statt die Studie empirisch und analytisch zu rekonstruieren, und widerlegten mit dem Hinweis auf die geringe Verbreitung einer Zweiklassenvorstellung letztlich ein Phantom, anstatt sich wirklich die Mühe zu machen, die Klassifizierungspraxis von Arbeitern und anderen Berufsgruppen im Detail zu analysieren.

Eine solche Detailanalyse ermöglicht das Kartensortierspiel, mit ihm werden Ordnungsprinzipien und die Logik des Klassifizierens sichtbar. Auf der Basis von drei Fällen sind zwar Aussagen über die aktuelle numerische Verbreitung von Bezugsgruppendifferenzen nicht möglich, die an den diskutierten Fällen aufweisbaren Phänomene lassen es jedoch als sinnvoll erscheinen, weitere Analysen anzuschließen. Entsprechende Vorstellungskomplexe können auch da auftauchen, wo man sie zunächst gar nicht vermutet. So bestand etwa der Leiter eines grossen Einkaufszentrums eines bekannten Schweizer Detailhändlers (Fall Nr. 17) anlässlich des Kartensortierspiels darauf, alle Berufskarten von Akademikern separat

auf die Seite zu legen, und er begründete die Weigerung, sie in sein Gesellschaftsbild aufzunehmen mit dem Hinweis darauf, dass man „Häuptlinge“ nur bedingt benötige, und es „*einfach zuerst noch die Indianer, das gemeine Fussvolk, braucht*“: „*Wenn sie nur Häuptlinge haben, wenn, wenn, wenn hier ein Kehrcharbeiter streikt und, und all die Leute und Kassierinnen und, und, und, da, da geht nichts mehr.*“ Von dieser Vorstellung einer Art Primärproduktivität der hart arbeitenden Bevölkerung affiziert, gestand er dann anlässlich der Frage nach seinem Lieblingsrestaurant, er bevorzuge ein Restaurant, wo er „*auch nach Feierabend mit der Krawatte*“ eintreten könne, ohne „*angepöbelt*“ zu werden, „*weil jetzt dieser faule Sack mit der Krawatte kommt.*“ Aber abends beim Nachhausekommen sagen zu können: „*Ich habe das gemacht und habe das gemacht*“, das wäre manchmal befriedigender „*anstatt*“ zu sagen: „*Ich war an einer Sitzung oder habe ein Papier kreiert.*“ Der Fall ist als Zentrumsleiter für 160 Personen verantwortlich, aber kein Manager mit einem Betriebswirtschaftsstudium als Hintergrund. Er hat als Sohn eines Druckers nach dem Besuch der Sekundarschule eine Ausbildung als Detailhandelsangestellter durchlaufen, mehrere Filialen geleitet, und hat vom Arbeitgeber initiierte Weiterbildungsseminare besucht. Es ist also die interne Rekrutierung von der bodenständigen Basis, durch die sich seine Skepsis gegenüber der eigenen unkonkreten Sitzungs- und Schreibtischtätigkeit erklärt.

50 Jahre nach Erscheinen der Hüttenarbeiterstudie scheint es sinnvoller, die Anstrengungen nicht auf bezifferbare Aussagen über einen unkonkreten Oben-Unten-Topos auszurichten, sondern die dahinter liegenden Vorstellungskomplexe des Leistungsbewusstseins und die damit verbundenen Produktivitäts- und Prioritätsvorstellungen detailliert zu analysieren. Angesichts von im Jahr 2000 64 % Erwerbstätigen im tertiären Dienstleistungssektor gegenüber nur 34 % Erwerbstätigen im sekundären Sektor (Geissler 2002: 199), überraschen etwa die vehementen Vorbehalte gegenüber den „*Dienstleistern*“ und „*Kaufleuten.*“ Auch die scharfen Abgrenzungen gegenüber den „*Studierten*“ als „*Absahner*“ oder wirtschaftliche Führungskräfte erscheinen wenig realitätsgerecht angesichts der Tatsache, dass der Wandel hin zu einer Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft deutliche Gewichtsverlagerungen in der Grossgruppenstruktur der Gesellschaft erzeugt hat. Die Volkszählungsdaten für die Schweiz belegen, dass in einem Zeitraum von nur zwanzig Jahren die ‚bildungsreichen‘ sozio-professionellen Gruppen des akademischen und semi-akademischen Sektors von 20 % (1980) auf 38 % der Erwerbstätigen im Jahr 2000 zunahmen, während die ‚bildungsarme‘ Gruppe der „*Unqualifizierten*“ von 29 % (1980) auf 13,5 % (2000) abnahm (Stamm / Lamprecht 2005: 56. Für Deutschland steht nur die Zahlenreihe von 1964 noch 63 % und 2000 18 % Ungelernten zu Verfügung. Vgl. Geissler 2002: 339). Abgesehen von dem Grenzfall des „*Wissensträgers*“ Norbert U. haben alle übrigen Fälle sichtlich Mühe, so etwas wie die Existenz wirtschaftlicher, geistiger und wissenschaftlicher Leistungen anzuerkennen, obwohl sie alle inmitten einer Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft leben.

Analysen der gegenseitigen Wahrnehmung von Berufsgruppen können die Fortexistenz wenig zeitgemässer Primärproduktivitätsvorstellungen trotz vollzogenen Strukturwandels offen legen, sie können Hinweise auf „Klassifizierungskämpfe“ (Bourdieu) zwischen Gewinnern und Verlierern im Prozess der Etablierung der Bildungs-, Qualifikations- und Wissensgesellschaft geben, und mit ihrem Fokus auf den „alltäglichen Klassenkampf“ wechselseitiger Abgrenzung und Infragestellung geben sie Aufschluss über einen gesellschaftlichen Integrationshaushalt, der durch habituelle Cleavages, mentale Segregationen und affektive Abkapelungen zwischen den Sozialgruppen geprägt ist.

II.3. Gesellschaftsbilder von Unqualifizierten und MigrantInnen

Bisher wurden Gesellschaftsbilder von Arbeitern und Arbeiterinnen behandelt, die einen Standardlehraabschluss hatten. Was noch fehlt sind zum einen Gesellschaftsbilder von Personen, die keine Lehrqualifikation aufweisen. Zum anderen beschränkte sich die Analyse bisher auf Deutsche resp. Schweizer, und sparte aus, dass wenig qualifizierte Arbeit oft von MigrantInnen ausgeübt wird. Unsere Analyse beginnt mit der Vorstellung von Sofie, einer heute 60 Jahre alten Serviceangestellten, die ohne einen Lehraabschluss arbeitet, und dem heute 24 Jahre alten Gelegenheitsarbeiter Kevin, der sich als Unqualifizierter von einem Temporärjob zum nächsten hangelt. Im Anschluss daran wird das Gesellschaftsbild von Alena behandelt; sie stammt aus Ex-Jugoslawien und ist als Verkäuferin tätig. Am Schluss wird der als Sohn vietnamesischer MigrantInnen geborene Minh vorgestellt, der als Servicefachangestellter arbeitet.

Für die nachfolgenden Analysen werden wir eine klassische Oben-Unten-Dichotomie als kontrastierenden Bezugspunkt wählen: Denken Unqualifizierte ähnlich dem Muster von primärproduktivem „Unten“ und unproduktivem „Oben“? Was tritt an die Stelle der Dichotomievorstellung der Arbeiter? Warum ist es Unqualifizierten nicht möglich, ihr Gesellschaftsbild in einer einfachen Oben-Unten-Schematisierung aufgehen zu lassen?

Die Servicemitarbeiterin Sofie

(Fall Nr. 09) Sofie wird 1948 in einem grossen Dorf geboren, sie ist heute 60 Jahre alt. Die Mutter (*1916) stammt aus einer Dachdeckerfamilie und wird nach dem Besuch der obligatorischen Schule nicht berufstätig und bringt sechs Kinder auf die Welt. Der Vater (*1911) kommt aus einer Landwirtsfamilie und ist gelernter Landwirt. Später wird der Hof verkauft und er wird Fabrikarbeiter. Die Geschwister von Sofie sind als Elektromechaniker, Fernmeldetechniker, Postbeamte, kaufmännische Angestellte und Verkäuferinnen tätig.

Sofie besucht bis zum 16. Lebensjahr die Primarschule. Sie ist „viel krank“, weshalb sie sie „nicht in die Sekundarschule lassen“ wollen. Sofie gibt an, „Tb“ zu haben, wobei ihr die Krankheit einen „Strich durch die Rechnung gemacht“ hat: „Schon in der Schulzeit. In unserem Dorf gab es keine Sek/undarschule/, und dann hat mir der Lehrer das ausgedreht

mit dem Velo ins andere Dorf. Wenn ich fehlen würde eine Woche oder zwei, dann würde ich nicht mehr nachkommen.“

Befragt nach ihrem Berufswunsch nach dem Schulabschluss gibt Sofie „Hebamme“ an, was „ohne Sekundarschule leider nicht“ geht. Im Anschluss an die obligatorische Schulzeit fügt sie ein „Kochlehrjahr“ an, „jedoch ohne Abschluss.“ Nach dem Kochlehrjahr wechselt sie für zwei Jahre in eine Druckerei und beginnt danach mit etwa 19 Jahren im Service zu arbeiten. Mit etwa 23 Jahren ist Sofie für zwei Jahre nicht erwerbstätig, da sie erneut erkrankt. Sofie spricht von einem Schilddrüsenkrebs, der mit Bestrahlungen behandelt wird. Danach hat sie „immer gearbeitet.“ 1991 (41. Lj.) heiratet sie einen Koch und Hotelier, mit dem sie im Anschluss daran für zehn Jahre zusammen ein Restaurant führt. Mittlerweile ist ihr Ehemann pensioniert, das Restaurant wurde offenbar verkauft. Auf die Frage, was beiden im Moment an Bruttohaushaltseinkommen zur Verfügung steht, nennt Sofie 4.000 Fr. Einkommen, aber das würde „nicht reichen“, beide „leben vom Ersparnen“.

Sofie arbeitet seit 2003 (55. Lj.) wieder halbtags als Serviceangestellte. Das Café wird von zehn Leuten betrieben, die alle ausser der Chefin Teilzeit angestellt sind. Das Lokal ist Teil einer AG mit weiteren Restaurants und etwa 300 Angestellten.

Sofie fängt erst um 14 Uhr zu arbeiten an, und isst mittags zu Hause. Ihre Freizeit verbringt sie meist mit ihrem Mann, aber auch mit Freunden. Diese machen beruflich „Verschiedenes, aber einige sind auch im Gastgewerbe.“ An guten FreundInnen nennt sie fünf Frauen und einen Mann, mit ihnen trifft sie sich meist jede Woche. Sofie ist nicht Mitglied in Vereinen, was damit zusammenhängt, dass die Abendschichten im Service dies nicht zulassen. Sie wäre damals „vielleicht auch gerne“ in eine „Trachtengruppe“ oder „in einen Chor“ singen gegangen, aber das sei wegen der Arbeitszeiten „eben nicht gegangen“, und jetzt möge sie „nicht mehr.“ „Sport“ erwähnt sie bei der Frage nach den Vereinen, bei denen sie sich nicht vorstellen kann, Mitglied zu sein.

Sofie wohnt mit ihrem Mann in einer mittelgrossen Stadt in der Romandie in einem Block mit Eigentumswohnungen. Das Quartier ist im Stadtzentrum gelegen, sie lebt schon seit dreissig Jahren dort, jedoch in verschiedenen Wohnungen. Zur Nachbarschaft hat sie keinen „sehr festen“ aber „guten Kontakt“. Sie kennt fünf Nachbarn persönlich mit Namen, mit zwei von ihnen führt sie gelegentlich Gespräche.

Sofie verneint die Frage, ob der von ihr ausgeübte Beruf ein „guter Beruf“ sei: „Nein, es ist nicht so ein guter Beruf. Wenn ich zurück könnte, würde ich das nicht mehr machen.“ Mit Blick auf die Zukunft ihres Berufs sagt sie, es sei „gar kein sicherer Beruf, nein. Im Gegenteil, sehr unsicher, weil in ein paar Jahren gibt es nur noch Selbstbedienung. Nehme ich an. So in 15, 20 Jahren. Also Serviertochter, das ist keine Zukunft.“ Bei der Abschlussfrage da-

nach, welche Umstände und Ereignisse ihren Lebensverlauf stark bestimmt haben, betont sie, dass ihre zweimalige Erkrankung – als Kind Tbc und als 23-jährige Schilddrüsenkrebs – ihr „schon einen Strich durch die Rechnung gemacht hat.“ Resümierend heisst es dazu: „Weißt du, wenn du mal so krank gewesen bist, dann bist froh, wenn du lebst und gesund bist und der Rest ist eigentlich gar nicht so wichtig.“

Eine weitere zurückschauende Frage auf das gesamte Berufs- und Arbeitsleben, bei dem sie aus heutiger Sicht charakterisieren soll, wie es sich entwickelt hat, beantwortet sie mit folgenden Sätzen: „Ja, ich hab’s immer genommen, wie es gekommen ist. Weißt du, wenn du nicht zu fest nachdenkst und so, dann gehen immer wieder Türen auf irgendwo. Irgendwie hat man manchmal eine Bauernschläue. Ich weiss nicht, durch Bauernschläue bin ich durchs Leben gekommen, gut und habe es genossen. Also, ich bin jetzt geputzt und gekämmt ohne zu lernen, aber das ist vielleicht auch Zufall. Ja, ich habe es gut jetzt.“

Bezeichnung	Berufe
Es muss es geben	Unternehmer (Matura, 4 Jahre Studium, leitende Positionen in Betrieben, Übernahme elterl. Betrieb) Manager (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation) Abteilungsleiter (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsprüfung Detailhandelsspezialist)
Schriftgelehrte Leute	Professor für Privatrecht (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation, Habilitation) Rechtsanwalt (Matura, 4 Jahre Studium, 1 Jahr Prakt.) Ingenieur FH Informatik (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) Ingenieur FH Maschinenbau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) Journalistin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Selbst. Steuerberater (Sekundarstufe, 3 Jahre FH)
Höhere Berufe	Hausarzt (Matura, 6 Jahre Studium, Dissertation) Chemiker (Matura, 4,5 Jahre Studium, 3 Jahre Diss.) Psychologin (Matura, 5 Jahre Studium) Sozialarbeiterin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Krankenschwester (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre)
Vorübergehende Berufe	Postbote (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Detailhandelsangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Reisebüroangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre)
Notwendigkeit	Selbst. Landwirt (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre)

	Automechaniker (Realstufe, 4 Jahre Lehre)
Normale Berufe	Primarlehrerin (Sekundarstufe, 5 Jahre Seminar) Kindergärtnerin (Sekundarstufe, 3 Jahre Seminar) Coiffeuse (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Kassiererin (Realstufe, ohne Ausbildung)
Buezer	Versicherungsvertreter (Sekundarstufe, KV-Lehre) Polizist (Realstufe, 3 Jahre Lehre, 30 Wochen Polizeischule) Dachdecker (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Maurer (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Sanitärinstallateur (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Lastwagenchauffeur (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Maler (Realstufe, ohne Ausbildung) Tankwart (Realstufe, ohne Ausbildung) Kehrriichtabfuhrarbeiter (Realstufe, ohne Ausbildung) Schweisser (Realstufe, ohne Ausbildung)
Die die Möglichkeit nicht hatten, man weiss nicht wieso	Hausfrau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Verkäuferin Zimmermann (Realstufe, 3 Jahre Lehre, arbeitslos) Putzfrau (Realstufe, ohne Ausbildung) Serviertochter (Realstufe, ohne Ausbildung)

Der Beginn des Kartensortierspiels war bei Sofie zunächst durch Zögern und Nachfragen bestimmt, da sie „nicht ganz verstanden“ hatte, was sie tun sollte. Nach einer nochmaligen Erläuterung begann sie jedoch die Karten zu ordnen, wobei sie laut dachte. Schlussendlich legte sie acht Gruppen in der dargestellten Rangordnung:

Die oberste Gruppe kommentierte sie mit folgenden Worten: „Abteilung Verkaufsgeschäft, Manager, 100 Angestellte. Ja, ja, der muss schon etwas können, wenn er 100 Leute hat, Manager, Abteilungsleiter. Zu denen würde ich sagen: ‚Es muss es auch geben‘, sonst haben wir keine Arbeit. Wie ich es sonst formulieren soll, weiss ich auch nicht. Es muss es geben, eben, so Arbeitgeber.“ An anderer Stelle gibt sie noch an, dass ihr „Manager vor allem sehr unsympathisch“ sind.

Die Arbeitgeber werden von den „Schriftgelehrten“ gefolgt: „Anwalt, Steuerberater, Maschinenbau FH, Ingenieur Informatik, Rechtsanwalt. Wie soll ich zu denen sagen? Gelernte Leute, schriftgelehrte Leute. Wie früher in der Bibel die Schriftgelehrten (lacht). Theoretiker, ja, so in der Art.“

Zur dritten Gruppe sagt Sofie nicht viel: „Das sind schon supérieur, supérieur Berufe, wie sagt man das? Hoch, so ‚höhere Berufe.‘“

Reisebüroangestellte, Detailhandelsangestellte und Postbote werden im Interview schliesslich als „vorübergehende Berufe“ bezeichnet: „Dann die da. Die sind weder theoretisch noch praktisch veranlagt, würde ich sagen. Denen würde ich sagen, es sind ein wenig ‚fuli Cheibe‘, darf man aber nicht gerade sagen, oder?“ Darauf entgegnet die Interviewerin: „Du kannst das schon sagen.“ Worauf dann Sofie meint: „Nein, öhhh, ihr nehmt das ja auf, oh Maria. Also das da, würde ich sagen, sind so ‚vorübergehende Berufe‘, wie soll ich sagen. Also sehr wahrscheinlich wechselt man dann wieder. Wenn man etwas anderes finden würde, würde man wechseln, aber man macht das en attendant, bis man etwas Besseres findet.“

In der Rangreihe folgen dann Landwirt und Automechaniker als eigene Gruppe: „Automech/aniker/, und der Landwirt braucht auch so Maschinenkenntnisse. Dem würde ich sagen, haben wir unbedingt nötig. Es ist wichtig. Grundnahrung vom Landwirt und Mobilität vom Automech/aniker/. Ohne Auto kommt man nirgends mehr hin. Dann muss ich dem noch einen Titel geben. Also ‚Notwendigkeit‘ sage ich dem, ich weiss ja nicht genau, was ihr erwartet, wie man dem sagen könnte.“

Zu den „normalen Berufen“ hat Sofie am wenigstens ausgeführt. Diese Benennung wurde im unmittelbaren Anschluss an die Aufforderung der Interviewerin gebildet, jeder der Gruppen einen Namen zu geben. Sofie nahm daraufhin die erwähnte Gruppe in die Hand: „Wie könnte man diese bezeichnen? Ja, so normale, normale Berufe.“

Auch für die zahlenmässig grösste Gruppe der Arbeiter/Buezer heisst es nur lapidar: „Und das da wären dann die ‚Buezer““. Aus dem Rahmen fiel die Zuordnung der Versicherungsvertreter zu den Buezern, was die Interviewerin veranlasste, folgende Frage zu stellen: „Also ich würde noch gerne wissen, warum du den Versicherungsvertreter zu den Buezern getan hast“: „Das ist ein Buezer. Einer, der Versicherungen macht, meistens hat der schon alles gemacht, und dann geht er noch zu den Versicherungen. Mit ein bisschen Weiterbildung und Kursen gehen sie zur Versicherung und hängen den anderen Leuten das Zeugs an. So sehe ich das. Er ist schon ein Buezer. Eben wegen dem. Ich kenne gerade ein paar, die Versicherungen machen. Die waren ganz normale Buezer vorher, und dann wurde ihnen das zuviel und sie dachten, gehen wir doch zur Versicherung, da ist man schön angezogen und kann den Leuten etwas anhängen. Aber im Prinzip sind sie, nicht alle, auch Buezer.“

Die letzte Gruppe, die aus den Karten arbeitsloser Zimmermann, Hausfrau, Putzfrau und Serviertochter besteht, klassifiziert Sofie in mehreren Anläufen: „Und die da, sind schon dann die, die nicht gerne gut tun, die Taugenichtse. Nein /lacht/, nicht gerade so. Die, die nicht so gerne arbeiten, würde ich sagen.“ Daraufhin wiederholt die Interviewerin: „Die, die nicht so gern arbeiten.“ Sofie führt dann weiter aus: „Nein, es ist vielleicht ein bisschen frech. Eher die, die die possibilité nicht haben. Die einfach nichts gelernt haben. Ja einfach

die, die die Möglichkeit nicht hatten, durch man weiss nicht wieso. Durch die Intelligenz oder die Verhältnisse von zu Hause, wie sie aufgewachsen sind, meine ich.“

Anders als bei den Arbeitern, bei denen die Dichotomisierung zwischen unproduktivem 'Oben' und produktiv tätigem 'Unten' eine Rolle spielt, fehlt eine solche bei der Serviceangestellten Sofie. Sicher hat sie eine Obergruppe von Unternehmer, Manager und Abteilungsleiter gebildet, der sie keine grosse Sympathie entgegenbringt, aber dieser Block von Arbeitgebern wird nicht wie in der Oben-Unten-Dichotomie dadurch als überflüssig betrachtet, in dem auf der Primärproduktivität der eigenen Arbeit beharrt wird, sondern Sofie betont zum einen, dass man in diesen Berufen was „Können“ muss, und zum anderen hebt sie diese Gruppe in die Sphäre funktionaler Unentbehrlichkeit. Unternehmer und Manager „muss es auch geben, sonst haben wir keine Arbeit“, sie werden also zu Arbeitsbeschaffern, zu „Arbeitgebern“ im genuinen Sinne des Wortes.

Ähnlich dem altständischen Prototyp eines funktionalen Gesellschaftsbildes, wie es einmal in der Trias von Lehr-, Wehr- und Nährstand existierte, zeigen Sofies weitere Gruppenbenennungen mehrmals Anklänge an ein funktionales Schema: Einmal belegt sie eine Teilgruppe von akademischen Berufen mit der archaischen Formel der „schriftgelehrten Leute“, so als ob man es im Gegensatz zu Arbeitern und Unqualifizierten hier mit einer unerreichten Form der Beherrschung von Wort und Schrift zu tun habe. Und dann existiert zudem die Grossgruppenklassifizierung „Notwendigkeit“, zu der sie zum einen den Landwirt zählt, der faktisch als Nährstand für die „Grundnahrung“ zuständig ist, und zum anderen den „Automechaniker“, der ebenfalls „unbedingt nötig“ ist, denn „ohne Auto kommt man nirgends mehr hin.“

Abweichend von einer idealtypischen Oben-Unten-Dichotomie ist im Gesellschaftsbild von Sofie zudem, dass die einzelnen Berufe mit manuell bestimmter Tätigkeit nicht eine einzige Grossgruppe bilden, sondern eine Trennung zwischen Arbeitern mit Standardlehrabschluss und unqualifizierten Arbeitern vorgenommen wird, da auf die Grossgruppe der „Buezer“ diejenigen folgen, „die die Möglichkeit nicht hatten.“ Formal ist die Trennung zwischen Lehrabschluss und Unqualifizierten nicht vollständig korrekt durchgeführt, zu den „Buezern“ wurden nämlich auch Unqualifizierte gezählt (Maler, Tankwart, Schweisser, Kehrrichtabfuhrarbeiter), und bei jenen, „die die Möglichkeit nicht hatten“, haben auch zwei eine Lehre, nämlich die Hausfrau und der arbeitslose Zimmermann. Trotz dieser Unstimmigkeiten lässt sich jedoch festhalten, dass Sofie etwas daran liegt, unter den Arbeitern und Arbeiterinnen eine Differenzierung nach zwei Gruppen vorzunehmen, die die Tatsache reflektiert, dass sie selbst keine ordentliche Lehre durchlaufen sondern nur ein Kochlehrjahr ohne Abschluss vorzuweisen hat, und Zeit ihres Lebens als unqualifizierte „Serviertochter“ arbeitete.

Sofie nimmt mehrere Anläufe, um diese Gruppe der Unqualifizierten näher zu bestimmen. Zunächst sind es für sie nur „Taugenichtse.“ Insofern sie darunter Personen versteht, „die nicht gerne gut tun“, wäre das also ein Personenkreis, der willentlich von der Norm abweicht, eine Berufsausbildung zu machen. Zunächst erscheint der Gruppe eine Art Charakterdefizit eigen, es sind jene, die ‚über die Strenge geschlagen‘ haben. Auch im zweiten Anlauf wird noch mit intentionalen Zurechnungen und moralischem Zeigefinger gearbeitet. Die nun gewählte Formel, das seien jene, die „nicht so gerne arbeiten“ macht aber offenkundig wenig Sinn hinsichtlich der Tätigkeit selbst, zumal man als Putzfrau, Serviertochter, Hausfrau oder Zimmermann zupacken und sich verausgaben muss. Die Zuschreibung „nicht gerne arbeiten“ bezieht sich mehr auf die Bildungs- und Ausbildungsanstrengungen späterer Serviertöchter, Putzfrauen und Hausfrauen, womit in etwa die Vorstellung verbunden sein muss, bspw. handle es sich bei einer Putzfrau um eine Person, die die Anstrengungen scheute, eine ordentliche Berufslehre zu machen.

So wie bei Sozialhilfebezug oder Arbeitslosigkeit teilweise in populistischen Debatten vorausgesetzt wird, dass man es mit ‚faulen‘ Arbeitslosen resp. Sozialhilfemissbrauch zu tun habe, wählt Sofie im zweiten Anlauf eine ähnliche Charakterisierung von Unqualifizierten, insofern deren berufliche Positionierung am unteren Ende der gesellschaftlichen Statushierarchie intentional als mangelnde Leistung zugerechnet wird. Im dritten und definitiven Klassifizierungsversuch rückt Sofie jedoch von dieser stammtischnahen Charakterisierung ab, und bringt ihre eigene Lebensgeschichte in Anschlag, die dadurch geprägt ist, dass eine Erkrankung in der Kindheit es ihr verunmöglichte, eine weiterführende Schule zu besuchen. Unqualifiziert ist man ihrer Meinung nach, weil man die „Möglichkeit nicht hatte“, sei es wegen der „Verhältnisse von zu Hause“ oder „durch die Intelligenz.“ Unqualifiziert ist man nicht, weil man zu faul oder arbeitsunwillig war, sondern es hat damit zu tun, dass man unter ungünstigen Verhältnissen aufwuchs, wo sich etwa gerade die Eltern scheiden liessen oder ein kritisches Lebensereignis wie eine Krankheit einem in der Lebensplanung tangierte.

Nach der bisherigen Rekonstruktion von Sofies Gesellschaftsbild zu urteilen, existieren zwei Differenzen ihres Gesellschaftsbildes als Unqualifizierte in Absetzung zur Oben-Unten-Dichotomie eines Arbeiters. Erstens erscheinen hier Unternehmer und Manager funktional notwendig und keine unproduktive Tätigkeit ausübend, zum anderen fehlt eine solidarische, qualifizierte wie unqualifizierte Berufe gleichermassen einschliessende Grossgruppe von ‚Arbeitern‘, ‚kleinen Leuten‘ etc., und stattdessen wird zwischen den Arbeitern mit Standardlehraabschluss und Unqualifizierten getrennt. Dies bedeutet nun aber nicht, dass in Sofies Gesellschaftsbild überhaupt keine Reminiszenzen an eine Dichotomievorstellung mehr auftauchen: Bevor sie in einem zweiten Anlauf Reisebüroangestellte, Detailhandelsangestellte und Postbote als „vorübergehende Berufe“ klassifiziert, sind es für sie zunächst „ein wenig ‚fuli Cheibe.“ Es scheint das Fehlen einer körperlich bestimmten Tätigkeit zu sein, dass Sofie im Falle von Reisebüroangestellten und Detailhandelsangestellten dazu veranlasst, von

„faulen Kerlen“ auszugehen. Damit liegt aber eine Primärproduktivitätsvorstellung vor, die bei Angestelltentätigkeiten bezweifelt, ob hier wirklich gearbeitet wird.

Eine zweite Reminiszenz offenbaren ihre Ausführungen zu den Versicherungsvertretern, die im Anschluss an die Frage der Interviewerin folgen, warum sie diese den „Buezern“ zuordnete. Für Sofie sind Versicherungsvertreter ehemalige Arbeiter, denen die Mühe und Plackerei „zuviel“ wurde, und die nach „ein bisschen Weiterbildung und Kursen“ zur Versicherung gingen, wo sie „schön angezogen“ waren und „den Leuten etwas anhängen“ konnten. Das Versicherungsvertreterdasein ist in ihren Augen eine Art Anmassung von ehemaligen Arbeitern, die nicht mehr richtig körperlich arbeiten wollen, zudem scheint der Beruf kein wirklich notwendiger und produktiver Beruf zu sein, denn den Leuten wird nur etwas angedreht („angehängt“).

Der Gelegenheitsarbeiter Kevin

(Fall Nr. 61) Kevin wird 1983 geboren, er ist heute 24 Jahre alt. Seine Mutter (*1963) ist die Tochter eines Matrosen und stammt aus Österreich, wo sie die obligatorische Schulzeit absolviert und eine Lehre gemacht hat. Was für eine Lehre, das weiss Kevin „nicht genau, aber irgendwas mit Foto, Laborantin oder Assistentin ... hat mich nie richtig interessiert.“ Nach ihrem Wechsel in die Schweiz mit 19, 20 Jahren ist sie „immer berufstätig gewesen, aber 50 %“, zunächst im Service, dann als Putzfrau und Haushälterin. Bezüglich seines Vaters fühlt sich Kevin bei der Frage nach dem Geburtsdatum „überfragt.“ Die Eltern haben sich im ersten Lebensjahr von Kevin scheiden lassen, er hat er mit acht, neun Jahren erfahren, dass er einen anderen Vater als die Geschwister hat, und er hat „nach 17, 18“ von ihm ausgehend eine Beziehung zu seinem Vater aufgebaut. In den ersten 16 Lebensjahren hat Kevin von seinem Vater zwei Geschenke erhalten, eine Videokassette mit einem Kinderfilm und „ein Töffli.“ Der Grossvater väterlicherseits hat als „Bauberufler“ angefangen und hat später „einfach seine Spunten gehabt.“ Über den Vater berichtet er, dass er zunächst als „Maler, Gipser, Verputzer“ arbeitete, dann als Koch in der Kneipe seines Vaters ausgeholfen hat, und dass er als Legastheniker und von einem Lungenleiden betroffen seit längerer Zeit „von der IV“ lebt.

Kevin wächst mit drei Halbgeschwistern auf. Die älteste Schwester hat sich gerade von der Familie getrennt und hat „einen Bürolisten genommen als Freund“, Kevin weiss nicht, ob sie schon verheiratet ist oder ob sie die Matura oder die Wirtschaftsmittelschule abgeschlossen hat. Ein weiterer Bruder hat eine Lehre als „Maschinenbauer“ angefangen. Die jüngste Schwester hat eine zweifache Wirbelsäulenverkrümmung und bezieht eine IV-Rente.

Bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr berichtet er von mehreren Umzügen in seinem Geburtsort in Sankt Gallen und zwei späteren Kantonswechselln. Kevin hat diese Umzüge als „übelst“ empfunden, „weil der Schulstoff kantonal geregelt ist.“ Bei der Abschlussfrage da-

nach, welche Ereignisse seinen Lebensverlauf besonders stark beeinflusst haben, werden die „Schulwechsel“ erneut erwähnt. Als stossend empfindet er dabei, immer wieder neue kollegiale Beziehungen aufzubauen, und nach einem Jahr, wenn man seine Mitschüler langsam kennen gelernt hat, „wieder verreisen“ zu müssen. Kevin macht einen „normalen Sekundarschulabschluss“, die Schule hat ihn „eigentlich nie richtig interessiert.“ Er sagt von sich, in der Schule „mittelmässig“ gewesen zu sein. Kevin gibt an „selten Hausaufgaben“ gemacht zu haben. Am Schluss hat er einen Notendurchschnitt von „4,4.“

Mit dem Abschluss der Schule weiss er nicht, was er werden will. Über die Mutter bekommt er eine Lehre als Schreiner vermittelt. Nach eineinhalb Jahren wird ihm die Lehre dann „gekündigt.“ Sein Arbeitgeber meint, „das sei nicht ein Beruf für (ihn), jetzt vom Handwerkerlichen her gesehen und wegen dem Schulischen.“ Durch den Berufsschullehrer übergibt er Kevin „in eine andere Bude“. „Aber durch dass ich denn so fertig gemacht worden bin, habe ich denn das Angebot nicht angenommen.“ Kevin gibt noch an, einmal „ein Informatikding angefangen“ gehabt zu haben, dass er dann aber auch abgebrochen hat, zudem hat er sich der Aufnahmeprüfung an der Wirtschaftsmittelschule unterzogen, hat diese aber nicht geschafft wegen Französisch.

Kevin wird nach dem Abbruch der Lehre „über den Freund der Mutter“ für vier Monate im Metallbau tätig, dann bekommt er einen Temporäreinsatz als Dachdecker und im Gerüstebau für fünf Monate, die nächsten acht Monate ist er im Gartenbau tätig. Hinzukommen kurze Aufträge für zwei Wochen als Maler, Maurer etc. Nun wartet er „wieder auf den nächsten Job“, er ist seit einer Woche arbeitslos. Vorher war er für zwei Wochen bei einer Zügel-firma angestellt, und zuvor hat er zwei Monate lang bei einer Firma für Metalldeckenbau Wandelemente montiert für einen Grossauftrag, der für den Flughafen Dubai bestimmt war.

Eine feste Anstellung würde sich Kevin schon wünschen, „aber es ist mühsam etwas Festes zu finden, weil entweder verlangen sie die Autoprüfung, damit du alleine auf die Baustelle kannst, oder sie verlangen die Lehre. Das muss ich schon mal schauen, dass ich mal die Autoprüfung zumindest mache.“

Kevin verdient etwa drei bis dreieinhalbtausend Franken Brutto, aber durch das Betriebsamt werden ihm Abzüge gemacht, so dass er mit 2300 Fr. auskommen muss.

Am Wochenende ist er „meistens zu Hause“, Kevin geht „nicht viel“ in den Ausgang. Er begründet diese Zurückhaltung wegen des Ausgangs mit Erlebnissen aus seiner Kindheit. Seit ihn sein Vater mit in die „Spunten“ genommen hat, sei er „eigentlich gar nicht der Typ dafür.“ Er ist seit Jahren in einer Handballmannschaft aktiv und spielt „in letzter Zeit etwa drei-, viermal Poker in der Woche.“ Kevin nennt sich „spiel- und sportsüchtig: wenn du mich anrufst, ist Basketball, komme ich, wenn mir anrufst ist Unihockey, komme ich, Fussball

ich komme.“ Insgesamt schildert er sich aber als Person, „die den Kontakt nicht sucht“, zu seinen Nachbarn hat er „nicht so Kontakt.“

Bezeichnung	Berufe
Frauenberuf	Hausfrau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre Verkäuferin) Putzfrau (Realstufe, ohne Ausbildung) Coiffeuse (Realstufe, 3 Jahre Lehre)
Lehrer	Primarlehrerin (Sekundarstufe, 5 Jahre Seminar) Kindergärtnerin (Sekundarstufe, 3 Jahre Seminar)
Medikamente	Hausarzt (Matura, 6 Jahre Studium, Dissertation) Krankenschwester (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Psychologin (Matura, 5 Jahre Studium) Chemiker (Matura, 4,5 Jahre Studium, 3 Jahre Diss.)
Handwerkliche Berufe	Maler (Realstufe, ohne Ausbildung) Schweisser (Realstufe, ohne Ausbildung) Zimmermann (Realstufe, 3 Jahre Lehre, arbeitslos) Dachdecker (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Maurer (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Sanitärinstallateur (Realstufe, 3 Jahre Lehre)
Berufe mit Autos	Tankwart (Realstufe, ohne Ausbildung) Automechaniker (Realstufe, 4 Jahre Lehre) Lastwagenchauffeur (Realstufe, 3 Jahre Lehre)
Einfache Berufe ohne grosse Schulabschlüsse	Serviertochter (Realstufe, ohne Ausbildung) Kehrichtabfuhrarbeiter (Realstufe, ohne Ausbildung) Postbote (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Reisebüroangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre)
Berufe mit Verkauf	Abteilungsleiter (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsprüfung Detailhandelspezialist) Detailhandelsangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Kassiererin (Realstufe, ohne Ausbildung)
Berufe mit hohen Schulabschlüssen	Sozialarbeiterin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Journalistin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Versicherungsvertreter (Sekundarstufe, KV-Lehre)
Gruppenleiter	Ingenieur FH Informatik (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) Ingenieur FH Maschinenbau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule)
Geschäftsführer	Unternehmer (Matura, 4 Jahre Studium, leitende Positionen in Betrieben, Übernahme elterl. Betrieb) Selbst. Landwirt (Sekundarstufe, 3 Jahre

	Lehre)
Berufe mit Zahlen	Manager (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation) Selbst. Steuerberater (Sekundarstufe, 3 Jahre FH)
Staat – Gesetzliche Berufe	Polizist (Realstufe, 3 Jahre Lehre, 30 Wochen Polizeischule) Rechtsanwalt (Matura, 4 Jahre Studium, 1 Jahr Prakt.) Professor für Privatrecht (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation, Habilitation)

„Frauenberuf“: Aufgefordert, die einzelnen Gruppen in eine Rangreihe zu bringen, führt Kevin zu den Frauenberufen aus: „Man darf die gar nicht so unterschätzen und tun die zuoberst hin.“ Interviewer: „Zuoberst, das wären Frauenberufe.“ Kevin: „Ja (lacht). Ohne die wären wir Männer am Arsch.“ Interviewer: „Warum hat du die zuoberst hin getan, nimmt mich jetzt noch Wunder?“ Kevin: „Wegen der Hausfrau, und was ist noch drin gewesen, noch etwas. Ah, wegen der Mutter eigentlich, ja Frauenberufe. Ohne Frau, es ist, Putzfrau und Hausfrau ist drin gewesen oder was. Wegen dem habe ich sie reingetan ... wegen diesen, weil da gerade noch so im Sinn gewesen ist. Ja, ich finde das gut, ohne die wären wir wirklich am Arsch.“

„Lehrer“: Kevin: „Dann würde ich fast die Lehrers nehmen, es muss ich nur schauen, wo ich diese schon wieder habe ... da. Ja .. die haben mit, das ist jetzt voll nicht geld-, lohnabhängig oder so, die haben jetzt einfach mit Kindern zu tun und so, und tun den Menschen weiterhelfen.“ Interviewer: „Also die Lehrerberufe helfen, die helfen.“ Kevin: „Die tun Kinderausbildung und so, das achte ich sehr..“

„Medikamente“: „Die haben alle mit Medikamenten zu tun, Hausarzt, Schwester ... und Psychologe, natürlich..“ Interviewer: „Alle mit Medikamenten, darum tust du sie in eine Gruppe.“ Kevin: „Der eine tut es herstellen, die anderen tun es verteilen.“ Bei der Erstellung der Rangreihe sagt Kevin: „Kann ich noch schnell eine Änderung machen .. Nach den Lehrern noch schnell Medi., die Ärzte rein. Weil mir in den Sinn gekommen ist, dass sie auch Leute heilen.“

„Handwerkliche Berufe“: Aufzählend heisst es: „Das sind handwerkliche Berufe, ganz einfach.“ Interviewer: „Was hast du da alles drin?“ Kevin: „Alles Bau, Maler, Maurer, Sanitär, Dings, was ist noch drin, einfach alles Bauberufe, Schweisser ...“ Und bei der Erläuterung der Rangfolge heisst es: „Handwerker .. das ist das Vierte. Es geht voll auf das Gefühl raus jetzt.“ Interviewer: „Also so Sympathie halt, so ..“ Kevin: „Ja, Sympathie.“

„Beruf mit Autos“: Befragt danach, warum die Berufe mit Autos vor den einfachen Berufen rangieren sagt Kevin: „Ja wegen, wegen durch das, was ich schon gearbeitet habe und gemacht. Chauffeur hat auch viel mit Bau zu tun.“ Interviewer. „Ah, dann tust du sie quasi

wie zu den Handwerkern.“ Kevin: „Ist ja auch, ist auch, sind handwerkliche Berufe. Chauffeur muss auch einen Motor auseinander nehmen können. Automechaniker muss das auch können, also das ist halt auch eine schmierige Sache zum Teil. .. Der hat auch viel eben mit dem Bau, es kommt sicher nach dem Bau, also wenn der Bau schon dort ist, muss er ihn ja fast nachher bringen, würde ich jetzt behaupten.“

„einfache Berufe ohne grosse Schulabschlüsse“: Interviewer: „Jetzt haben wir hier noch Reiseangestellte, Reisebüroangestellte, Postbote ...“ Kevin: „Einfache Berufe ohne grosse Schulabschlüsse oder Hochschulabschlüsse .. geringer Verdienst.“

„Berufe mit Verkauf“: „Die haben alle mit dem Verkauf zu tun, das sind die Realgruppe, da Verkaufskräfte, Abteilungsleiter, Kassiererinnen und Detailhandelsangestellte, die haben alle mit dem Verkauf zu tun.“

„Berufe mit hohen Schulabschlüssen“: Interviewer: „Dann haben wir noch die letzten drei, das wäre..“ Kevin: Das wären Berufe mit hohen Schulanforderungen.. Das sind eben die, wo mir nichts einfällt, weil sie besser sind.“

„Gruppenleiter“: „Überlege gerade was Ingenieure sind .. Tönt jetzt ein bisschen blöde, aber ich muss jetzt echt überlegen, was die schon wieder machen. (...) Ich bin irgendwie gerade so auf Aufsichtspersonen, so in diesem Style ... Gruppenführer, in diesem Style, für das haben sie ja die Ausbildung. (...) Ja, sie werden irgendwas zusammenbauen, der andere wird irgendetwas mit Software zu tun haben, denke ich einmal. Weil ich selber habe keinen Computer, ich denke, das ist für mich alles ein Fragezeichen, bin froh, wenn ich ins Internet komme. Schreiben wir mal ... Gruppenführer, den habe ich da eingeschätzt ... Gruppenleiter.“ Nochmals zusammenfassend heisst es an anderer Stelle: „Ich kann den Beruf Ingenieur nicht ganz definieren, weiss nicht genau, was die machen, und das ist mein Problem gewesen, das ich die ganze Zeit gehabt habe. Ich kann mir einfach vorstellen, dass sie eine bessere Ausbildung haben und durch das auch wahrscheinlich Gruppenleiter werden (...).“

„Geschäftsführer“: Als Kevin nachgefragt wird, warum er bei dem Unternehmer lange gezögert habe, ob er ihn zu den „Berufen mit Zahlen“ legen soll, antwortet er: „Ja, der Unternehmer, der .. der trägt viel Verantwortung auf sich, so wie jetzt ein Manager zum Beispiel. Durch das habe ich ihn damals zu den Berufen mit den Zahlen wollen nehmen, ja, weil er eben auch recht viel Verantwortung trägt. Weil, weil er muss schlussendlich einfach die Verantwortung übernehmen... Denke, der hat auch hundert Leute unter sich.. Nachher habe ich ihn halt zum Landwirt hin getan, weil der eigentlich auch, er V-, er recht viel Verantwortung hat.“

„Berufe mit Zahlen“: „Berufe mit Zahlen, Steuerberater, Dingsda. /Mmh/ Ja .. mit Geld und so .. Kopfzerbrechen, Kopfschmerzen wollte ich zuerst schreiben. Erstes Wort, wenn ich an diese Berufe denke: Kopfschmerzen. Ich habe lieber die Handwerklichen ...“

„Staatliche – gesetzliche Berufe“: „Das sind so staatliche ... Gesetzliche, staatliche, gesetzlich ...“ Beim Erstellen der Rangreihe danach befragt, warum diese zuletzt kommen, sagt Kevin: „Vielleicht weil ich noch so jung bin und noch recht Probleme habe mit diesen.“

Über die letzttrantierten Gruppen heisst es auch einmal zusammenfassend: „Das sind die, die mich normalerweise anficken (lacht) als normaler Arbeiter, das sind ja die Cheffen, schlussendlich werden das ja die Cheffen werden. Und ich als normaler Arbeiter muss, bin da nicht so Sympathisant von Cheffen, logischerweise .. würde ich jetzt, sag ich jetzt .. schlussendlich..“

Danach befragt, welche Berufsleute ihm sympathisch und welche ihm weniger sympathisch sind, antwortet Kevin: „Ja, eben, bei Berufen, die normale Berufe sind, sind mir sympathisch (...). Eben so, normale Ausbildung ohne irgendwie jetzt ein Zusatzcollege oder sonst irgendwie Sch., einfach ohne Chefposition nach dem Manager oder Ingenieur oder Architekten. Einfach die, die weiter ausgebildet sind, die sind mir weniger (...)" Interviewer: „Wieso sind die dir weniger sympathisch?“ Kevin: „Weil ich habe einfach recht Mühe mit Autoritätspersonen, ich sag's mal so .. so von der Person selber her.“ Interviewer: „Hast du schlechte Erfahrungen gemacht?“ Kevin: „Ja, ich habe schlechte Erfahrungen gemacht, bin aus der Lehre geschmissen worden, und der hat mich dort schon recht fertig gemacht als ich geschmissen wurde. Und durch das habe ich eigentlich ... wie voreingenommen eigentlich.“

Ihm sympathische Berufe sind für Kevin handwerkliche Berufe, Lehrer und Ärzte. Dies sind für ihn alles Berufe, die einen „Allgemeinnutzen“ haben: „h. h. helfen, von mir und anderen Personen. .. Ich baue ja die Hütte nicht für mich, ich bau sie für jemand anderen .. zum Beispiel ... Der Arzt heilt sich auch nicht selber, sondern heilt jemand anders..“

Kewins Gesellschaftsbild besteht aus einer Sympathierangfolge von zwölf Gruppen. Auch wenn an sechster Stelle „einfache Berufe ohne grosse Schulabschlüsse“ und an achter Stelle „Berufe mit hohen Schulabschlüssen“ genannt werden, handelt es sich um keine Bildungshierarchie sondern um Gruppierungen von Berufsfeldern, die ihm mehr oder minder sympathisch sind. Bildungs- bzw. qualifikationshomogene Gruppen liegen mit Ausnahme der „Gruppenleiter“ überhaupt nicht vor. Dem ersten Anschein nach handelt es sich um eine umgedrehte Pyramide, d. h. die traditionell oben stehenden Gruppen werden ganz unten angesiedelt, während die eigenen Bezugsgruppen von unten an erster Stelle zu stehen kommen. Doch wird das Modell einer umgedrehten Pyramide nicht wirklich konsequent rea-

lisiert, da sich bei den zuerst genannten Gruppen auch Lehrer und Mediziner eingereicht finden.

Dennoch ist die angestrebte Ordnung der Gruppen plausibel, sie erklärt sich mit Blick auf die Lebensgeschichte Kevins. An dem von ihm gemachten Lebenserfahrungen lässt sich die Anordnung der Gruppen verständlich machen: Kevin wuchs de facto nur mit einer alleinerziehenden Mutter auf, zu seinem leiblichen Vater hatte er erst mit 18 Jahren eine Beziehung aufgenommen. Diese für ihn in der Kindheit existentielle Abhängigkeit von einer Bezugsperson ist auch der Grund, warum die aus den drei Berufen Hausfrau, Putzfrau und Coiffeuse gebildete Gruppe „Frauenberufe“ an erster Stelle steht. Kevin räumt selbst ein, dass die Frauenberufe „wegen der Mutter eigentlich“ an erster Stelle genannt werden, und diese persönliche Primärrelevanz generalisiert er schliesslich den Interviewern gegenüber dahingehend: „Ohne die wären wir Männer am Arsch.“

An zweiter Stelle seiner Sympathierangfolge werden die Karten der Kindergärtnerin und der Primarlehrerin zur Gruppe der „Lehrer“ zusammengefasst. Die „Lehrer“ werden ganz allgemein dahingehend charakterisiert, dass sie „den Menschen weiterhelfen (tun)“ bzw. „helfen.“ In einer Konstellation mit einem abwesenden Vater aufwachsend, dürften neben der Mutter die Lehrer die bedeutsamen Bezugspersonen seiner Kindheit und Jugend gewesen sein, gerade weil er mehrere Umzüge mit Schulwechseln erlebt hat, die ihn zwangen, immer wieder erneut Anschluss an die gleichaltrigen Schulkollegen zu suchen. Offenbar nahmen die Lehrer im Erleben von Kevin Funktionen einer Art sozialer Paten dar, unabhängig davon, dass er in der Schule „mittelmässig“ war und nur „selten Hausaufgaben“ gemacht hat.

Aus den Karten Chemiker, Psychologin, Krankenschwester und Hausarzt hat Kevin die dritte Gruppe mit dem Namen „Medikamente“ gebildet. Chemiker „stellen“ für Kevin Medikamente „her“, die Ärzte „verteilen“ sie. Analog zum Helferstatus der Lehrer geht Kevin in der allgemeinen Charakterisierung dieser Gruppe davon aus, „dass sie auch Leute heilen.“ Es ist durchaus möglich, dass bei den medizinischen Berufen Kevins Lebenserfahrungen ihren Grossteil zu dieser Sympathieplatzierung beigetragen haben, denn eine Halbschwester Kevins hat eine mehrfache Wirbelsäulenverkrümmung und bezieht jetzt eine IV-Rente und der von einem Lungenleiden betroffene leibliche Vater ist IV-Rentner, der Alltag der Familienmitglieder ist also durch chronische Erkrankungen bestimmt. Diese Gründe für die Platzierung führt Kevin freilich nicht an. Evident ist bloss, dass die Gruppe „Medikamente“ als spätere Abänderung in die ursprünglich gelegte Rangfolge eingefügt wurde, da Kevin „in den Sinn gekommen ist, dass sie auch Leute heilen.“

Mit den sechs Karten Maler, Schweisser, Zimmermann, Dachdecker, Maurer und Sanitärinstallateur bildet Kevin an vierter Stelle die Gruppe „handwerkliche Berufe.“ Die Bildung dieser Gruppe „geht voll auf das Gefühl raus“, es sind für ihn „Bauberufe.“ Damit benennt er

das Berufsfeld, in welchem der Grossvater väterlicherseits und der leibliche Vater zunächst arbeiteten, denn sie haben beide als „Bauberufler“ angefangen. Zugleich ist der Bau auch jenes Handlungsfeld, in dem Kevin als Gelegenheitsarbeiter wohl am meisten gearbeitet hat. In diesem Sinne liesse sich sagen, dass Kevin mit der Nennung der vierten Gruppe die Herkunftsfamilie komplettiert, da neben die Nennung der als Putzfrau arbeitenden Mutter nun auch der auf dem Bau arbeitende, aber in der Aufwuchsfamilie abwesende Vater benannt wird. Dabei muss aber bedacht werden, dass der Vaterberuf erst an vierter Stelle kommt; nimmt man die ersten vier Sympathiegruppen als eine Spiegelung der kindlichen Aufwuchssituation, dann haben auch die Lehrer und Mediziner im kindlichen Erfahrungshorizont von Kevin eine Art stabilisierende Patenschaftsfunktion übernommen.

Auch die fünfte, aus den Karten Automechaniker, Tankwart und Lastwagenchauffeur gebildete Gruppe „Berufe mit Autos“ gehört noch zu den von Kevin als sympathisch einrangierten Berufen. Zunächst mag die eigene Hervorhebung einer eigenständigen Gruppe von Berufen, die sich mit Autos beschäftigen, überraschen. Eine solche Klassifizierung ist in unserem Material wenig gebräuchlich, aber sie ist erneut im lebensweltlichen Erfahrungshorizont von Kevin verankert. Die Berufe mit Autos kooperieren für Kevin wie der Baumaterial herbeischaffende Lastwagenchauffeur mit den handwerklichen Bauberufen, und ausserdem hat man die Sphäre vor sich, in der Kevin in Ansätzen seine berufliche Zukunft sieht. Würde er nämlich schauen, dass er mindestens „mal die Autoprüfung“ macht, wäre es für ihn möglich, bessere Anstellungsverhältnisse als anhin zu finden, da seine potentiellen Arbeitgeber vom Bau zu einer Festanstellung die „Autoprüfung“ verlangen, „damit du alleine auf die Baustelle kannst.“

Mit den Folgegruppen „einfache Berufe ohne grosse Schulabschlüsse“, „Berufe mit Verkauf“ und „Berufe mit hohen Schulabschlüssen“ verlässt man den Primärerfahrungshorizont von Kevin, entsprechend wortkarg werden die Erläuterungen.

Wortreicher werden die Ausführungen erst wieder bei den letzten vier Gruppen, die am anderen Ende der Sympathierangfolge angesiedelt sind. Hier werden der Informatik- und der Maschinenbauingenieur zunächst überraschend als „Gruppenleiter“ charakterisiert. Das er sie mit einer Führungsfunktion versieht, hat jedoch damit zu tun, dass er nicht so richtig weiss, „was die schon wieder machen.“ Was er sich vorstellt ist eigentlich nur, dass sie „eine bessere Ausbildung haben und durch das auch wahrscheinlich Gruppenleiter werden.“

Von einer ähnlichen Zuschreibung von Führungsqualitäten ist die nächste Gruppe bestimmt, die er „Geschäftsführer“ nennt, wobei neben dem Unternehmer der Landwirt dazugezählt wird, da beide „viel Verantwortung“ tragen.

Die aus den Karten „Steuerberater“ und „Manager“ gebildete Gruppe „Berufe mit Zahlen“ wirkt demgegenüber deskriptiv diffus, ist aber in der Sympathieeinstufung klar bestimmt: „Kopfschmerzen“ sei das erste Wort, wenn er an diese Berufe denke, führt Kevin zu dieser Gruppe aus, er „habe“ die Handwerklichen „lieber.“

Am Schluss folgt dann noch die aus Polizist, Rechtsanwalt und Privatrechtsprofessor gebildete Gruppe „Staat – gesetzliche Berufe“, die für Kevin am unsympathischsten ist. Dass er neben den wirtschaftlichen Führungsgruppen auch noch das Feld staatlicher Autoritätsbefugnis erwähnt, erklärt sich aus den „Problemen“, die er mit diesen Gruppen hat. Kevin lebt verschuldet und wird betrieblen, d.h. es wird ihm monatlich vom Betriebsamt ein Teil des Lohnes einbehalten, über den die Schulden rückerstattet werden. Ähnlich den in seine Lebensführung direkt eingreifenden Vertretern der Legislative scheinen für Kevin letztlich auch die wirtschaftlichen Führungspositionen deshalb unsympathisch, weil sie für ihn mit der Ausübung von Macht über seine Person assoziiert sind. Kevin hat nämlich seine Lehre abgebrochen, nachdem ihm von seinem Lehrherrn die Beendigung des Lehrverhältnisses signalisiert wurde, und dadurch, dass er „so fertig gemacht worden“ sei, habe er auch das Lehrangebot eines anderen Lehrmeisters nicht angenommen. Kevin gesteht ein, dass die Erfahrung, „aus der Lehre geschmissen worden“ zu sein, ihn „voreingenommen“ gemacht hat, und dass er nun „einfach recht Mühe mit Autoritätspersonen“ hat, wobei er Autoritätspersonen einfach als solche Personen generalisiert, „die weiter ausgebildet sind“ als die ihm sympathischen Vertreter „normaler Berufe.“

Wie die gerade durchgeführte Analyse gezeigt hat, sind es die Lebenserfahrungen von Kevin, die sein Gesellschaftsbild bestimmen. Lehrstellenkündigung und finanzielle Verschuldung führen dazu, dass er wirtschaftliche Führungspositionen und die Vertreter der Gesetze als unsympathisch abstuft, und das Aufwachsen ohne leiblichen Vater in finanziell dürftiger Situation hat zur Folge, dass seine Sympathien den schlecht bezahlten Frauenberufen gelten, die seine Mutter ausübte, und den Berufen des Lehrers und des Arztes, die er als Kind als unterstützende und helfende Figuren wahrgenommen hat. Geht man lediglich von den Ausführungen über die ihm unsympathischen Gruppen „Gruppenleiter“, „Geschäftsführer“, „Berufe mit Zahlen“ und „Staat-gesetzliche Berufe“ aus, erinnern Kevins Vorstellungen entfernt an eine Oben-Unten-Dichotomie, zumal sich zudem von Kevin die Äusserung über die letzttrantierten Gruppen findet, dass seien die, die ihn „normalerweise anficken (lacht) als normaler Arbeiter, das sind ja die Cheffen, schlussendlich werden das ja die Cheffen werden. Und ich als normaler Arbeiter muss, bin da nicht Sympathisant von Cheffen (...).“ Doch dies bleibt auch die einzige Formulierung, die eine dichotomische Entgegensetzung vornimmt.

Ein genuines „Oben“ wird von Kevin nicht gebildet, denn bei den „gesetzlichen Berufen“ steht der verhasste Rechtsanwalt neben dem ausführenden Polizisten, bei den „Berufen mit

Zahlen“ steht der unbeliebte Manager neben dem sicher unverdächtigen Steuerberater, und bei den „Geschäftsführern“ hat er den Unternehmer mit dem harmlosen Landwirt zusammengespant. Kevin hat letztlich Berufsfelder gelegt, aber kein konsistentes „Oben“ im Sinne der Verfügungsgewalt über Macht, Einkommen, Qualifikation oder des Prestiges gebildet. Auch von einem „Unten“ wird man nur schwer sprechen können, da eben die „Frauenberufe“ und „handwerklichen Berufe“ zusammen mit den „Lehrern“ und „Medikamente“ gruppiert werden. Interessant ist freilich, dass analog zur Primärproduktivitätsvorstellung einer Oben-Unten-Dichotomie bei Kevin die Vorstellung eines „Allgemeinnutzens“ vorhanden ist, der unterbezahlte Frauenberufe, handwerkliche Berufe und Lehrer wie Ärzte verbindet. So wie der Handwerker „die Hütte (...) für jemand anderen baut“, heilt der Arzt auch nicht sich „selber, sondern heilt jemand anders.“ Letztlich siedelt Kevin damit die akademischen Berufe resp. Professionen innerhalb eines marxistischen Antagonismus von Proletariat und Bourgeoisie nicht bei der herrschenden Klasse an, sondern erklärt Arbeiter wie Ärzte zu Stiftern eines Gemeinnutzens. Für die Unternehmer und Manager bleibt dann freilich als Restkategorie zu ihrer Beschreibung nur noch die Unterstellung der Verfolgung eines Individualnutzens übrig, was nicht unbedingt eine analytisch gehaltvolle Beschreibung ihrer Tätigkeit ist, wenn man von ihrer medialen Beschreibung als „Abzocker“ etc. absieht. Es wären hier durchaus auch funktionale Argumentationen denkbar, so wie die Serviceangestellte Sofie davon ausgeht, dass es ohne Unternehmer und Manager „keine Arbeit“ gäbe.

Im Gegensatz zu den in den vorigen Kapiteln behandelten Arbeitern, die einen Standardlehraabschluss aufweisen und zu einer Art Stammebelegschaft ihrer Betriebe zählen, kann Kevin nur auf eine abgebrochene Lehre verweisen, und er hat auch keine Dauerbeschäftigung inne, sondern ist jeweils nur für zwei, vier, sechs oder acht Wochen beschäftigt, wobei er auch arbeitslose Zwischenzeiten zu gewärtigen hat. Der Status als Unqualifizierter bestimmt seine Haltung zu hochqualifizierten Berufsgruppen zweifellos. Die, die „weiter ausgebildet“ sind, die ein „Zusatzcollege oder sonst irgendwie Sch..“ haben, sind ihm „weniger“ sympathisch. Es ist aber dennoch überraschend, dass diese Ablehnung nicht in eine einfache Dichotomisierung von unqualifizierten versus qualifizierten Berufen mündet. Charakteristisch für Kevins Sortierpraxis ist ja, dass er de facto Berufsfelder bildet, und bildungs- und qualifikationshomogene Gruppen gerade nicht gelegt worden sind. So wie in den einzelnen Gruppen wie etwa bei den „handwerklichen Berufen“ Personen mit einer Lehre und ohne Ausbildung gemischt sind, verfährt auch die Sympathierangfolge, in dem sie die weniger qualifizierten „Frauenberufe“ und die „handwerklichen Berufe“ mit den (semi-)akademischen Gruppen „Lehrer“ und „Medikamente“ auf eine Stufe stellt und proklamiert, dass alle diese Gruppen einen „Allgemeinnutzen“ haben.

So wie bei der Serviertochter Sofie letztlich eine Oben-Unten-Dichotomie fehlt, ist der Gelegenheitsarbeiter Kevin der zweite Fall eines Unqualifizierten, der auch keine dichotomische Schematisierung aufweist. Es fehlt die Abwertung der Tätigkeit von „Oben“ als unproduktiv

und die Aufwertung der eigenen Arbeit als primärproduktiv, so wie etwa die Baumarktverkäuferin Stefanie davon ausging, dass die kleinen Arbeiter das Geld machen. Sowohl dem Gelegenheitsarbeiter Kevin wie der Serviertochter Sofie fehlt eine Art Produktivitätsstolz, der es ihnen ermöglichen würde, die real bestehende Hierarchie von Über- und Unterordnung in der Behauptung umzukehren, dass es letztlich die kleinen Leute sind, die den entscheidenden Beitrag zur Fortexistenz der Gesellschaft leisten. Dieses Fehlen eines Produktionsstolzes scheint weniger mit der Art der ausgeübten Tätigkeit der beiden Fälle tun zu haben, sondern mit ihrem unqualifizierten Ausbildungsstatus selbst, der nicht die Erfahrung einer stabilen Nachfrage nach der eigenen Leistung und Fähigkeit nach sich zieht. Letzten Endes sind es in beiden Fällen Befürchtungen eines Überflüssigseins, die diesen Stolz in Grenzen halten. Sofie gibt dem Beruf der Kellnerin „keine Zukunft“, der sei in 15, 20 Jahren durch „Selbstbedienung“ abgeschafft. Ein solcher Zukunftspessimismus findet sich bei Kevin zwar nicht, aber für ihn ist es „mühsam etwas Festes zu finden“, da ihm sowohl Führerschein wie Lehre fehlen.

Eine Oben-Unten-Dichotomie ist nach der Analyse dieser beiden Fälle also mehr in einem Facharbeitermilieu zu erwarten als ganz unten, wo die Berufsqualifikationen fehlen und die Erfahrung von Entbehrlichkeit und Ersetzbarkeit gemacht wird. Möglicherweise ist es die Erfahrung dieser Ersetzbarkeit, die bei der Kellnerin Sofie dazu führt, dass die Unternehmer nicht als überflüssig charakterisiert werden, sondern wie eine Art Patron als funktional notwendige Arbeitgeber im genuinen Sinn des Wortes erscheinen. Kevin geht hier noch ein Stück weiter, als eine überlegene Schilderung von „Oben“ ganz vermieden wird, und der Manager einfach zusammen mit dem Steuerberater zu den „Berufen mit Zahlen“ gesteckt wird, und Unternehmer und Landwirt einfach als „Geschäftsführer“ zusammengelegt werden.

Gesellschaftsbilder von MigrantInnen

Die bisherige Diskussion von Gesellschaftsbildern aus der unteren Mittelschicht konzentrierte sich auf Deutsche resp. Schweizer. Kritisch liesse sich einwenden, dass unqualifizierte Arbeit heute sehr oft von MigrantInnen ausgeübt wird, und es von daher sinnvoll sei, solche Personen heranzuziehen. Das Untersuchungsvorhaben hat zu Beginn diesen Weg eingeschlagen und Interviews mit MigrantInnen durchgeführt, ist jedoch schnell wieder davon abgekommen, da die Ergebnisse unbefriedigend waren. Zum einen zeigte sich bei den interviewten MigrantInnen eine grosse Zurückhaltung, wertende Klassifizierungen vorzunehmen und frei über andere Berufsgruppen zu sprechen, zum anderen wurde deutlich, dass es an entsprechendem Wissen über das Bildungs- und Ausbildungssystem des Gastlandes mangelte, um ein sinnvolles Gesellschaftsbild zu legen. Von daher schien es wenig ergiebig, weitere Interviews mit MigrantInnen durchzuführen. Denn der Ausweg, für jedes Herkunftsland extra ein spezifisches Kartensortierspiel anzufertigen, wäre nicht realisierbar gewesen.

Zur Verdeutlichung der angesprochenen Problematik lassen wir zwei Kurzfassungen von Interviews folgen. Das erste Interview stammt von einer vierzigjährigen Verkäuferin aus dem ehemaligen Jugoslawien. Das von diesem Fall gelegte Gesellschaftsbild ist dadurch bestimmt, das in Ermangelung einer Vertrautheit mit dem Schweizer Bildungs- und Ausbildungssystem eine Orientierung am formalen Kriterium der Anzahl der Lehrjahre erfolgt:

(Fall Nr. 16) Alena ist 40 Jahre alt und arbeitet seit mehr als zehn Jahren als Verkäuferin im Non-Food eines grossen Einkaufszentrums. Ursprünglich stammt sie aus einem Land Ex-Jugoslawiens, hat aber den grössten Teil ihrer Jugend in Österreich in der Nähe von Wien verbracht, wo ihre Eltern als Hauswarte eines Asylantenheims tätig waren. In die Schweiz zog sie, nachdem sie sich auf einer Zugfahrt in einen in der Schweiz ansässigen Mann verliebte.

Die 1940 geborene Mutter ist eine Bauerntochter und hat keinen Schulabschluss, sie hat aber immer trotz fehlender Ausbildung gearbeitet. Der 1942 geborene Vater, ebenfalls ein Bauernsohn, erlernte nach der obligatorischen Schulzeit keinen Beruf, und war zunächst als „Fabrikangestellter“ tätig, bis er dann zusammen mit der Ehefrau in Österreich als Hauswart ein „Asylantenheim“ betreute. Die „15 Jahre vor seiner Pensionierung“ habe er dann „den Hof seiner Eltern geführt.“ Die Tochter gibt an, dass in der Familie „Geld nie gefehlt“ habe, und dass die Eltern „sehr reich von den älteren Generationen her (waren).“

Alena wächst zusammen mit einem drei Jahre jüngeren Bruder auf, der nach obligatorischer Schule und Lehre Equipenchef einer Metallbaufirma wird. Alena verlässt die Hauptschule, an der sie zu den „durchschnittlichen“ Schülerinnen zählt, nach 8 Jahren und beginnt danach eine dreijährige Lehre als Textilverkäuferin, wobei es ihr Wunsch ist „später einmal eine Boutique“ zu eröffnen. Sie bricht die Lehre jedoch nach zwei Jahren wegen einer Schwangerschaft ab und siedelt zu ihrem Mann in die Schweiz über. Das Kind, eine Tochter, kommt 1984 (18. Lj.) zur Welt. Über die Zeit in der Schweiz erfährt man nur, dass sie zwei Jahre nach der Geburt zunächst kurz als „Hotelangestellte“ tätig war, 1990 (24. Lj.) wurde sie dann Verkäuferin in jenem Einkaufszentrum, in dem sie heute noch arbeitet. Ebenfalls 1990 heiratet sie. Über ihren Mann heisst es, dass er eine „Lehre als Maschinenbauingenieur“ durchlaufen habe, und danach in einer Garage und bei einem Transportgeschäft gearbeitet habe. Im Augenblick ist er Drucksachenverträger für verschiedene Firmen und „noch als Kurier angestellt bei einer Firma.“ Die 1984 geborene Tochter lebt nicht mehr im Haus. Wie ihre Mutter hat sie wegen einer Schwangerschaft eine Lehre abgebrochen und ist dann Hausfrau geworden.

Das Bruttohaushaltseinkommen von Alena und ihrem Mann beläuft sich auf monatlich etwa 10.000 Franken, das sei „unterschiedlich.“ Alena ist eingebürgerte Schweizerin und lebt in einer mittelgrossen Stadt.

Als Haupttätigkeiten in ihrem Beruf bezeichnet sie das Kontrollieren, „ob alle Bestände stimmen“, das „Ware auspacken“, sowie das „Kunden bedienen.“ „Eigentlich“ hat sie auf der Arbeit „mit allen“ Kontakt, nur nicht mit jenen Gruppen „die einfach keine Ausländer ..“ mögen, also Leute, „die kein Verständnis haben für andere Rassen.“ Freizeit hat Alena „so gut wie keine“, das erlaubt ihre Arbeitszeit „nicht.“ Erwähnt werden lediglich zwei Hunde, die sie hält. Sie hat „keine Kolleginnen“, der Sonntag „ist der einzige Tag, an dem“ sie mit ihrem Mann etwas unternimmt. Sie wohnt in einem Quartier, in dem es viele „pensionierte Leute“ gibt, aber auch „viele Lehrerinnen mit Familie“ und „viele Ärzte, viele Praxen.“ Kontakte zu den Nachbarn hat sie „nicht unbedingt“, am ehesten noch zu den „alten Leuten, aber nur schnell so, nur vom Sehen.“

Alena nimmt das Sortierspiel zügig in Angriff. Während des Sortierens beschränken sich die Kommentare überwiegend auf eine Wiedergabe von formalen Kartenangaben. Nach wenigen Minuten hat sie fünf Gruppen gebildet. Schliesslich wird sie zur Namensgebung der Gruppen aufgefordert:

Interviewerin: „Ja, könntest Du jetzt noch jedem dieser Stapel einen Namen geben? //Mhm// So wie eine Überschrift.“

Alena: „Mhm ... mmh, einen Namen geben. Wie meinst Du jetzt Namen geben? Wie? Was?“

Interviewerin: „Nach, nach dem Kriterium, nach dem Du sie jetzt sortiert hast.“

Alena: „Aha, ahm, also .. [seufzt, und zeigt danach sukzessive auf die einzelnen Stapel] .. ohne Ausbildung ... Das ist ja klar, vierjährige Lehre, etwa drei- bis vierjährige Lehre, ja. ... Und da ist eben fünf Jahre oder mehr noch. .. Ja. Und da eben noch einmal, zwischen fünf und sechs Jahre.“

Interviewerin: „Das ist zwischen fünf und sechs Jahren?“

Alena: „Mhm. Mmh. Und da ist etwa so wie ich das sehe, etwa dreijährige, ja, Ausbildung. Ja, dreijährige. ..“

Interviewerin: „Ehm, Du hast jetzt hier Leute mit dreijähriger Ausbildung und hier drei- bis vierjährige Lehre. //Mhm// Was unterscheidet denn die zwei voneinander?“

Alena: „Also, den Beruf, den sie haben. Jetzt sehe ich hier zum Beispiel, die einen sind da Maschinenbauinge., also Ingenieur., Steuerberater. Und da hier, da ist jetzt, Automech., sehe ich. (...).“

Interviewerin: „Und was ist denn anders an diesen Berufen?“

Alena: „Eh, hmhmhmhm, hmhm, hmhm.“

Interviewerin: „Also Falsch gibt es ja in dem Sinne nicht. Du hast es jetzt einfach so eingeteilt. //Ja, ja, ohne dass ich habe viel ..// Auf das Bigeli, auf das Bigeli.“

Alena: „Ohne dass ich da viel habe getan. Ich habe da nicht viel, äüä, ich habe da nicht richtig. Ja. Sehe ich auch. Die Sekundarstufe haben die da hier, und da haben sie Real., glaube ich, ja genau. (...).“

Bezeichnung	Berufe
5-6 Jahre Lehre	Hausarzt (Matura, 6 Jahre Studium, Dissertation) Chemiker (Matura, 4,5 Jahre Studium, 3 Jahre Diss.) Psychologin (Matura, 5 Jahre Studium)
5 Jahre Lehre	Primarlehrerin (Sekundarstufe, 5 Jahre Seminar) Professor für Privatrecht (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation, Habilitation) Rechtsanwalt (Matura, 4 Jahre Studium, 1 Jahr Prakt.) Unternehmer (Matura, 4 Jahre Studium, leitende Positionen in Betrieben, Übernahme elterl. Betrieb) Manager (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation) Ingenieur FH Informatik (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule)
3-4 Jahre Lehre	Automechaniker (Realstufe, 4 Jahre Lehre) Journalistin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Maurer (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Postbote (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Lastwagenchauffeur (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Dachdecker (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Krankenschwester (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Zimmermann (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Detailhandelsangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Kindergärtnerin (Sekundarstufe, 3 Jahre Seminar) Abteilungsleiter (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsprüfung Detailhandelsspezialist) Polizist (Realstufe, 3 Jahre Lehre, 30 Wochen Polizeischule) Sanitärinstallateur (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Coiffeuse (Realstufe, 3 Jahre Lehre)

	Sozialarbeiterin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Selbst. Landwirt (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Reisebüroangestellte (Real, 3 Jahre Lehre)
3 Jahre Lehre	Versicherungsvertreter (Sekundarstufe, KV-Lehre) Ingenieur FH Maschinenbau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) selbst. Steuerberater (Sekundarstufe, 3 Jahre FH) Hausfrau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Verkäuferin
Ohne Ausbildung	Kassiererin (Realstufe, ohne Ausbildung) Putzfrau (Realstufe, ohne Ausbildung) Serviertochter (Realstufe, ohne Ausbildung) Maler (Realstufe, ohne Ausbildung) Tankwart (Realstufe, ohne Ausbildung) Kehrriechtabfuhrarbeiter (Realstufe, ohne Ausbildung) Schweisser (Realstufe, ohne Ausbildung)

Alena strebt eine Gruppenanordnung an, in der die Zahl der Lehrjahre über den Rang entscheidet. Ganz unten stehen die Berufe ohne Ausbildung, dann folgen die Berufe mit 3-jähriger Lehre, ganz oben rangiert sie die Berufe, bei denen sie davon ausgeht, dass hier „5-6 Jahre Lehre“ vorliegen. Von unten her betrachtet ist die Rangreihe zu Beginn konsistent gelegt, auf eine Gruppe ohne Berufslehre folgt die Gruppe mit einer dreijährigen Lehre. Doch schon bei den nächsten Gruppen „3-4 Jahre Lehre“, „5 Jahre Lehre“ und „5-6 Jahre Lehre“ fällt auf, dass die an sich konsistente Benennungslogik der Gruppen nach der Lehrzeitlänge nicht immer übereinstimmt mit den Angaben auf den zugeordneten Karten. Alena wollte zwar der Idee nach eine Sortierung nach der Ausbildungslänge vornehmen, doch fehlen ihr offenbar entsprechende Kenntnisse über das schweizerische Bildungs- und Ausbildungssystem, um eine solche Rangreihe auch konsistent bilden zu können. Eine genuine Sortierung der Berufskarten nach der Länge der Qualifikationszeit müsste etwa die Karte „Professor“ schon dann ganz oben ansiedeln, wenn sie nur damit rechnen würde, dass neben den auf der Karte vermerkten „4 Jahre Studium“ noch ein Minimum von jeweils drei Jahren für die Dissertation und die Habilitation veranschlagt werden müssen. Bei Alena wird jedoch der Professor eine Stufe tiefer rangiert, und die Psychologin mit „5 Jahren Studium“ rangiert in der obersten Sparte der Berufe mit der längsten Ausbildungszeit.

In der auf das Sortieren folgenden Diskussion zwischen Alena und der Interviewerin bemerkt die interviewte Person selbst, dass die nur formale Gliederung nach der Länge der Lehrzeit nicht immer zu stimmigen Ergebnissen führt, wenn nicht gleichzeitig die Gliederung des Schulsystems nach Realschule, Sekundarstufe und Sekundarstufe mit Matura mitberücksichtigt wird. Sie räumt in dieser Passage ein, dass sie die Bildung der Stapel „nicht richtig“ vorgenommen habe.

Das Kurzporträt von Alena soll verdeutlichen, dass bei Interviews mit MigrantInnen ein Problem die mögliche fehlende Vertrautheit mit dem Bildungs- und Ausbildungssystem des Gastlandes sein kann, wenn sie im Kartensortierspiel aufgefordert werden, ein Gesellschaftsbild zu legen. Eine weitere Komplikation ist darin zu erblicken, dass die MigrantInnen bei den sozialen Klassifizierungen sehr zurückhaltend sind. Bei Alena zeigt sich dies etwa bei der Frage danach, welche Berufsgruppe ihr nicht so sympathisch ist, indem sie antwortet: „Eh St., wo ist die Gruppe da mit der Steuererklärung (Gelächter) // Der Steuerberater // Genau. Aber nicht, das ist nur so gesagt, nein nein, nein nein.“ Zurückhaltung und Angst, mit der Sprache herauszurücken, finden sich noch ausgeprägter in einem anderen Interview, dass wir hier kurz vorstellen möchten. Es wurde mit Minh geführt, einem 27 Jahre alten Servicefachangestellten, dessen Eltern aus Vietnam stammen:

(Fall Nr. 08) Minh wird 1980 als Sohn vietnamesischer Migranten geboren. Der Vater (1950*) machte in Vietnam nach der obligatorischen Schulzeit eine Ausbildung als Buchhalter, und emigrierte 1979 mit seiner Frau in die Schweiz. Seither ist er als Fabrikarbeiter tätig. Die Mutter (*1951) erlernte nach dem Schulbesuch den Beruf der Kinderzieherin, in der Schweiz ist sie immer als Hausfrau tätig. Minh ist der Älteste. Er hat einen drei Jahre jüngeren Bruder, der nach dem Besuch der Sekundarschule eine 4-jährige Lehre als Polymechaniker absolviert und in diesem Beruf arbeitet. Daneben gibt es einen sechs Jahre jüngeren Bruder, der nach dem Realabschluss zwei Lehren begonnen jedoch dann abgebrochen hat, und der im Moment arbeitslos ist.

Minh wächst in einem grossen Dorf auf, wo er nach dem Besuch der Primar- auf die Realschule wechselt, die er 1997 als guter Schüler (17. Lj) abschliesst. Bei Schulende hat er keinen konkreten Berufswunsch, und beginnt im Betrieb seines Vaters eine Lehre als Maschinenmechaniker, die er mit Beendigung der Probezeit nach drei Monaten wieder abbricht. Die Atmosphäre und das ganze Rechnen gefallen ihm nicht. Nach einem Gespräch mit dem Berufsberater beginnt er eine zweijährige Lehre als Servicefachangestellter, die er 2000 (20. Lj.) abschliesst.

Im Lehrbetrieb, einem 5-Sterne-Hotel, arbeitet er im Anschluss an die Lehre drei Jahre lang. Danach wechselt er für eineinhalb Jahre in ein anderes Hotel. Im Anschluss daran schliessen sich drei Monate in einem Berghotel an. Zum Zeitpunkt des Interviews hat er keine Festanstellung, sondern wirkt als Aushilfe in zwei verschiedenen Betrieben mit.

Danach befragt, ob sein Beruf ein „guter Beruf“ sei, antwortet Minh: „Ja, finde schon. Ist auch ein strenger Beruf. Nicht gerade ein Traumjob, bei dem man viel verdient, mir reicht das aber.“ Gebeten in die Zukunft zu schauen, und zu beurteilen, ob der eigene Beruf ein „sicherer Wert“ sei, kommt Minh zu folgender Einschätzung: „Vor fünf, sechs Jahren hätte ich das, glaube ich, schon noch gesagt, momentan ... Seit der Personenfreizügigkeit kom-

men halt viele rein ... Für sie ist das ja gut, es kommen aber viele, die auch im Gastronomiegewerbe arbeiten.“

Minh nimmt das Kartensortierspiel schnell in Angriff, und hat in knapp drei Minuten kommentarlos drei Gruppen gebildet, die er „erste, zweite und dritte Klasse“ nennt. Die Ausführungen dazu bleiben knapp:

Interviewer: „Drei Stapel hast du gemacht. Kannst du diese benennen?“

Minh: „Habe sie nach Klassen aufgeteilt: erste Klasse, zweite Klasse, dritte Klasse.“

Interviewer: „Beinhaltet dies schon eine Reihenfolge?“

Minh: „Ja, genau.“

Interviewer: „Aufgrund von was?“

Minh: „Für mich gehören in die erste Klasse diejenigen ohne Ausbildung, in die zweite die mit einer mittleren und in der dritten diejenigen mit einer höheren Bildung.“

Bezeichnung	Berufe
3. Klasse	Unternehmer (Matura, 4 Jahre Studium, leitende Positionen in Betrieben, Übernahme elterl. Betrieb) Manager (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation) Professor für Privatrecht (Matura, 4 Jahre Studium, Dissertation, Habilitation) Rechtsanwalt (Matura, 4 Jahre Studium, 1 Jahr Prakt.) Hausarzt (Matura, 6 Jahre Studium, Dissertation) Psychologin (Matura, 5 Jahre Studium) Chemiker (Matura, 4,5 Jahre Studium, 3 Jahre Diss.) Ingenieur FH Informatik (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) Ingenieur FH Maschinenbau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsmatura, 3 Jahre Fachhochschule) Journalistin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Sozialarbeiterin (Matura, 3 Jahre Fachhochschule) Selbst. Steuerberater (Sekundarstufe, 3 Jahre FH) Abteilungsleiter (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre, Berufsprüfung Detailhandelsspezialist) Selbst. Landwirt (Sekundarstufe, 3 Jahre

	Lehre, eidgen. Fähigkeitszeugnis)
2. Klasse	Primarlehrerin (Sekundarstufe, 5 Jahre Seminar) Kindergärtnerin (Sekundarstufe, 3 Jahre Seminar) Versicherungsvertreter (Sekundarstufe, KV-Lehre) Detailhandelsangestellte (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Reisebüroangestellte (Real, 3 Jahre Lehre) Hausfrau (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre Verkäuferin) Krankenschwester (Sekundarstufe, 3 Jahre Lehre) Coiffeuse (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Schweisser (Realstufe, ohne Ausbildung) Maurer (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Lastwagenchauffeur (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Polizist (Realstufe, 3 Jahre Lehre, 30 Wochen Polizeischule) Postbote (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Dachdecker (Realstufe, 3 Jahre Lehre) Zimmermann (Realstufe, 3 Jahre Lehre)
1. Klasse	Tankwart (Realstufe, ohne Ausbildung) Kehrriichtabfuhrarbeiter (Realstufe, ohne Ausbildung) Maler (Realstufe, ohne Ausbildung) Kassierer (Realstufe, ohne Ausbildung) Putzfrau (Realstufe, ohne Ausbildung) Serviertochter (Realstufe, ohne Ausbildung)

Weitere Nachfragen zur Namensgebung der Grossgruppen erbringen kein Resultat. Die Sortierung nach Klassen wird von Minh nicht weiter ausgeführt – etwa ob sie in Anlehnung an die Gliederung nach erster und zweiter Klasse bei der Eisenbahn erfolgt, ob sie analog zum Sterne-System der Gastronomie gedacht ist, oder ob Gesellschaftsklassen wie in der Sozialwissenschaft anvisiert sind. Minh, der auch im gesamten Interview wenig gesprächig ist, führt zu den Hintergründen der Wahl eines Klassenbegriffs nichts Näheres aus, sondern erläutert lediglich, dass er mit erster Klasse „Arbeiter ohne Ausbildung oder Quereinsteiger“ meint, bei der zweiten Klasse an die denkt, „die eine Lehre gemacht haben und dann auf ihrem Beruf geblieben sind“, und das er bei dritter Klasse folgenden Personenkreis im Visier hat: „Für mich sind das alle diejenigen, die nach der Lehre eine Weiterbildung gemacht haben; also eine weitere Ausbildung haben. So eidgenössisch Diplomierte ... Leute mit Fachprüfung. So Berufe wie Hausarzt, Manager und ja.“

Die von ihm vorgenommene Sortierung nach der Ausbildungsart ist insoweit konsistent erfolgt. In der „ersten Klasse“ finden sich nur jene versammelt, die nach dem obligatorischen Schulabschluss ohne Lehre den Übertritt in eine Erwerbstätigkeit als Unqualifizierte gesucht haben. Auch die „zweite Klasse“ ist an sich konsistent gelegt: Mit Ausnahme der eine Seminausbildung durchlaufenden Kindergärtnerin und Primarlehrerin handelt es sich ausschliesslich um Personen mit Standardlehraabschluss. Ähnlich die Situation bei der „drit-

ten Klasse“: Von den insgesamt 14 Karten haben 12 einen Fachhochschul- oder Hochschulabschluss. Nur der Landwirt und der Abteilungsleiter scheren aus, es ist aber eindeutig, dass das Zuordnungskriterium „eidgenössisch Diplomierte ... Leute mit Fachprüfung“ war. Letztlich handelt es sich bei der dritten Klasse um eine nicht ausformulierte Grossgruppe von Akademikern bzw. Hochschulabgängern, für Minh ist jedoch nur zentral, dass man eine „Weiterbildung“ oder „weitere Ausbildung“ gemacht hat. Minh denkt die dritte Klasse also weniger aus der Reihenfolge Unqualifizierte-Standardlehraabschluss-Hochschulstudium heraus, sondern aus der Reihenbildung Unqualifizierte-Standardlehraabschluss-Lehraabschluss plus Weiterbildung. Er benennt den dritten Weg eines Studiums nicht gesondert.

Während der nicht in der Schweiz aufgewachsenen Alena das hiesige Bildungs- und Ausbildungssystem nicht vertraut ist, kam Minh in der Schweiz auf die Welt. Trotz seiner Vertrautheit mit dem (Aus-)Bildungssystem hält sich Minh jedoch in der wertenden Klassifizierung der Berufe zurück, wie schon die Benennung der drei Grossgruppen zeigt. Diese Zurückhaltung kommt erneut bei der Frage danach zum Vorschein, ob es für ihn einzelne Berufsgruppen gibt, die ihm sympathisch oder weniger sympathisch sind. Zunächst antwortet er: „Ja ... für mich sind eigentlich alle sympathisch. Jeder macht seinen Job.“ Als diese Frage am Ende des Interviews nochmals wiederholt wird, fällt die Antwort zwar differenzierter aus, aber immer noch dominiert das Bestreben, nichts Falsches zu sagen:

Interviewer: „Wenn Sie noch einmal an das Kartenspiel am Beginn zurückdenken: Gibt es Berufsleute, die Ihnen besonders sympathisch sind?“

Minh: „Ja, schon, das gibt es schon.“

Interviewer: „Wer?“

Minh: „Diejenigen, die einen ähnlichen Beruf ausüben wie ich. Also mit unregelmässigen Arbeitszeiten, Leute, die auch am Wochenende arbeiten müssen.“

Interviewer: „Wer ist das?“

Minh: „Detailhandelsangestellte oder der Postbote.“

Interviewer: „Und die liegen auch im mittleren Stapel?“

Minh: „Eigentlich schon. Aber auch der Arzt, ... der muss ja teilweise auch 12, 13, 14 Stunden am Tag arbeiten.“

Interviewer: „Gibt's auch Berufsleute, die ihnen weniger sympathisch sind?“

Minh: „Unsympathisch? Nein, eigentlich nicht.“

Minh gibt zwar hier zu verstehen, dass Personen mit unregelmässigen Arbeitszeiten wie er selbst seine Bezugsgruppe mit einem Sympathiebonus darstellt, er bezieht aber auch den nicht aus der eigenen Schicht stammenden Arzt mit ein. Insgesamt finden sich bei Minh, wie schon in der neutralen Namensgebung der Grossgruppen sichtbar, keine wertenden Beschreibungen anderer Berufe, und wo er Differenzierungen vornimmt, fallen diese positiv aus, um sich nicht zu exponieren. Das überrascht zunächst, da er als Servicefachangestellter Kontakt mit den unterschiedlichsten Menschen hat. Seine Zurückhaltung und Vorsicht wird jedoch verständlicher, wenn man sein Erleben einer nur mangelnden Integration als Ausländer berücksichtigt. Obwohl er noch nicht lange als Servicefachangestellter berufstätig ist, sieht er seine berufliche Zukunft durch die Personenfreizügigkeit bedroht, weil so auch „viele“ reinkommen, „die auch im Gastronomiegewerbe arbeiten.“ Minh ist beruflich nicht stabil positioniert, sondern hat einen randständigen Status inne. Die Verletzlichkeit seiner sozialen Positionierung hält ihn vor verletzenden Urteilen über andere Berufsgruppen ab.

III. Interviews Deutschschweiz (Nr. 001-062), Süddeutschland (Nr. 100-124) und Romandie (Nr. 201-218)

(Fall-Nr. / Jahrgang / gelernte bzw. aktuelle Tätigkeit)

Führungspositionen

003	1979	Betriebsökonom / Gruppenleiter
005	1967	Geschäftsführer Bau
017	1957	Zentrumsleiter
032	1949	Verwaltungsratspräsident
033	1951	Generaldirektor
034	1947	Gerichtspräsident
035	1959	Sales Vice President
042	1950	CEO / Bauingenieur
043	1951	Chief Financial Officer
045	1969	Geschäftsführerin
048	1960	Geschäftsführer Drogerie
049	1947	Chefarzt
052	1939	Unternehmer
053	1947	Hohe Bundesangestellte
056	1944	Jurist / Grossrat
057	1971	Hotelmanager
107	1971	IT-Direktor
111	1964	Client-Direktorin
120	1940	Präsident Versorgungsamt
202	1953	Chef einer Uno-Agentur
212	1958	Verbandsdirektor
217	1949	pensionierter Direktor

Versicherungen, Bankenwesen, Recht, Beratung

038	1951	Jurist
039	1965	Bankmanager
040	1947	Bankmanager
041	1982	Studentin/Unternehmensberaterin
044	1959	Selbständiger Versicherungsbroker
046	1932	Rechtsanwalt
050	1963	Corporate Development Manager
051	1950	Rechtsanwalt, Berufspolitiker
124	1942	Rechtsanwalt
203	1973	Jurist bei der IV
205	1953	Organisator Privatbank
208	1956	Selbständiger Notar

Ingenieure / technische Intelligenz

002	1963	Maschineningenieur
010	1964	Architekt
026	1943	Informatiker, arbeitslos
058	1957	Maschinenbauingenieur
112	1975	Informatiker
114	1966	Maschinenbauingenieur
209	1978	Architekt, Assistent FH
213	1975	Tiefbauingenieur

Medizin, Naturwissenschaften

011	1950	Veterinärmediziner
105	1942	Chemiker
108	1972	Orthopädin

Politik, Kommunikation, Wissenschaft

013	1975	Politologe
018	1976	Politischer Sekretär
030	1965	Projektmanager, arbeitslos
037	1951	Communication Manager
036	1948	Redakteur Radio
117	1968	Wissenschaftl. Angestellter

Pädagogische Berufe

001	1979	Primarlehrerin
006	1977	Sozialpädagogin
021	div.	Gruppendiskussion Kindergärtnerinnen
023	1951	Primarlehrerin
024	1952	Realschullehrerin
029	1983	Primarlehrerin
106	1946	Realschullehrerin
109	1949	Sonderschullehrerin
110	1953	Berufsschullehrerin
118	1947	Realschullehrerin
216	1960	Musiklehrer, Dozent Hochschule

Pflegerische Berufe

007	1974	Pflegefachfrau
027	1969	Krankenschwester, arbeitslos
028	1964	Zahnarztgehilfin, arbeitslos
100	1979	Krankenschwester
115	1957	Altenpflegerin
122	1980	Krankenpfleger

Kaufmännische Lehrberufe

025	1944	Verkäufer Aussendienst, arbeitslos
054	1972	Flight Attendant, arbeitslos
055	1956	Telegrafistin, arbeitslos
103	1951	Kaufmännische Angestellte
123	1983	Industriekauffrau
218	1977	KV-Lehre, Strassenwischer

Handwerkliche und gewerbliche Lehrberufe

004	1978	Elektroniker
008	1980	Servicefachangestellter
014	div.	Gruppendiskussion Schreiner
015	1978	Maurer
019	1980	Mitarbeiter Sicherheitsdienst
020	1980	Mechaniker
022	1977	Schriftenmalerin
031	1979	Drogist
047	1958	Bäckermeister
059	1981	Forstwart
060	1940	Koch
062	1983	Motorradmechaniker, heute Bademeister
063	1949	Chauffeur
101	1980	Betriebsschlosser
102	1980	Baumarktverkäuferin
104	1947	Maschinenschlosser
113	1980	Zimmermann
116	1948	Landwirt
119	1978	Ver- und Entsorger
121	1949	Selbständiger Betonsanierer
204	1962	Merchandiser
206	1955	Selbständiger Schriftenmaler
211	1979	Grenzwächter, arbeitslos
214	1980	Maurer / Bausoleur
215	1980	Karosseriemaler

Ohne Ausbildung

009	1948	Kellnerin
012	1953	Lastwagenchauffeur
016	1966	Verkäuferin
061	1983	Temporärjobber, arbeitslos
201	1949	Büroaushilfe Krankenkasse
207	1973	Küchengehilfe
210	1982	Hilfsspengler

IV. Literatur

Allmendinger, Jutta und Stephan Leibfried (2003): Bildungsarmut. Aus: Politik und Zeitgeschichte (B 21-22/2003). Quelle: <http://www.bpb.de/publikationen/T3GDNK,0,0,Bildungsarmut.html> (20.12.2004).

Barlösius, Eva (2001): Die Macht der Repräsentation. S. 179-204 in: Dies. et al. (Hrsg.): Gesellschaftsbilder im Umbruch: Soziologische Perspektiven in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.

Barlösius, Eva (2004): Kämpfe um soziale Ungleichheit: Machttheoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag.

Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand? S. 35-74 in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beckenbach, Niels (1991): Industriesoziologie. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Berger, Peter A. (1987): Klassen und Klassifikationen. Zur „neuen Unübersichtlichkeit“ in der soziologischen Ungleichheitsdiskussion. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 39 (1987): 59-85.

Berger, Peter A. (1988): Die Herstellung sozialer Klassifikationen: Methodische Probleme der Ungleichheitsforschung. In: Leviathan (1988) 4: 501-520.

Berger, Peter A. (1989): Ungleichheitssemantiken: Graduelle Unterschiede und kategoriale Exklusivitäten. In: Archives Européennes De Sociologie XXX (1989) 1:48-60.

Berger, Peter A. (1996): Individualisierung. Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Berndt, Heide (1968) : Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern. Stuttgart/Bern : Karl Krämer.

Boltanski, Luc [1982] (1990): Die Führungskräfte: Die Entstehung einer sozialen Gruppe. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Boltanski, Luc and Laurent Thévenot (1983): Finding one's way in social space: a study based on games. In: Social Science Information 22 (1983) 4/5: 631-680.

Boltanski, Luc und Eva Chiapello [1999]: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz 2003: UVK.

Bolte, Karl-Martin (1967): Soziale Schichtung der Bundesrepublik Deutschland. S. 233-351 in: Ders.: Deutsche Gesellschaft im Wandel. Band 1. Opladen: Leske.

Bolte, Karl-Martin; Kappe, Dieter und Friedhelm Neidhardt (1975): Soziale Ungleichheit. Opladen: Leske + Budrich.

Bornschiefer, Volker (1984): Zur sozialen Schichtung in der Schweiz. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 3 (1984): 647-688.

Bornschiefer, Volker (Hg.) (1991): Das Ende der sozialen Schichtung? Zürcher Arbeiten zur gesellschaftlichen Konstruktion von sozialer Lage und Bewusstsein in der westlichen Zentrumsgesellschaft. Zürich: Seismo.

Bott, E. (1957): Family and Social Network. London: Tavistock.

- Bourdieu, Pierre (1970): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Jean Claude Passeron (1971): Die Illusion der Chancengleichheit. Stuttgart: Klett.
- Bourdieu, Pierre [1974]: Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit. S. 169-226 in: Ders. et al.: Titel und Stelle: Über die Reproduktion sozialer Macht. Frankfurt am Main 1981: Europäische Verlagsanstalt.
- Bourdieu, Pierre [1979]: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1987: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre [1990]: Die männliche Herrschaft. S. 153-217 in: Dölling, Irene und Beate Kraus (Hrsg.): Eine alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main 1997: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1992): Rede und Antwort. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2004): Der Staatsadel. Konstanz: UVK.
- Bühler, Caroline und Roger Sidler (1996): Bäuerliche Identität zwischen Tradition und Modernisierung. Bern: Verlag Institut für Soziologie.
- Bundesamt für Berufsbildung und Technologie (2001): Berufsverzeichnis. Bern: BBT.
- Bundesamt für Statistik (Hg.) (1985): Eidgenössische Volkszählung 1980. Schweiz. Erwerbstätigkeit. Band 9. Statistische Quellenwerke der Schweiz/Heft 709. Bern: BfS.
- Bundesamt für Statistik (1996): Verzeichnis der persönlichen Berufe. Bern: BFS.
- Bundesamt für Statistik (1997a): Verzeichnis der persönlichen Berufe, Kommentare und Erläuterungen. Bern: BFS.
- Bundesamt für Statistik (1997b): Verzeichnis der persönlichen Berufe. Umsteigeschlüssel 1970, 1980, 1990. Bern: BFS.
- Bundesamt für Statistik (2003): Auf dem Weg zur Gleichstellung? Frauen und Männer in der Schweiz: Dritter statistischer Bericht. Neuchatel: Bundesamt für Statistik.
- Burzan, Nicole (2004): Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien. Wiesbaden: VS.
- Charles, Maria (1995): Eidgenössische Volkszählung 1990: Berufliche Gleichstellung – ein Mythos? Geschlechter-Segregation in der schweizerischen Berufswelt. Bern: BFS.
- Centers, Richard [1949] (1998): The psychology of social classes. A study of class consciousness. London: Routledge/Thoemmes Press.
- Daheim, Hansjürgen (1960): Die Vorstellungen vom Mittelstand. In: KZfSS 12 (1960): 237-277.
- Dahrendorf, Ralf (1958): Dichotomie und Hierarchie. Das Gesellschaftsbild der Unterschicht. S. 163-175 in: Ders.: Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart. München: Piper.

- Dahrendorf, Ralf (2000): Die globale Klasse und die neue Ungleichheit. In: Merkur 54. Jg. (2000) Heft 11/Nr. 619: 1057-1068.
- Davies, A. F. (1967): Images of Class. Sydney: Sydney University Press.
- Deutschmann, Christoph (2002): Postindustrielle Industriosozologie: Theoretische Grundlagen, Arbeitsverhältnisse und soziale Identitäten. Weinheim/München: Juventa.
- Diekmann, Andreas (1995): Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Diekmann, Andreas; Franzen, Axel et al. (1995): Der Schweizer Umweltsurvey 1994: Codebuch. Bern: Institut für Soziologie (Manuskript).
- Dietmaier-Jebara, Sylvia (2005): Gesellschaftsbild und Lebensführung. Gesellschaftspolitische Ordnungsvorstellungen im ostdeutschen Transformationsprozess. München: Rainer Hampp.
- Dreitzel, Hans Peter (1962): Selbstbild und Gesellschaftsbild. Wissenssoziologische Überlegungen zum Image-Begriff. Archives européennes de sociologie 3 (1962): 181-228.
- Eidgenössisches Statistisches Amt (Hg.) (1965): Eidgenössische Volkszählung 1. Dezember 1960. Band 28: Schweiz. Teil II: Erwerb und Beruf. Statistische Quellenwerke der Schweiz / Heft 385. Bern: ESA.
- Eidgenössisches Statistisches Amt (Hg.) (1974): Eidgenössische Volkszählung 1970. Band 5: Schweiz 2: Erwerb und Beruf. Statistische Quellenwerke der Schweiz / Heft 533. Bern: ESA.
- Erikson, Robert and John H. Goldthorpe (1992): The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Society. Oxford: Clarendon Press.
- Flückiger, Yves und Jean-Marc Falter (2004): Eidgenössische Volkszählung 2000: Bildung und Arbeit: Entwicklung des Arbeitsmarktes in der Schweiz. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Frerichs, Petra (2000): Klasse und Geschlecht als Kategorien sozialer Ungleichheit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 52 (2000) 1: 36-59.
- Friedrichs, Jürgen; Kecskes, Robert und Christof Wolf (2002): Struktur und sozialer Wandel einer Mittelstadt. Euskirchen 1952-2002. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuchs-Heinritz, Werner et al. (Hrsg.) (1995): Lexikon zur Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gautier, Michael (2002): Fromme Unternehmer. Vergleichende Fallstudien zur Relevanz religiös fundierter Motive im wirtschaftlichen Handeln. Bern: Verlag Institut für Soziologie.
- Geissler, Rainer (1996): Die Sozialstruktur Deutschlands. Opladen: Westdeutscher Verlag (2., neubearb. und erweiterte Aufl.).
- Geissler, Rainer (2002): Die Sozialstruktur Deutschlands. Die gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag (3., grundlegend überarbeitete Aufl.).
- Geissler, Rainer und Sonja Weber-Menges (2006): „Natürlich gibt es heute noch Schichten!“ – Bilder der modernen Sozialstruktur in den Köpfen der Menschen. S. 102-127 in: Bremer, Helmut und Andrea Vester-Lange (Hrsg.): Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

GESIS/ZA (1987): ISSP 1987: Social Inequality. Codebook ZA Study 1680. Quelle: http://www.gesis.org/en/data_service/issp/data/list_cdbk_pdf.htm vom 14. Januar 2005.

Giesen, Bernhard (1987): Natürliche Ungleichheit, soziale Ungleichheit, ideale Gleichheit. S. 314-345 in: Ders. und Hans Haferkamp (Hrsg.): Soziologie der sozialen Ungleichheit. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Goldthorpe, John H. et al. [1968/3]: Der 'wohlhabende' Arbeiter in England. Band III: Der 'wohlhabende' Arbeiter in der Klassenstruktur. München 1971: Wilhelm Goldmann.

Habermas, Jürgen et al. (1967): Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewusstsein Frankfurter Studenten. Neuwied/Berlin: Luchterhand.

Haller, Max (1988): Die Klassenstruktur im sozialen Bewusstsein. Ergebnisse vergleichender Umfrageforschung zu Ungleichheitsvorstellungen. S. 447-469 in: Ders. et al. (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Haller, Max; Mach, Bogdan und Heinrich Zwicky (1995): Egalitarismus und Antiegalitarismus zwischen gesellschaftlichen Interessen und kulturellen Leitbildern. Ergebnisse eines internationalen Vergleichs. S. 211-264 in: Müller, Hans-Peter und Bernd Wegener (Hrsg.): Soziale Ungleichheit und Gerechtigkeitsforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Herkommer, Sebastian (1971): Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Anmerkungen zu Hortleders VDI-Analyse. In: Futurum 4 (1971) 2: 183-193.

Herz, Thomas A. (1983): Klassen, Schichten, Mobilität. Stuttgart: Teubner.

Hettling, Manfred et al. (1998): Eine kleine Geschichte der Schweiz. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hiller, Peter (1975): The Nature and Social Location of Everyday Conceptions of Class. In: Sociology 9 (1975) 1: 1-28.

Honegger, Claudia; Schallberger, Peter und Martin Schmeiser (1996): Alltagsweltliche Szenarien für die Zukunft der Schweiz. Soziale Handlungsfelder, subjektive Lebensentwürfe und kulturelle Deutungsmuster. Forschungsantrag im SPP „Zukunft Schweiz“. Bern (unv. Man.).

Honegger, Claudia und Marianne Rychner (Hrsg.) (1998): Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz. Zürich: Limmat Verlag.

Honegger, Claudia (2001a): Deutungsmusteranalyse reconsidered. In: Burkholz, Gärtner et al. (Hrsg.): Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann. Frankfurt: Velbrück.

Honegger, Claudia (2001b): Karl Mannheim und Raymond Williams: Kultursociologie oder Cultural Studies. In: Huber, Jörg (Hg.): Kultur – Analysen. Wien: Springer Verlag / Edition Voldemer.

Honegger, Claudia; Bühler, Caroline und Peter Schallberger (2002): Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz. Konstanz: UVK.

Honegger, Claudia und Chantal Magnin (2002): Neue Formen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der Schweiz? Eine soziologische Studie zur Beziehung zwischen sozialer Identität und dem Wandel in der Arbeitswelt. Projektantrag an den Nationalfonds. Bern: unveröff. Manuskript.

- Honegger, Claudia und Martin Schmeiser (2005): Soziale Klassifizierungen: Neue Dichotomien in der gegenseitigen Wahrnehmung von Berufsgruppen? Projektantrag an den Schweizerischen Nationalfonds. Bern: Unver. Manuskript.
- Hortleder, Gerd (1970): Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Zum politischen Verhalten der technischen Intelligenz in Deutschland. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hradil, Stefan (2001): Soziale Ungleichheit in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich (7. Aufl.).
- Hügli, Daniel (2005): Jugendarbeitslosigkeit in der Schweiz von heute. Zahlen und Einschätzungen. Bern: Institut für Soziologie (unver. Fachprogrammarbeit).
- Hüttermann, Jörg (2000): Der avancierende Fremde. Zur Genese von Unsicherheitserfahrungen und Konflikten in einem ethnisch polarisierten und sozialräumlich benachteiligten Stadtteil. In: Zeitschrift für Soziologie 29 (2000) 4: 275-293.
- Joye, Dominique, Martin Schuler und Urs Meier (1996): Eidgenössische Volkszählung 1990: Sozialstruktur der Schweiz. Sozio-professionelle Kategorien. Bern: BfS.
- Karrer, Dieter (1998): Die Last des Unterschieds: Biographie, Lebensführung und Habitus von Arbeitern und Angestellten im Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Karrer, Dieter (2002): Der Kampf um Integration: Zur Logik ethnischer Beziehungen in einem sozial benachteiligten Stadtteil. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kern, Horst und Michael Schumann (1974): Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein. Eine empirische Untersuchung über den Einfluss der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewusstsein. Teil I. Frankfurt am Main/Köln: Europäische Verlagsanstalt.
- Klages, Helmut und Gerd Hortleder (1965): Gesellschaftsbild und soziales Selbstverständnis des Ingenieurs. Thesen zum Wandel einer sozialen Existenzform in Deutschland. In: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 85 (1965): 661-685.
- Kleining, Gerhard (1961): Über soziale Images. S.145-170 in: Glass, David V. und René König (Hrsg.): Soziale Schichtung und Mobilität. Sonderheft 5 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kleining, Gerhard (1971): Vertikale soziale Distanzen in sieben Ländern. In: Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie XVIII (1971) 4: 574-602.
- Kleining, Gerhard (1973): Die Legitimation der Ungleichheit. S. 303-326 in: Albrecht, Günter; Daheim, Hansjürgen und Fritz Sack (Hrsg.): Soziologie. René König zum 65. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kleining, Gerhard und Harriett Moore (1968): Soziale Selbsteinstufung (SSE). Ein Instrument zur Messung sozialer Schichten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20 (1968): 502-552.
- Kohli, Martin (2002): Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. 31. Soziologiekongress in Leipzig vom 7. bis 11. Oktober 2002. Beitrag im Erscheinen.
- Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen (Hg.) (1998): Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland: Entwicklung, Ursachen, Massnahmen. München: Olzog.
- Kreckel, Reinhard (1997): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt/New York: Campus.

- Kronauer, Martin (1997): „Soziale Ausgrenzung“ und „Underclass“: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: *Leviathan* 25 (1997) 1: 28-49.
- Kudera, Werner et al. (1979): *Gesellschaftliches und politisches Bewusstsein von Arbeitern. Eine empirische Untersuchung*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Kutzner, Stefan; Mäder, Ueli und Carlo Knöpfel (2004): *Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe*. Zürich: Rüegger.
- Lamprecht, Markus (1994): *Die soziale Ordnung der Freizeit: Soziale Unterschiede im Freizeitverhalten der Schweizer Wohnbevölkerung*. Zürich: Seismo.
- Lepsius, M. Rainer (1963): Kulturelle Dimensionen der sozialen Schichtung. S. 96-116 in: Ders.: *Interessen, Ideen und Institutionen*. Opladen 1990: Westdeutscher Verlag.
- Lepsius, M. Rainer (1962): Zum Wandel der Gesellschaftsbilder in der Gegenwart. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 14 (1962): 448-458.
- Lepsius, M. Rainer (1961): Ungleichheit zwischen Menschen und soziale Schichtung. S. 54-64 in: Glass, David V. und René König (Hrsg.): *Soziale Schichtung und soziale Mobilität. Sonderheft 5 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Köln und Opladen Westdeutscher Verlag.
- Lessenich, Stephan (2004): Auf welcher Baustelle wollen wir leben? Die „Krise“ des Wohlfahrtsstaats, die „Reform der Sozialpolitik und die Chancen soziologischer Diagnose. In: *Soziologische Revue* 27 (2004) 1: 29-43.
- Leu, Robert E. et al. (1997): *Lebensqualität und Armut in der Schweiz*. Bern: Haupt (2. Aufl.).
- Levy, Renè and Dominique Joye (1994): What is Switzerland's Stratification like: Classes, Prestige Gradation, Professional Categories? In: *International Sociology* 9 (1994) 3: 313-335.
- Levy, René; Joye, Dominique; Guye, Olivier und Vincent Kaufmann (1997a): *Tous égaux? De la stratification aux représentations*. Zürich: Seismo.
- Levy, René; Joye, Dominique und Vincent Kaufmann (1997b): *Changement structurel et mobilité sociale en Suisse*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 23(1997): 463-490.
- Levy, René (1997c): *Die schweizerische Sozialstruktur*. Zürich: Pro Helvetia.
- Levy, René; Joye, Dominique; Guye, Olivier und Vincent Kaufmann (1998): *Alle gleich? Soziale Schichtung, Verhalten und Wahrnehmung. Deutsche Kurzfassung von „Tous égaux?“* Zürich: Seismo.
- Levy, René (1999): Sozialstruktur und Wirtschaftsstruktur. S. 53-74 in: Klöti, Ulrich et al. (Hrsg.): *Handbuch der Schweizer Politik*. Zürich: NZZ-Verlag.
- Levy, René und Christian Suter (2002): Stratification Research in Switzerland: Where are we at? In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 28 (2002) 2: 181-192.
- Lévy-Strauss, Claude (1968): *Das wilde Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Littek, Wolfgang; Rammert, Werner und Günther Wachtler (1982): *Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie*. Frankfurt/New York: Campus.
- Lopreato, J. and L. E. Hazelrigg (1972): *Class, Conflict and Mobility*. San Francisco: Chandler.

- Loos, Peter und Burkhard Schäffer (2001): Das Gruppendiskussionsverfahren. Opladen: Leske + Budrich.
- Lorenzi-Cioldi, Fabio et Dominique Joye (1988): Représentations sociales de catégories socio-professionnelles: aspects méthodologiques. In: Bulletin de Psychologie Nr. 384/ tome XLI/ 7-9: 377-390.
- Maeder, Christoph und Eva Nadai (2004): Organisierte Armut. Sozialhilfe aus wissenssoziologischer Sicht. Konstanz: UVK.
- Manis, Jerome G. und Bernard N. Meltzer (1954): Attitudes of Textile Workers to Class Structure. In: American Journal of Sociology 60 (1954/55) 1: 30-35.
- Martin, F. M. (1965): Some Subjective Aspects of Social Stratification. S. 51-75 in D. V. Glass (Ed.): Social Mobility in Britain. London: Routledge and Kegan Paul.
- Maruani, Margaret (2002): Ein unvollendetes Projekt: Die Gleichheit von Männern und Frauen in der Arbeitswelt. Köln: Köppe.
- Mayer, Karl Ulrich (1975): Ungleichheit und Mobilität im sozialen Bewusstsein: Untersuchungen zur Definition der Mobilitätssituation. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mayntz, Renate (1958): Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Eine soziologische Untersuchung der Stadt Euskirchen. Stuttgart: Enke.
- Meier, Urs (2003): Handbuch zur Berufsdatenbank. Neuchâtel: BfS.
- Merton, Robert King [1948]: Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin 1995: Walter de Gruyter.
- Meyer, Werner (1985): Soziale Schichtung. S. 194-214 in: Ötterli, Jörg und Peter Zeugin (Hrsg.): Einführung in die Gesellschaftskunde. Zürich: IPSO.
- Modes, Joachim (1998): Vaterverlust und Rekonstruktion in der Biographie von Söhnen. Münster: Lit.
- Moore, Harriett und Gerhard Kleining (1959): Das Bild der sozialen Wirklichkeit. Analyse der Struktur und der Bedeutung eines Images. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 11 (1959): 353-376.
- Moore, Harriett und Gerhard Kleining (1960): Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten in Deutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 12 (1960): 86-119.
- Mooser, Josef (1983): Auflösung der proletarischen Milieus. Klassenbindung und Individualisierung in der Arbeiterschaft vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik Deutschland. In: Soziale Welt 34(1983): 270-306.
- Mrohs, Edmund (1983): Landwirte in der Gesellschaft: Soziale Schichten im Vergleich. Bonn: Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie e. V.
- Neckel, Sighard (2001): Negative Klassifikationen. Ideologien der Ungleichwertigkeit in den symbolischen Ordnungen gegenwärtiger Sozialgruppen. Revidierte Fassung des Antrags für das Projekt 4 im Rahmen des Forschungsverbundes „Stärkung von Integrationspotentialen einer modernen Gesellschaft“. Frankfurt am Main (unv. Manuskript).
- Neckel, Sighard und Kai Dröge (2002): Die Verdienste und ihr Preis: Leistung in der Marktgemeinschaft. S. 93-116 in: Honneth, Axel(Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit: Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurt/New York: Campus.

Neckel, Sighard (2003): Kampf um Zugehörigkeit: Die Macht der Klassifikation. In: Leviathan 30 (2003): 159-167.

Neckel, Sighard; Sutterlüty, Ferdinand und Ina Walter (2003): Teilprojekt 4: Negative Klassifikationen. Projektbericht zur Zwischenbegutachtung. Frankfurt am Main (unv. Manuskript).

Neckel, Sighard, Ferdinand Sutterlüty und Ina Walter (2004): Negative Klassifikationen – Ideologien der Ungleichwertigkeit in den symbolischen Ordnungen gegenwärtiger Sozialgruppen. http://www.ifs.uni-frankfurt.de/forschung/negative_klassifikationen/in-dex.htm (28.07.2004).

Neckel, Sighard und Ferdinand Sutterlüty (2005): Negative Klassifikationen. Konflikte um die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In: Heitmeyer, Wilhelm und John Hagan (Hrsg.): Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS-Verlag (im Erscheinen).

Noll, Heinz-Herbert (1999): Subjektive Schichtestufung: Aktuelle Befunde zu einer traditionellen Frage. S. 147-162 in: Glatzer, Wolfgang und Ilona Ostner (Hrsg.): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen. Opladen: Leske + Budrich.

Öser, O. A. and S. B. Hammond (1954): Social Structure and Personality in a City. London: Routledge and Kegan Paul.

Oschmiansky, Frank (2003): Faule Arbeitslose? Zur Debatte über Arbeitswilligkeit und Leistungsmisbrauch. In: Aus Politik und Zeitgeschichte b06-07/2003. http://www.bpb.de/publikationen/C25W0J,0,0,Faule_Arbeitslose.html (17.12.2004).

Ossowski, Stanislaw [1957] (1972): Die Klassenstruktur im sozialen Bewusstsein. Neuwied und Berlin: Luchterhand.

Pongratz, Hans J. und G. Günter Voss (2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: edition sigma.

Popitz, Heinrich, Hans Paul Bahrdt, Ernst August Jüres und Hanno Kesting (1957): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters: Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Popitz, Heinrich (1958): Zum Begriff der Klassengesellschaft. S. 211-224 in: Ders.: Soziale Normen. Frankfurt am Main 2006: Suhrkamp.

Rechsteiner, Rudolf (1998): Sozialstaat Schweiz am Ende? Zürich: Unionsverlag.

Rosch, Eleanor H. (1973): On the internal structure of perceptual and semantic categories. S. 111-144 in: Moore, Timothy E. (Ed.): Cognitive Development and the Acquisition of Language. New York/San Francisco/London: Academic Press.

Rothböck, Sandra; Sacchi, Stefan und Marlis Buchmann (1999): Die Rekrutierung der politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Eliten in der Schweiz. Eine explorative Studie. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 25 (1999) 3: 459-496.

Sandberger, Johann-Ulrich (1977): „Gesellschaftsbilder“ als subjektive Indikatoren im sozialpolitischen Bereich. S. 11-41 in: Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (Hg.): Politisches Klima und Planung. Soziale Indikatoren V. Frankfurt/New York: Campus.

Sandberger, Johann-Ulrich (1983): Artikel „Gesellschaftsbild“. S. 112-124 in: Lippert, Ekkehard, Roland Wakenhut (Hrsg.): Handwörterbuch der politischen Psychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Sandberger, Johann-Ulrich (1983): Zwischen Legitimation und Kritik. Vorstellungen von Akademikern, Studenten und Bevölkerung zur sozialen Ungleichheit. In: Zeitschrift für Soziologie 12 (1983) 3: 181-202.

Schallberger, Peter (2000): Subsistenz und Markt. Bäuerliche Positionierungsleistungen unter veränderten Marktbedingungen. Bern: Verlag Institut für Soziologie.

Schefer, Gerwin (1969): Das Gesellschaftsbild des Gymnasiallehrers. Eine Bewusstseinsanalyse des deutschen Studienrats. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schelsky, Helmut (1953): Die Bedeutung des Schichtbegriffs für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft. S. 331-336 in: Ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf/Köln 1965: Eugen Diederichs.

Schmeiser, Martin (1986): Pierre Bourdieu - Von der Sozio-Ethnologie Algeriens zur Ethno-Soziologie der französischen Gegenwartsgesellschaft. Eine bio-bibliographische Einführung. In: Ästhetik & Kommunikation 16. Jahrgang (1986) Heft 61/62: 167-183, 164-165.

Schmeiser, Martin (1996): Deutsche Universitätsprofessoren mit bildungsferner Herkunft. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 3 (1996), S. 135-183.

Schmeiser, Martin (2003a): ‚Missratene‘ Söhne und Töchter: Verlaufsformen des sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien. Konstanz: UVK.

Schmeiser, Martin (2003b): Verlaufsformen des intergenerationellen sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien: Eine Typologie. In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung 3/2003: 379-422.

Schmeiser, Martin (2006): Soziologische Ansätze der Analyse von Professionen, der Professionalisierung und des professionellen Handelns. In: Soziale Welt 57 (2006): 295-318.

Schultheis, Franz et al. (1996): Repräsentationen des sozialen Raums im interkulturellen Vergleich. Zur Kritik der soziologischen Urteilskraft. In: Berliner Journal für Soziologie 6 (1996) 1: 43-68.

Schumann, Michal et al. (1982): Rationalisierung, Krise, Werft. Eine empirische Untersuchung der Industrialisierung auf der Werft. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Schumann, Michael (2003): Metamorphosen von Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein. Hamburg: VSA-Verlag.

Schwebke, Klaus-Jürgen (1974): Das Gesellschaftsbild und das gesellschaftliche Selbstbild des angestellten Ingenieurs. Aachen: Diss.

Schweizerischer Verband für Berufsberatung (SVB) (2000): Swissdoc. Berufsverzeichnis systematisch. Dübendorf: SVB.

Schwonke, Martin (1966) : Das Gesellschaftsbild des Lehrers. In : Die deutsche Schule 58 (1966) 2 : 73-85.

Sidjanski, Dusan; Kerr, Henry und Jaques Nicola (1974): Presentation des Resultats: Enquete Sur Le Comportement Politique En Suisse 1972. Geneve: Département de Sience Sociale.

Siebenhaar, Beat und Alfred Wyler (1997): Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. Zürich: Pro Helvetia.

Solka, Heike (2005): Ohne Abschluss in die Bildungsgesellschaft. Die Erwerbchancen gering qualifizierter Personen aus soziologischer und ökonomischer Perspektive. Opladen: Barbara Budrich.

Stamm, Hanspeter; Lamprecht, Markus; Nef, Rolf; Joye, Dominique und Christian Suter (2000): Die Ungleichheitsstruktur der Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. S. 9-51 in: Farago, Peter (Hg.): Analysis of Comparative and Longitudinal Data. 3 Contributions Using ISSP, Eurobarometer and Household Panel Data. SPP Working Paper 6. Bern: SNF.

Stamm, Hanspeter; Lamprecht, Markus und Rolf Nef (2001): Die Wahrnehmung der sozialen Ungleichheit in der Schweiz. Zusammenfassung des Schlussberichts zu einem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekt (Gesuch Nr. 5004-54350). Zürich (Manuskript).

Stamm, Hanspeter und Markus Lamprecht (2002): The Perception of social inequality: a longitudinal international comparison with special reference to Switzerland. Kurzbericht. Zürich (unveröff. Manuskript).

Stamm, Hanspeter; Lamprecht, Markus; Nef, Rolf (2003): Soziale Ungleichheit in der Schweiz: Strukturen und Wahrnehmungen. Zürich: Seismo.

Stamm, Hanspeter und Markus Lamprecht (2005): Eidgenössische Volkszählung 2000: Entwicklung der Sozialstruktur. Neuchatel: Bundesamt für Statistik.

Statistisches Bundesamt Wiesbaden (1992): Klassifizierung der Berufe – Systematisches und alphabetisches Verzeichnis der Berufsbenennungen. Stuttgart: Metzler-Poeschel.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2002): Datenreport 2002: Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Steinert, Heinz (1979): Etikettierung im Alltag. S. 388-404 in: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts. Band VIII: Lewin und die Folgen. Zürich: Kindler.

Stettler, Peter und Chantal Volz (2002): Multikulturalismus als Bedrohung. Die heile Welt der Familie Fischer. Bern: Verlag Institut für Soziologie.

Strauss, Anselm (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: UTB/Fink.

Strauss, Anselm und Juliet Corbin (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz/PVU.

Tajfel, Henri (1982): Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Bern/Stuttgart/Wien: Hans Huber.

Teckenberg, Wolfgang (2000): Wer heiratet wen? Sozialstruktur und Partnerwahl. Opladen: Leske + Budrich.

UBS (2003): Preise und Löhne. Ein Kaufkraft- und Lohnvergleich rund um die Welt / Ausgabe 2003. o. O. und o. V.

Weber, Max [1922] (1985): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr (Siebeck) (5. Aufl.)

Weber-Menges, Sonja (2004): „Arbeiterklasse“ oder Arbeitnehmer? Vergleichende empirische Untersuchung zu Soziallage, Lebenschancen und Lebensstilen von Arbeitern und Angestellten in Industriebetrieben. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wernet, Andreas (2000): Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich.

Weyrauch, Walter O. (1970): Zum Gesellschaftsbild von Juristen. Eine vergleichende Untersuchung über die subjektiven Faktoren im Recht. Neuwied/Berlin: Luchterhand.

Willener, Alfred (1957): *Images de la société et classes sociales*. Bern: Stämpfli.

Willis, Paul [1977] (1979): *Spass am Widerstand: Gegenkultur in der Arbeiterschule*. Frankfurt am Main: Syndikat.

Wirth, Heike (2000): *Bildung, Klassenlage und Partnerwahl. Eine empirische Analyse zum Wandel der bildungs- und klassenspezifischen Heiratsbeziehungen*. Opladen: Leske + Budrich.

Wohlrab-Sahr, Monika (2003): *Objektive Hermeneutik*. S. 123-128 in: Bohnsack, Ralf et al. (Hrsg.): *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske+Budrich.

Wright, Eric Olin and L. Perrone (1977): *Marxist Class Categories and Income Inequality*. In: *American Sociological Review* 42 (1977): 32-55.

Wright, Erik Olin (1985): *Classes*. London: Verso.

Zilian, Hans Georg und Johannes Moser (1989): *Der rationale Schmarotzer*. In: *Prokla* Heft 77, 19. Jg. (1989) 4: 33-54.

Zollinger, Lukas (2004): *Der Mittelstand am Rande. Christoph Blocher, das Volk und die Vorstädte*. Bern: Verlag Institut für Soziologie.

Zwicky, Heinrich (1987): *Die Wahrnehmung sozialer Ungleichheit. Kurzzusammenfassung der Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der Schweizerischen Wohnbevölkerung im Herbst 1987*. Zürich (vervielf. Broschüre).